

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

1. Abschnitt

Häuslichkeit / Früheste Eindrücke / Vorfahren

Am 1. Oktober 1855 wurde ich zu Karlsruhe geboren. Der Wunsch meiner Eltern, einen Sohn zu besitzen, war erfüllt. Ich war ihr Erstgeborener; später folgten noch drei Brüder; eine Schwester hatte ich leider nie. Meine Mutter wünschte sich ein Duzend Kinder und beneidete lebenslang alle Mütter, die mehr Kinder hatten als sie; sie war keine kinderverpörende „Mutter“ modernen Stils.

Mein Vater war zur Zeit meiner Geburt Oberleutnant im Karlsruher Grenadierregiment; ein pflichttreuer, gewissenhafter Offizier, wiewohl niemals mit Leib und Seele Soldat; er war von seinem Vater genötigt worden, den kriegerischen Beruf zu ergreifen, und konnte dies nie ganz vermeiden; alle seine Fähigkeiten schienen ihn für ein kaufmännisches Fach bestimmt zu haben; wirtschaftliche, stadtgemeindliche Gegenstände lagen ihm vorwiegend am Herzen. Er hat in späten Jahren, da er längst als Oberleutnant im Ruhestand lebte, die Wahl in den Karlsruher Stadtrat mit Freuden angenommen, was ihm von altmodischen Waffengefährten im veralteten Standesdünkel schwer verübelt wurde; er kannte keinen Unterschied in der Person und war im besten Sinne des Wortes demokratisch. Und dabei so ritterlich gegen Untergebene, daß er sich bei einer neu zu mietenden Dienerin entschuldigte, sie im Schlafrock empfangen zu müssen, da er sich unpäplich fühle!

Bald nach meiner Geburt war ich so krank, daß man an meinem Aufkommen zweifelte; längere Zeit galt ich für aufgegeben. Bei den alten Spartanern oder Germanen wäre ich vermutlich als lebensunfähig in einer Felschlucht ausgesetzt worden. Langsam erholte ich mich und war dann, abgesehen von wenigen, unerläßlichen Kinderkrankheiten, niemals mehr ernstlich krank.

Meine Eltern lebten in schmalen Umständen, so daß sie die zahlreichen Besuche der Ärzte nicht leicht erschwingen konnten, wiewohl dazumal —

laut Haushaltbuch meines Vaters — der Gang eines Arztes gebührens-
mäßig bloß mit zwanzig Kreuzern entlohnt wurde.

Mein Vater wurde schon in seiner ledigen Zeit als junger Leutnant
von seinem sehr wohlhabenden Vater im Taschengeld so knapp gehalten,
daß, wie er manchmal erzählte, sein Abendessen öfters in einem Milch-
weck und einem Schluck frischen Wassers bestand, den er aus einem in-
zwischen verschwundenen Rohrbrunnen am „Roten Haus“ zu sich nahm.
Schulden machen wollte er um keinen Preis, obwohl ihm oft Summen
verführerisch angeboten wurden, da die Wohlhabenheit meines Groß-
vaters stadtbekannt war, und jeder sicher sein konnte, wieder zu seinem
Gelde zu kommen. Einen gediegeneren, in seiner Lebensführung fester
gegründeten, gegen jeden Mitmenschen gerechteren Mann als meinen
Vater hat es selten gegeben. Weil er nicht die blendenden, geselligen
Gaben meiner Mutter hatte, wurde er oft unterschätzt; aber er besaß den
außerordentlichen Blick, die Menschen sofort bis in ihr Innerstes zu durch-
schauen, und manchem, der ihn vielleicht allzu gering einschätzen mochte,
hat er nicht nur ins tiefste Herz, sondern weit über den Kopf gesehen. Er
war ein Liebling der Götter; er ward in seinem 66. Lebensjahr durch einen
schmerzlosen, plötzlichen, ungeahnten Tod auf der Straße dieser leid-
erfüllten Erde entrückt.

Meine Mutter, eine schöne, stattliche Erscheinung, bezauberte durch
ihren lebendigen Geist, ihr munteres Wesen, ihre besriedigende Lebens-
würdigkeit die Herzen fast aller, die ihr nahe traten; sie war überaus
menschenfreundlich, gastfrei, opferfähig und uneigennützig; anderen
Freude zu bereiten schien unbewußt ihr Lebenszweck. Sie lebte damals
so gesellig, als es die kleinen Verhältnisse zuließen. Später, als sich die
Lage meiner Eltern besser, ja glänzend gestaltete, wurde unser Haus ein
wahrer Tummelplatz für Gäste.

Meine spätere Abneigung gegen geselliges Leben, mein Hang zur Ein-
samkeit, der mir oft tadelnd vorgeworfen wurde, wurzelten von früh an
in den Erzpflögenheiten des Elternhauses. Als junger Mensch tat ich ein
Gelübde, mein Leben, zur Selbstständigkeit gelangt, nicht verzetteln, son-
dern mir selbst leben zu wollen; unter Kämpfen mit lästigen Zudrings-
lingen, unter unablässigem Abwehren mich Mißverstehender bin ich mei-
nem Grundsatz ziemlich treu geblieben.

Von jeder spätern Reise kam meine Mutter reichbeladen nach Hause,
mit stünigen Geschenken für die entferntesten Bekannten; an Weihnachten
pflegte sie sechzig Personen zu beschenken. Das Schenken war fast zur Sucht

bei ihr geworden. Sie besaß große Empfänglichkeit für Kunst und Poesie, war musikalisch und verklärte durch Klavierspiel ihrem Gatten manche Stunde dienslichen Verdrußes . . . Beide Eltern leuchten mir in dankbarer Erinnerung. Wer das hochgewachsene, gesundheitsstrogende Paar durch die Straßen wandeln sah, hätte ihnen ein höheres Alter verheißen, als sie erreicht haben. — —

Aus meinen frühesten Erinnerungen tönen die Grundklänge des Daseins herauf: Freud' und Leid. Das heitere Gedenken: mit einem Vergiftmeinnichtkränzlein um die Stirne ward ich bei einem Familienfestschmaus ins Zimmer hereingeführt. Das traurige: ich sah vom Fenster meines Großvaters Bierordt am Rondellplatz dem Leichenbegängnis des Markgrafen Wilhelm von Baden zu. Die schwarzbehängten Pferde, der große, altmodische, fürstliche Leichenwagen mit silbernen Fransen und dunkeln, nickenden Straußenfedern, die gaffende Volksmenge auf Platz und Straßen machten bleibenden Eindruck auf meine kindliche Anschauungskraft. Dies war im Herbst 1859.

Lange Zeit war meine Leidenschaft: einen grünen Schleier zu tragen; ich war jedesmal unglücklich, wenn durch Gewaltspruch des Vaters der geliebte grüne Schleier, als eines Knaben unwürdig, entfernt werden mußte. Im übrigen war meiner Spielleidenschaft Genüge getan, wenn ich, still und einsam in der Ecke sitzend, mit einem Schlüssel oder einem gewöhnlichen Stück Holz mich beschäftigen konnte. Vom übertriebenen Aufwand späterer Kinderspielsachen hatte man noch keine Ahnung. Manchmal sagte meine Mutter in dem überladenen Spielzimmer der nachgeborenen Brüder zu mir: Du bist noch aus unserer armen Zeit!

Einer meiner frühesten, mir nur dämmerig bewußten Kinderschmerzen aus der Waldstraße war der jähe Tod eines Kanarienvogels. Fifi war so zahm, daß er auf den Esstisch flog und meiner Mutter Brotkrumen und Zucker aus der Hand pickte, und so geschickt, daß er auf dem Nähtisch den Zwirn mit dem Schnäbelchen entzwei zu heißen verstand. Er saß am Stubenboden, als es klingelte; die achtlose Magd übersah das kleine Geschöpf und zertrat ihm das Köpfchen. Er stand noch ein Jahrzehnt ausgestopft auf dem mütterlichen Schreibtisch, gewissermaßen als sein eigenes Denkmal.

Meine Mutter hatte in jener Waldstraßenwohnung über häufige Bettlerbesuche zu klagen. Der Hausbesitzer, Schlosser Stelz, war Sprecher einer frommen Sekte und hielt Bibelstunden und Gottesdienste im Hinterhaus ab, was wohl mit Ursache jener Bettlerzudringlichkeit war. Als ihm meine

Mutter Beschwerde hierüber führte, riet er ihr sein Mittel dagegen an: er habe gedruckte, fromme Verse, da gebe er jedem Ankömmling einen und verspreche ihm Almosen, wenn er beim nächsten Besuch den Spruch auswendig könne — es sei noch keiner wiedergekehrt...

Mein Großvater Vierordt, der seine Kinder mehr als Haushälterisch hielt und meinen Vater einst zwang, ins badische Kadettenhaus einzutreten, war früher Bankherr gewesen. Durch eine unglückliche Ehe, die geschieden ward, blieb ihm zeitlebens eine Bitternis. Sein edles Herz ließ die Welt nicht entgelten, was sie ihm zuleide getan; er war ein öffentlicher und noch mehr ein stiller Wohltäter: Karlsruhe dankt seiner Freigebigkeit das ihm zu Ehren benannte Vierordtbad. Man wollte nach seinem 1867 erfolgten Tod ursprünglich von dem letztwillig seiner Vaterstadt vermachten Betrag eine Markthalle bauen; aber da gab es eine wahre Gemüßweiberempörung. Die ländlichen Marktfrauen wollten durchaus, wie ihre Mütter und Urahnen, lieber in Schneesturm und Regenwirbeln auf freiem Plaze schlotternd kauern, als behaglich in gedeckter Halle sitzen! So sank das Vorhaben ins Grab, und man einigte sich auf Erstellung eines Bades, das nicht etwa von dem Erblasser beabsichtigt war.

Von starr rückschrittlicher Gesinnung, ein Bewunderer Metternichs, ein Mann der Ordnung, der Polizei, hatte mein Großvater eine fast abgöttische Vorliebe für den Soldatenstand, den er mehr um etwaiger Schergen- und Scharwachtdienste, als um großer vaterländischer Kriegsthaten willen verehrte; seine Spaziergänge, die er mit eigentümlicher Liebhaberei bei grellestem, heißestem Sonnenschein unternahm, pflegte er so einzurichten, daß er rechtzeitig zum Aufziehen der Schloßwachtparade kam, einem Schauspiel, an dem er sich nie satt sehen konnte. Vor jedem Schilderhaus blieb er stehen und betrachtete wohlgefällig und ordnungsgesichert den schilbernden Gewehrträger als Sinnbild der Staatserhaltung; zog eine Streifwache vorüber, eilte er, den Anblick nicht zu versäumen und das, wie er sich ausdrückte, „Soldatenleben“ mitanzusehen. In seiner Jugend war er Pestalozzis Schüler in Yverdon gewesen; später hatte er große europäische Reisen gemacht, die ihn nach Paris, London, ja bis Konstantinopel führten; in seinen älteren Tagen war seine einzige, wenig kostspielige Gepflogenheit, Sonntags mit seinem alten Freund Klose durch den hohen, schnurgeraden Pappelbaumweg nach Durlach in die „Karlsburg“ zum Mittagessen zu gehen, das in jener unwiederbringlich schönen Zeit bloß 24 Kreuzer kostete!

Ich durfte häufig als kleiner Junge meinen Großvater auf seinen Gängen in den Schloßgarten begleiten, wo wir das gespensterhafte, erhöht gelegene, längst hinweggeräumte „Chinesische Häuschen“ mit seinen goldgelben Fenstern besuchten und jeweils in der „Kaffeemühle“ und in der „Pfanne“ — wie man zwei tiefe, seit vielen Jahren zugeschüttete Mulden im Schloßpark nannte — „Fangerles“ miteinander spielten. Die größte Freude machte mir, wenn ich auf den gußeisernen Hirschen beim schönen Parktor am Eingang in den Fasanengarten reiten durfte. Anlagen und Rasen waren noch nicht so sorgsam gehegt, sondern halbverwildert; der Fasanengarten stand aber jedem Besucher offen.

Auch ins Theater nahm man mich mit; einmal in ein Tanzspiel „Harlekins Liebesabenteuer“. Der Held ward im Stück von einem Geisterchor in Fegen gezerrt, die Fegen wurden in einen hohlen Baumstamm geworfen, und schließlich erscheint durch irgendwelchen Zauber Harlekin gesund und zusammengeflücht wieder. Ein andermal durfte ich den „Freischütz“ sehen, worin mich zumeist der Mond fesselte; auf dem Heimweg über den Marktplatz bei der Pyramide wunderte ich mich, den Mond nunmehr über der protestantischen Kirche stehen zu sehen und erkundigte mich, ob er, aus dem abendlichen Theaterdienst entlassen, wieder an den Himmel zurückgekehrt sei? Auch sah ich das Weibelsche Singspiel „Lorelei“ in Mendelssohns Vertonung aufführen; die Hauptdarstellerin, Frau Howig — eine gefeierte Größe der Karlsruher Hofbühne —, stürzte sich zuletzt von einem Felsen in die Flut, was mich veranlaßte, daheim von allen Stühlen herabzuspringen und mir einzubilden, die „Lorelei“ zu sein!

Mein Großvater Vierordt und mein Vater waren so kerngesund — dieser verschluckte sogar alle Kirschensteine, ohne die geringste Beschwerde zu fühlen —, daß sie jede Krankheit bei andern für Faulheit oder Eibildung hielten. Zwanzig Jahre kam kein Arzt ins Haus; trotzdem übersandte mein Großvater nach altem Brauche dem Hausarzt an jedem Neujahrstag ein „Fikum“; beim zwanzigstenmal bekam er das Geld vom Arzt mit der Begründung zurückgestellt: daß er anstandshalber fernerhin nichts mehr annehmen könne. — —

Unweit von meinem Geburtshaus lebten in einer Dienstwohnung, Herrenstraße 39, meine mütterlichen Großeltern. Mein Großvater, Hofrat Wilhelm Schmidt, war an Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit und streng altständiger Gesinnung ganz das Ebenbild meines anderen Großvaters; ein Beamter und Altknensch alten Schlages; von einer blinden Fürstenverehrung und Hingabe an das Groß-

herzogliche Haus von Baden, wie sie in solchem Maße wohl nur in einer kleinen Residenz gedeihen können. Er war viele Jahre Vermögensverwalter der Großherzoglichen Familie, und diese hat sicherlich niemals einen zuverlässigeren und treuer ergebener Diener gehabt. Millionen an vertrauten Geldes gingen durch seine Hand; er ist ganz arm gestorben. Sein einfacher Haushalt, die Erziehung seiner beiden Kinder und lange Krankheit gegen das Ende seines Lebens verschlangen völlig sein mäßiges Gehalt.

Ein einziges Mal in seinem Leben, als er in der Revolutionszeit von 1849 bei nächtlichem Nadbruch in einem Walde der Rheinpfalz den Silberschatz des Großherzoglichen Hauses rettete und als er durch die Pfälzer Städte in einer Kutsche vor dem Wagen seines ihm ziemlich ähnlich sehenden fürstlichen Gebieters gewissermaßen als Blitzableiter fahren mußte, damit in der unruhigen Zeit ein mögliches Attentat auf ihn abgelenket werden könnte, bedachte ihn Großherzog Leopold mit einer Zuwendung von 550 Gulden.

Zur Zeit der Staatsumwälzung, 1849, war es nicht unbedenklich, Hofbeamter zu sein. Freischärlerhorden mit roten Federn auf den Heterhäuten zogen an der Wohnung meiner Großeltern vorüber, riefen hinauf: „Da wohnt auch solch ein Hofnarr!“ und richteten die Gewehrläufe nach den Fenstern, so daß man Bettpolster und Schränke zum Schutz davor stellte.

Seinem Fürsten, dem mein Großvater jeden Augenblick mit Freude sein Leben geopfert hätte, war er so tief ergeben, daß er in seinen nur für den eigensten Haus- und Taschengebrauch bestimmten Vermerken nie gewagt hätte, schlechtweg vom „Großherzog“ zu sprechen, ohne ein vollausgeschriebenes „Seine Königliche Hoheit“ voranzusetzen.

Mein Großvater Schmidt, der nichts weniger als ein Feinschmecker und Tischfeger war, ist mir seltsamerweise nur erinnerlich, wie er, ein großes, weißes Mundtuch um den Hals geschlungen, in der Rechten das Bratenmesser, in der Linken den Schleifstahl schwingend, am Mittagessen saß. Er, dem ich an Wuchs, Kopfbildung und Gesichtsausdruck gleiche, stammte aus bescheidenen Verhältnissen, war der Sohn eines Schreiners und hatte sich durch Fleiß und Befähigung zu einer angesehenen Stellung emporgeschwungen. Somit stamme ich von dieser Seite her aus Handwerkerkreisen; daher steckt es mir vielleicht im Blut, daß ich daheim und auf Reisen mit Vorliebe Werkstätten aufsuche, den Arbeitern bei ihrer Tätigkeit zuschaue und mich von ihnen belehren lasse, überhaupt gern mit

einfachen Leuten ein schlichtes Gespräch führe. Ich habe, als ich längst Besitzer eines eigenen Hauswesens war, die erfreuliche Genugtuung erlebt, daß ein Anstreicher — oder vielmehr Maler, wie sich die Lüncher nachmals mit Stolz nannten —, der in meinem Hause beschäftigt war und mit dem ich mich, wie mit einem Gleichgestellten, über alle möglichen, auch über politische Dinge unterhalten hatte, hinter meinem Rücken die Ausrufung tat: „Ja, wenn alle Leute wären, wie der Herr Doktor, dann gäb' es keine Sozialdemokratie, die wesentlich Folge des Hochmuts der Höhergestellten gegen die Geringeren ist.“ —

Meine Großmutter Schmidt, eine geborene Arnold, ragte ein volles Menschenalter hindurch in mein Leben herein, und hat deshalb von sämtlichen Gliedern der vorelterlichen Geschlechtsfolge den erheblichsten Einfluß auf mich ausgeübt; sie verkörperte das Urbild einer Großmutter. Sie war noch in Zeiten aufgewachsen, „où Berthe filait“, wo man, wie sie es wirklich tat, neun volle Jahre bei trübseeligem Unschlittstämpchen als treu liebende Braut sich die Aussteuer selber spann, wo man noch keine gedruckten Kochbücher hatte, sondern eine ganze Bäckerei von Kochanweisungen eigenhändig niederschrieb und den lieben langen Tag in Haushalt und Küche wirtschaftete. Spätzle, Mantaschen und Vanillesterne habe ich in solcher Wohlgeschmecktheit nirgends wieder genossen, wie aus der großmütterlichen Küche.

Als sie sich mit meinem Großvater verheiratet hatte und an Sonntagen zuweilen zur Erholung und Fortbildung etwas lesen wollte, pflegte ihre Schwiegermutter sofort ihr das Buch aus der Hand zu nehmen: „Rike, eine Hausfrau liest nicht!“

Aber auch auf dem übersinnlichen Gebiete der Traumdeutungen und Vorahnungen war meine Großmutter keine Fremdlingin; so führte der Traum sie einst (im Mai 1842) durch ein dunkles Tal, indes ihr verstorbener Bruder in lichthem Gewande, von Feuerhelle bestrahlt, auf einem Berge stand und, mit der Hand nach Norden deutend, zu ihr herabrief: „Friederike, Hamburg brennt!“ Sie erzählte dies der versammelten Familie beim Frühstück. Um die Essenszeit eilte mein Großvater bestürzt aus seinem Arbeitsraum herauf und berichtete, seine Frau fast wie ein unirdisches Wesen anstarrend, daß soeben die Nachricht von einem ungeheuren Brand der mächtigen Hansastadt durch den Optischen Telegraphen gemeldet worden sei! Von jener Zeit an war ihr Familienansehen in allen Traumwahrnehmungen unumstößlich . . . Noch in späten Jahren konnte sie sich ängstigen, wenn eine weiße Taube gegen das Fensterbrett

geflattert kam; sie galt ihr als Vorbotin nahen Todesfalles; kurz vor ihres Mannes Heimgang sei auch eine solche Unheilstaube vor das Fenster geschwebt.

Als ich schon längst erwachsen war, reichte sie mir vor Antritt jeder Reise, zum Beginn jedes neuen Lebensabschnittes drei Bissen Brot — nach süddeutscher Redeweise „drei Bröckle Brot“ —, wohl in unbewusster, volkstümlicher Anlehnung an die Dreifaltigkeit, und hielt mich dann in treuem Glauben vor Unfall und Anfechtung gefeit.

Zu meinen liebsten Kindererinnerungen gehören die Abende, da große Weihnachtsbäckerei war und ich allerhand schöne Teigkunstwerke mitfertigen durfte. Wie wußte da meine gute Großmutter so anmutig von alten Zeiten zu plaudern: bald von der russischen Einlagerung im Pfarrdorf Eschelbach bei Langenbrücken, im Jahr 1814, wo ihre Mutter einem zudringlichen Kosaken ein unausgenommenes, deshalb ungenießbares Huhn kochgerecht zubereitet und aus Rache beim Abschied auf das Pferd hinaufgereicht hatte, und wie die kinderfreundlichen Lanzenreiter der Steppe sie nebst ihren kleineren Geschwistern auf den Esstisch hoben und mit ihren härtigen Gesichtern küßten; bald vom Hungerjahr 1817 und den großen, dieses verursachenden Überschwemmungen im Rheindorf Liedolsheim, wo sie seit 1815 ihre Jugend als Landpfarrerstochter verbracht hatte: wie man im Kahn auf den überschwemmten Kornfeldern umhergefahren sei und die goldenen Ähren sich unter dem Kiel des Bootes traurig verfaulend geneigt haben; bald vom Einbrecher, den sie als mutige, entschlossene Jungfrau durch einen Flintenschuß vom Kirschbaum herunterschreckte, oder von heißen Sommertagen, an denen sie von der Kanzel der kühlen Dorfkirche herab ihren Freundinnen Schauspiele und Gedichte, sogar einmal Bretthes „Clavigo“ vorlas; oder bald gar die unheimliche Geschichte vom Dorfbürgermeister, dessen veilschenblaues, nur von ihr in dieser Farbe wahrgenommenes Gesicht im Sonntagmorgengottesdienst ihr seinen demnächstigen Tod vorausverkündete! Wer nicht eine liebende Großmutter besaß, bei der er Behagen fühlte und Verständnis fand, um deren weißhaarige Schläfe sich, wie silberner Nebelduft, ein Kreis von frommen Sagen spinnt, der hat kein volles Kindheitsparadies genossen! . . .

Von 1789—1815 war mein Urgroßvater Arnold Pfarrer zu Eschelbach gewesen. Gern erzählte meine Großmutter, wie eines Tages der Gutsherr aus dem unfernen Eichtersheim, ein Herr von Benningen, am Pfarrhaus vorgefahren sei, ihren Vater, wie er stand und ging, in

Schlafrock, Hausschuhen und langer Tabakspfeife, unter allerlei Kriegslist in seinen Wagen gelockt und den zappelnd Widerstrebenden auf und davon entführt habe, um ihn einige Zeit in seinem häuslich-gemütlichen Aufzug zu Eichtersheim im freiherrlichen Schloßchen zu beherbergen . . .

Schon der Vater meines Urgroßvaters, Johann Wilhelm Arnold, war Pfarrer zu Eschelbach. Ich besitze noch unter alten Familienpapieren einen Beleg aus jener Zeit von ihm: ein schwülstiges, damals gewiß für weisevoll gehaltenes Gedicht vom Juli 1763, das mein Urahn für Herrn Emmerich Joseph von Breidenbach zu Biresheim verfaßte, als dieser „durch einstimmige Wahl eines Erz-hohen Dhom-Capituls zum Erz-Bischoff und Churfürsten zu Mainz erwähler“ worden war. Bei den „zu Eschelbach, in die Kellerey Hirschhorn gehörig, den 31. Julii gehaltenen unterthänigsten Freuden- und Glückwünschungs-Festn“ wollte er als „demüthigster Vorbitter und unterthänigster Knecht Ihro Churfürstlichen Gnaden seine Kirch und Gemeinde unterthänigst gehorsamst empfehlen“. Hoffentlich ist es ihm bei dem „Geseegneten Joseph“ durch sein tief in Staub gebeugtes Keimwerklein auch gelungen! — —

Erschien einer der Großherzoglichen Prinzen in Geschäften auf der Amtsstube meines Großvaters, so ging durch das ganze Haus ein Schauer der Andacht; man bekam ordentlich Gänsehaut, wie wenn ein göttliches Wesen in Goldwolken über das Haupt armer Sterblicher dahinschwebte. Kam der in österreichischen Diensten stehende Prinz Karl von Baden, der jüngste Bruder des Großherzogs, in seinem schneeweißen Waffenrock ins Haus, flog ich zur Küche und berichtete meiner Großmutter am Herd atemlos die wichtige Kunde, daß der „Anstreicher“ — ich meinte: Osterreich — wieder da sei!

Die mächtigen, altmodischen Hofstutschen aus dem vergangenen Jahrhundert, die noch häufig im Gebrauch waren und keinen ewigen Schuppen schlummer schliefen, erregten mein Entzücken; reichbekunkerte Schranzen in stattlichen Zweispizhüten saßen auf gewaltigem, quastensverziertem Bock; zwei Kammerhusaren standen auf dem Trittbrett hintenauf. Die „Hofböcke“ und die „Hofquasten“ spielten keine kleine Rolle in meiner Kindergedankenwelt. Fragte man mich: was ist dein Großvater? antwortete ich mit Hofratsentfesselstolz: er ist Hofrat bei Hofe! Kurz, das Wörtlein „Hof“ war das A und O in jenem Hause . . .

Das breitfenstrige Eßzimmer, das nach hinten auf den maulbeerbaumgeschmückten Hofraum ging, war der Tummelplatz meiner kindlichen Spiele. Eine mächtige, in gelblichem Ton gehaltene Kreidezeichnung be-

deckte die halbe Stubenwand: Karl Wilhelms Traum. Zu Füßen eines dicken Baumstammes im Walde war Markgraf Karl Wilhelm von Baden in tiefen Schlummer gesunken und hatte das sagenumwobene Traumgesicht von der Gründung seiner künftigen Hauptstadt Karlsruhe; neben ihm graste sein Jagdroß . . . Angesichts dieses Bildes spielte ich halbe Tage lang mit einer gangbaren Mühle und einer großen, blechernen Puppentutsche, die noch aus Kinderzeiten meiner Mutter herrührten.

Zuweilen arbeitete eine Kleidernäherin an dem großen Fenster, der ich Schabernack zu verüben mich vergnügte; unzählige Male konnte ich um den Esstisch kreisen und unermüdetlich singen:

Fräulein Bender, Fräulein Bender,
Heiraten Sie einen Engländer!

So hatte ich damals schon meinen ersten Vers in die Welt gesetzt! —

In meiner Jugend starben die Menschen vorwiegend an Nervenfieber, Schleimfieber oder besonders oft an Unterleibsentszündung. Etliche Jahrzehnte später, als Typhus, Influenza und Blinddarmentzündung üblich wurden, hörte man erstaunt fragen, wie es komme, daß ehemals von diesen Krankheiten nie die Rede gewesen sei? Ich vermute, daß es die alten Abel unter neuen Aufschriften sind; so will mir scheinen, als ob die früher stark verbreitete, viele Opfer fordernde Unterleibsentszündung und die jetzt erschreckend auftretende Blinddarmentzündung dasselbe bedeuteten.

Großen Wert legte man darauf, daß die Kinder Mandelmilch und Kräutertee tranken; auch rief mir meine Großmutter fast allabendlich Arm und Bein mit gewärmtem Wein ein, was außerordentliche Gliederkraft verleihen sollte . . .

Im großelterlichen Hause wohnte noch der einzige Bruder meiner Mutter, Leutnant Gustav Schmidt, der 1866 ein frühes, erschütterndes Ende finden sollte; ein Ausbund zeichnerischer und gefanglicher Gaben; pfeifen konnte er, daß es ein Genuß zu hören war. Jung, wie er war, trieb er gern allerlei Jux. In seinem Zimmer lag auf einem Tabakstasten ein Totenschädel; ihm hatte er eine lila Samtmütze aufs kahle Haupt gestülpt, zwei gemalte Papieraugen in die leeren Augenhöhlen eingefügt und eine weiße, holländische Tonpfeife zwischen die gebleckten Zahnreihen gesteckt. Mir war es deshalb nie ganz geheuer in diesem Raum, und nur mit Widerstreben näherte ich mich allein dem Totenkopfe, der so gemütslichsgrausig dreingrinste, und war heilfroh, wenn ich wieder glücklich draußen war.

Wie ich mütterlicherseits durch meinen Großvater Schmidt aus katholischen Handwerkerkreisen, durch meine Großmutter aus einer protestantischen Pfarrherrndynastie stamme — etwas Pastorenhaftes ist mir in äußerer Erscheinung haften geblieben, so daß ich ständig für einen Geistlichen gehalten worden bin —, so leite ich väterlicherseits meinen Ursprung von Beamten und Gelbblutigen her; aber auch von Bierordtscher Seite ist eine kleine theologische Beimischung hinzugekommen, indem einer meiner väterlichen Vorfahren Diakonus, ein anderer gar Bischof der Bräutigamsgemeinde zu Herrnhut war; man kann also mir das Aussehen eines Gottesgelehrten nicht verargen!

Die Familie Bierordt entstammt, soweit dies zu verfolgen möglich, dem Fürstentum Waldeck, wo 1586 in dem hügeligen, von Kornfeldern umgebenen hübschen Landstädtchen Corbach ein Orgelspieler und Gymnasiumslehrer Engelbert Bierordt nachweisbar ist. Die Schreibung des Namens in dem Corbacher „Alten Bürgerbuch“ schwankt zwischen Bierordt, Bierortt und Bierord; seit etwa 1630 ist die jetzige Schreibweise üblich, Engelbert, Stefan und Caspar waren damals die bevorzugten Vornamen unserer Sippe. 1615 wird bereits ein Heinrich Bierordt als Bürger, 1634 als Ratmann und 1642 als „Pfennigmeister“ im Corbacher Bürgerbuch verzeichnet. 1632 kaufen Heinrich Bierordt und Alheit, seine eheliche Hausfrau, anderthalb Morgen Landes „beim Buchenbaum“. Mehrere meines Namens erscheinen als „Ratleute“, was in jenen wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges eine angesehene Stellung bedeutete; auch in Ämtern von Forstmeistern auf der Wetterburg im Waldeckischen und von Schulvorständen in Corbach finden sie sich zeitberichtsweise genannt.

Im Jahre 1700 siedelte der erste badische Bierordt, ein Anton Christoph, als Diakonus von Corbach nach Lahr in Baden über; er ist der Großvater meines Urgroßvaters; von ihm stammt der badische Zweig meiner Sippe, während im Waldeckischen alles ausgestorben ist. Einer dunkeln, nicht urkundlich zu belegenden Überlieferung nach sollen meine Ahnvorfahren aus Holland eingewandert sein; wie sie zu dem seltsamen, von neunzackiger Grafenkrone überglänzten Wappen: Sonne, Mond und drei Sternen auf himmelblauem Grunde kamen, ist nicht mehr aufklärbar.

Wie es der trockene Beruf der meisten mit sich brachte, bestand wohl die Mehrzahl meiner väterlichen Vorfahren aus ziemlich nüchternen, hausbackenen Menschen, denen eine leidliche Messerspitze voll heizenden Witzes beigemischt war. Nur einmal, in der Zeit verschörkelten Kokotokohausrats

und porzellanener Nippfachen gewahre ich etwas wie das leise, bescheidene Wehen eines dichterischen Hauches. Der spielende Zufall trug mir ein blaugerändetes, „Karlsruh den 19ten 9bris 1763“ ausgestelltes Blättchen von der Hand des 1738 geborenen und 1807 als Geh. Archivrat zu Karlsruhe verstorbenen Friedrich Matthäus Bierordt zu, auf dem der schüchterne Versuch eines Liebeslieds im gezierten Geschmack der Popszeit zu lesen steht. Friedrich Matthäus, ein Stiefbruder meines Urgroßvaters, wurde im selben Jahre, da er dies Gedichtlein verfaßte, Aufseher der Edelknaben des regierenden Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach in Karlsruhe, und wir wollen nur hoffen, daß er nicht im Geiste seiner Dichtung auf die ihm anvertrauten Edelknaben eingewirkt habe. Die Anfangsbuchstaben seines schmelzenden Ergusses werden von einem gar liebevoll hingehauchten Rosenstöcklein gebildet; die Verszellen aber lauten:

Liebste Phyllis!

O wie viel schöner als der Reiz der Wangen,
Als Ros' und Lilie, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die in voller Frühlings-Pracht
Aufblühend wie ein junger Engel lacht.
Ein Herz, das zärtlicher empfindt,
Und durch die Tugend alle Triebe
Zur schönsten Einigkeit verbindet,
Voll schöner Regungen, voll Liebe!
O, daß ich doch ein solches Kleinod hätte!
So seuffzete, so rief ich einsam oft:
Und siehe! eh ich es gehofft,
So fand ich es in dir — Lisette!

2. Abschnitt

In der Bundesfestung Kastatt (1858—1862)

Das Kastatt jener Tage, wohin mein Vater als Hauptmann in das dritte badische Infanterieregiment versetzt worden war, machte mit seinen siebentausend Einwohnern, seinen stillen Straßen und öden Plätzen den Eindruck eines dürftigen, ziemlich armseligen Landstädtchens. Ein schnürender Harnisch von Mauern, Gräben und Festungswällen umzwängte den Ort und schien ihm für alle Ewigkeit den Atem nehmen zu wollen, bis eine glücklichere Zeit völkischen Aufschwungs den Panzer sprengte und der aufblühenden Stadt die Möglichkeit freierer Kraftentfaltung gewährte.

Als deutsche Bundesfestung schloß es, außer den einheimischen badischen Truppen, österreichische und preussische Heeresaufgebote in sich; besonders die Österreicher mit ihren kleidsamen, aber heiklen weißen Waffenröcken und ihrer sprichwörtlichen Gemütlichkeit erfreuten sich großer, volkstümlicher Beliebtheit. Selbst polnischen und böhmischen Volksteilen sah man über ihre bisweilen allzu langen Finger verzeihend hinweg, denn sie waren halt „zu gemütlich“.

Von früher Tagwacht bis zu später Vergatterung vernahm man von den Außenwerken, aus den Kasernen, von den Übungsplätzen soldatische Signale; allabendlich hörte ich in meinem kleinen Bett den Zapfenstreich aus der nahen Wilhelmskaserne, und noch heute, nach einem halben Jahrhundert, muß ich beim Erklingen abendlichen Zapfenstreichs mit heimwehmütigem Gefühl an Kastatt denken.

Die Soldaten waren es, die Kastatts Gassen, wenn auch eintönig, belebten. In der Nähe der Kasernen tönte einem das Ausklopfen der Waffenröcke mit spanischen Röhren entgegen. Auf dem großen Platz hinter dem Schloß ergingen sich mit Vorliebe die biedern Kriegskleute als freundwillige Begleitsterne der Kindermädchen, die — man kannte noch keine Kinderwagen — ihre Wickelkinder auf den Armen herumschleppten. Über

das grasige Ufer der Murg ritten Offiziersburschen die Pferde ihrer Herren in das glänzende, untiefe Wasser zur Schwemme; tropften die Wellen blitzend und klatschend von Rücken und Bug der Tiere, hatte ich schon als kleiner Knabe Vergnügen an dem kriegerisch-friedlichen Stillleben.

Wir wohnten zunächst in der Poststraße; bald aber bezogen wir eine geräumigere Wohnung, da mir ein kleines Brüderchen geschenkt worden war, im Hause des Eisenhändlers Zwiebelhofer, dem Museumsgarten gegenüber. Der Neugeborene war in Karlsruhe zur Welt gekommen. Da man in den kriegerischen Zeiten von 1859 eine baldmögliche Belagerung des bereits mit Lebensmitteln versorgten Rastatts fürchtete, war meine Mutter der Sicherheit wegen mit mir in die Residenz gegangen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten.

Unser Hof beim Eisenhändler stand voll angerosteter Ofen, ältester Gestaltung vermutlich; häufig knallte von unten ein Schuß — da hatte der Sohn des Hausherrn wieder eine der unzähligen Ratten geschossen, die zwischen dem eisernen Gerümpel ihr huschiges Schattenwesen trieben.

Hinter dem Haus streckte sich bis zum Murgdamm ein großer, wunderschön gepflegter Garten mit den buntesten Blumen, den wir zumeist nur durch ein Gitter, wie die Zaubergärten der Armida, betrachten durften. Der alte Zwiebelhofer, dessen kahles Haupt von einem goldgestickten Samtkäppchen bedeckt und dessen altersschlotterndes Kinn gleichsam mit einem ununterbrochenen Erdbeben beschäftigt war, liebte keinen Kinderbesuch in seinem Allerheiligsten. War einmal unter polizeilicher Überaufsicht meiner Mutter ein seltener Gang durch die blütenprangenden Beete des Ziergartens gestattet, erfüllte der Besuch des verwehrtten Heiligtums mein Kinderherz mit festtäglichem Gefühl . . . Vierzig Jahre später trieb mich die Sehnsucht, alte Kinderstätten zu besuchen, nach Rastatt, und ich schlich mich, fremd geworden, in den altvertrauten Hof, um wieder einen Blick in jenen Zauberraum zu werfen — ach, da hob sich eine große Fabrik in jenem Garten! Guter, alter Zwiebelhofer, wo sind deine Blumen, deine Freude, dein Stolz? Die feuerfarbenen Leokoen, die goldglänzenden Kapuziner? Wo meine Mutter mit ihren lieben Augen? Alles dahin, dahin!

Burden morgens die Schlafzimmerläden geöffnet, so funkelten über Gärten, Fluß und Murgtalebene die Badener Berge in blauer, duftiger Ferne herein; ich freute mich stets, wenn ich den Turm auf dem Merkur und die weißen Häuser von Ebersteinburg im Morgenglanze blinken sah.

Es ist mir nicht verständlich, weshalb Rastatt mit seiner lieblichen Umgebung, der leichten Möglichkeit reizender Ausflüge, damals ein wahrer Schrecken der badischen Offiziere war und sie die Versekung dorthin als halbe Verbannung nach Sibirien betrachteten; erst nach 1870 trat ein Umschwung ein. Preußen und Osterreich, grauenvoller polnischer oder galizischer Besatzungsorte gewohnt, sind bescheidener gewesen und gerne nach Rastatt gegangen.

Mein unzertrennlicher Haus- und Spielgenosse war Ernst Bassermann, der sich als nationalliberaler Reichstagsabgeordneter einen bekannten, geachteten Namen gemacht hat. Vor dem Haus auf der Straße veranstalteten wir Wettrennen und Kriegsspiele, wobei ich stets den „König von Neapel“ vorstellte; war doch in jenen Tagen der Belagerung von Gaëta der Name der unglücklichen Neapeler Königsfamilie, vorab der jener heldischen Maria von Bayern, die sich bei der Verteidigung Gaëtas als echte, unerschrockene Königin hervorgetan hatte, in aller Munde. Der Knecht Ruprecht ist uns beiden Jungen gemeinsam in Bassermanns elterlicher Wohnung erschienen, wobei ich Tränen der Mühsung und der Angst vergoß. Die Wege des Lebens haben Ernst und mich leider vollständig auseinandergeführt.

Ostern 1861 brachte mein Vater mich in die evangelische Kinderschule, eine Volksschule für Knaben und Mädchen, und übergab mich dem Lehrer Becker zur Obhut. Hatte ich mich vorher auf die Schule gestreut, so überkam mich angesichts der vielen, rotbäckigen Bubens und Mädchengesichter, die neugierig auf den frischen Ankömmling starrten, ein hängliches Gefühl. Mehrere Male lief ich zum großen Vergnügen der zujubelnden Klasse hilfesuchend um die Beine meines Vaters im Kreise herum, im Wahn, meinem Schicksal enttinnen zu können, wobei der Herr Lehrer mich unter Kosenamen und Versprechungen zu fangen suchte; wohl in Vorahnung drohenden Schulmartertums wollte ich von Lehrer und Schule nichts wissen und flehte meinen Vater inbrunstvoll an, mich wieder heim zu nehmen. Das Leben ist unerbittlich; es half nichts; ich mußte bleiben, und ich hatte mich bald unter den kleinen Gefährten eingewöhnt.

Über den Sonntag oder gar in der Schulfreizeit wurden kleine Reisen nach Karlsruhe vollführt, wo ich bald bei Großvater Bierordt, bald bei den Großeltern Schmidt untergebracht wurde, je nachdem man mich brauchen konnte. Wanderte ich als kleiner Junge zu Karlsruhe vom Rondellplatz durch die Erbprinzenstraße zum Großelternhaus in der Herrenstraße, so führte dieser Weg wie ein Damm mitten durch den

Erbsprünzengarten, den ehemaligen Garten der Markgräfin Amalie von Baden. Ein Hohlweg unter der Straße vermittelte den Verkehr zwischen den beiden großen Teilhälften dieser schönen, weit gestreckten Anlage. Rechts drüben lag, von Gebüsch umsäumt, ein gelbfarbiges Gartenschlößchen in griechischem Tempelstil; wenn ich mich recht entsinne, waren Hirschgeweihe und allerhand Jagdabzeichen in der Vorhalle aufgehängt. Über den breiten Graben, in baumreicher Umgebung, erschien mir dieses unnahbare, unerreichbare Gebäude wie ein fern entrücktes Märchenschloß. Seit Mitte der 1860er Jahre sind die Gräben ausgefüllt, das „Märchenschloß“ ist verschwunden, der Springbrunnengeschmückte Friedrichsplatz und seine nördlich angrenzenden Häuser sind an die Stelle getreten, und links drüben, wo man einst in undurchdringliches Busch- und Gartenparadies schaute, prangt jetzt das mächtige Bauwerk der Vereinigten Sammlungen. Die Ritterstraße hinaus führte die „Kirschenallee“ zu einem eisernen Gittertor, durch das man auf das freie Weiherheimer Feld blickte. Nur vereinzelte Häuser wurden draußen gebaut, wo sich längst die stadtumspannende Kriegsstraße wie eine Riesenschlange hingestreckt hat; die ersten Siedler kamen sich sehr vereinsamt vor, ja sie wurden von den Weichbildbürgern als Bewohner des „Weiherheimer Feldes“ fast verachtet. Es lebte sich noch schön und gemütlich in dem alten Karlsruhe, das in der Fülle seiner Gärten schwelgte, reicher an Bäumen als an Menschen war und noch lange, lange nicht den törichten, größenwahnwitzigen Ehrgeiz kannte, der Geburt seines hunderttausendsten Mitbürgers in Ungeduld entgegenzuharren . . .

Eine seltsame Raftatter Straßenerscheinung, die uns Schuljungen Stoff zum Lachen bot, ist mir lebhaft erinnerlich: ein altersgebeugter, weißhaariger Mann in breit-schirmiger Mütze, am Stock einhergehend, die Brust über und über mit silbersternigen Kotillonorden besät. Der unglückliche, jedoch unschädliche Greis bildete sich ein, der „Bürgermeister von Raftatt“ zu sein; als solcher ward er von den Kindern spottweis in den Gassen begrüßt. Alle Morgen besuchte er eine Mezig, wohin ihm die Soldaten, die einhellig ihre Pöffen mit ihm trieben, jene Schein-Orden brachten und ihn überglücklich machten, wenn sie ihm die angeblichen Grüße ihrer verschiedenen Staatsoberhäupter übermittelten, die dem „Bürgermeister“ wegen seiner Verdienste um Raftatt die Ordenszeichen verliehen haben sollten. Der arme Kindische heftete sich, glückstrahlenden Gesichts, den Zierat ans Kleid, um, überladen mit Glitterwerk, durch die Straßen weiterzuhumpeln.

Die reizende Umgebung lockte an sonnigen Tagen zu Nachmittagsausflügen: bald nach Rotenfels oder Gernsbach, wo die Stätte des sagenhaften Grafensprungs auf dem Weg nach dem Ebersteiner Schloß mit tiefen Eindruck machte; bald nach dem wenig heimlichen, muschelverschalteten Schloßchen Favorite, das in seinem vereinsamten Wäldchen, oasenhaft in der Rheinebene gelegen, von Ausflüglern bevorzugt wurde; das prächtige Riesenporzellan aus dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts in der Schloßküche, die zahlreichen Tapetentüren, das gruselige Spiegelzimmer und vor allem die seitab stehende, gebüschversteckte Kapelle mit den schrecklichen Marterwerkzeugen, wohin sich die Markgräfin Augusta Sibylla, die Gemahlin des Türkenludwigs, alljährlich wochenlang zur Geißelung und Bußübung zurückzog, und wo ihre einzige, schweigsame Tischgesellschaft aus drei schauerlichen Wachsgestalten bestand, die mit glasigen Augen noch in die Neuzeit hereinstarren — alles war wie geschaffen, eine leicht entzündbare Knabeneinbildungskraft stark zu erregen . . .

Einige Sommerwochen durfte ich mit den Großeltern Schmidt im Renschtalbad Antogast zubringen; einzelne Erscheinungen der Badgesellschaft von 1861 haben sich mir tief eingepägt: eine hannoversche Gräfin Kielmannsegge, die stets mit einem grauen Papagei auf der Schulter spazieren ging und niemals ohne diesen Vogel bei Tafel erschien; eine Engländerin Miß Johnson, die für jeden Speisegang nach englischer Sitte ein frisches Besteck beanspruchte — was in jenen anspruchlosen Zeiten ein unerhörtes Verlangen war und das tägliche Gespräch der entrüsteten Mitgäste bildete — und die nur dadurch von ihrer Unbescheidenheit geheilt wurde, daß der Wirt ihr für jedes frische Besteck sechs Kreuzer berechnete; ferner der „Wassertoni“, ein stämmiger, schöngestaltiger Bauernbursch in schmucker Schwarzwaldtracht, der den Brunnentrinkern das perlende Gesundwasser in eiskalt angelautenen Gläsern vom Quell schöpfte; ein alter Herr Fieser, der meisterlich verstand, aus weichem Brot innern wunderschöne Teigrosen zu kneten; ein freundlicher Karlsruher Messerschmied namens Ried, der sich viel mit uns Kindern abgab und reizende Mühlen mit drehbaren Rädern in den Bergbächen zu bauen wußte; und zuletzt der härteißige, wenig zuvorkommende Gastwirt Huber, der sich ernstlich ärgerte, wenn viele Gäste kamen, die ihn aus seiner Eisbärenruhe rüttelten. Klingelte wieder ein Wagen mit neuer Kurgastfracht das enge Maifachtal herauf, polterte er unter seiner Haustüre: „Nein, man meint grad, 's hätt' außer mir kein Mensch auf der Welt ein Wirtsz

haus! Alle wollen sie zu mir!" worauf ihn mein Großvater zu besänftigen suchte, indem er ihn auf Ehren und Vorteile hinwies, die der zahlreiche Besuch seines Hauses ihm eintrage; er schenkte nur unwirsch Gehör . . .

Auch ein weiteres Stück der schönen Gotteserde bekam ich zum erstenmal zu schauen: ich wurde nach Basel mitgenommen zum Besuch der besten Jugendfreundin meiner Mutter, Marie Wettstein, einer Nachkommnin des berühmten Baseler Bürgermeisters Wettstein, der auf der Westfälischen Friedenstagung die Belänge der Schweiz so kräftig zu vertreten wußte. Die Freundin lebte bei ihrer verwitweten Mutter in der Apotheke „am Bäumli“, wo es schon im Hausflur anheimelnd nach Jungfernlleder, Wagenmorsellen und allerhand süßem Apothekerschleckerwerk duftete. Durch die Gunst des Herrn Hünerwadel, des ersten Gehilfen des Hauses, wurden mir manche der wohlschmeckenden Herrlichkeiten zugesteckt.

Oft wurde zu Basel das Münster, die schöne Pfalz dahinter mit dem hinreißenden Blick auf die Stadt und den jünglinghaften Rheinstrom, oder auch der stimmungsvolle, malerische Kreuzgang mit den Familiengrabgewölben der Wettsteins aufgesucht. Die Abende kürzte man mit Vorliebe durch Schattenspiel, indem man mit Händen und Armen allerlei Tiergestalten, Schwäne, Schweine u. dgl. im Schatten auf die Wand zu zaubern suchte . . . In jenen Aufenthalt fiel die Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Hochschule; ich sah den großartigen Festzug mit an; die rot und gelb gestreiften Landsknechtgestalten mit Pauken und Trompeten sehe ich deutlich vorüberstelzen; die Banner der Kantone, die Schärpen der Fahnenträger flattern mir allerdings nur noch wie dünne Spinnweben in ferner, traumhafter Erinnerung. — —

Ich war ein arges „enfant terrible“, das seinen Eltern unausgesetzt Verlegenheiten bereitete. Da meine Mutter die kleine Schwäche besaß, merkwürdig gerne zu „medizinieren“ — nach ihrem Tode fanden sich Stöße von aufgestapelten Arzneibüchern vor —, so kam der alte Medizinalrat Haug häufiger, als vielleicht nötig war, ins Haus. Dieser Mann — von dem das Gerücht ging, daß sich wertvolle Papiere über den Rastatter Gesandtenmord in seinen Händen befinden sollten — hatte die unglückselige Gewohnheit, gewiß jeden dritten Satz mit der Redensart „Ich muß Ihnen offenherzig gestehen“ einzuleiten. Sein beliebter Redegebrauch war stadtbekannt und stadtbelaßt. Nun kam der gute Arzt, der unerschöpflich im Verschreiben unschuldiger Heilmittel war, in unser Wohnzimmer. Ich

kauerte mäusestill unterm Tisch hinter der herabhängenden Decke. Kaum waren die ersten Begrüßungsworte gewechselt, sprudelte es verhängnisvoll von den Lippen des Doktors: „Frau Hauptmann, ich muß Ihnen offenherzig gestehen!“ . . . da schoß ich unter dem Tisch hervor auf meine Mutter zu und rief, auf den erschrocken Verstummennden deutend: „Alleweil hat er's wieder gesagt!“ Meiner entsetzten Mutter schoß das Blut in die Wangen, der Arzt aber schoß nach der Thür und vermochte nur noch zornglühend in abgerissenen Sätzen herauszuwürgen: „Gnädige Frau . . . ich muß Ihnen offenherz — eh, ich muß eben annehmen . . . wie die Alten sungen . . . zwitschern die Jungen . . . Ich habe die Ehre“ . . . — Und draußen war er trotz des Entschuldigungstammeln's meiner Mutter; bald war übrigens wieder Friede geschlossen.

Ofters kamen zwei Fräulein von Theobald zu uns. Unseligerweise hatte ich gerade zu rechter Zeit aufgeschnappt, als meine Mutter zum Vater sagte: „Die Theobalds sind doch wirklich naseweise Dinger!“ Nach einigen Tagen schellt's; ich laufe nach Kinderart vor dem Zimmermädchen her, öffne die Glastüre, sehe die beiden Damen draußen stehen und begrüße die Verblüfften mit dem Ausruf: „So, ihr seid's, ihr naseweisen Dinger? Ja, die Mama hat's neulich selber gesagt.“ Die Damen waren aber großdenkend, es trat keinerlei Spannung ein.

Ein besonderer Gönner von mir war ein badischer Artilleriehauptmann Holz, wohl einer der frühesten „Amateurphotographen“ Deutschlands. Die Lichtbildnerei machte damals ihre ersten, schüchternen Flugversuche. Holz nahm — natürlich nur aus Liebe zur Sache — die ganze Besatzung, Herren und Damen, im Bild auf; es kamen recht unvollkommene, bläßliche, fleckige Erzeugnisse zutage; auch mir kleinem Burtschen ward die Ehre der Aufnahme zuteil. Nie ging ich unter dem Fenster des Hauptmanns vorbei, ohne daß der Kinderfreund mir einen blanken, altbadischen Kupferkreuzer oder gar ein silbernes Gröschlein herabwarf, damit ich mir beim Zuckerbäcker Dell eine Vanilleschnitte oder ein Mandelörtchen kaufen solle. Herr Holz besaß auch einen schönen Schlitten, und zum erstenmal ward mir durch seine Vergünstigung der Genuß einer Schlittenfahrt durch winterliche Schneelandschaft beschieden.

Spielte Regimentsmusik im Museumsgarten, so trieben wir Offizierskinder uns in großer Zahl dabei herum, indes die Eltern kaffeetrinkend um große, runde Tische saßen. Beim Auslosen im Kinderspiel bedienten wir uns eines Reimsprüchleins, das ich für feinschmeckerische Liebhaber deutschsprachlicher Ruchknackerkünste lautlich getreu hierhersetze:

Ene dene do,
Kappernalle no,
Isefalle,
Bumbernalle,
Ene dene weg,
Fall — nicht — in — den — Dreck!

Außer der schüchternen, kleinen Gräfin Olga Enzenberg war Mary Heusch meine bevorzugte Spielgenossin. Mary mußte stets Glanzhandschuhe tragen und durfte keine Schule besuchen, weil ihre allzu besorgte englische Mutter fürchtete, ihr Töchterchen könne da häßliche Sitten und Worte lernen; bis die Mama entdeckte, daß Mary von den Flözern auf der Murg, die hinter dem Hausgarten vorbeisloß, abscheulichere Scheltworte gelernt hatte, als je auf Schulbänken lernbar gewesen wären. Die ängstlich behütete Tochter wurde später Schauspielerin auf Bühnen geringen Ranges. Vergebliches Mutterhoffen, vergebliche Elternbesorgnis! —

Nach dem Zeugnis meiner Eltern müssen die geselligen Verhältnisse Rastatts angenehm behagliche gewesen sein; auch Minderbemittelte konnten mithalten; noch gab es in Hausgesellschaften keine Sektpantschereien; der höchste General und der geringste Leutnant waren mit kalter Küche zufriedenzustellen; zweierlei Wein galt schon für ein Festliches. Wie ist dies seit 1870, seit der profizigen Entfaltung des Geldsacks leider so ganz anders geworden!

Sogar urtümliche Auswüchse scheinen mit Laune geduldet worden zu sein. So gab es eine preussische Offiziersfamilie, die Punkt Mitternacht rücksichtslos die Lichter löschen ließ; wer dann noch nicht das Glück gehabt hatte, von dem Stadtomnibus mitgenommen worden zu sein — bei völligem Nichtvorhandensein von Droschken besorgte ein solcher die allgemeine Nachtabhörung —, durfte geduldig bei Frost und Dunkel in der Hauseinfahrt auf den rettenden Stadtwagen warten.

Vom „Gouverneur“ der Festung, General von Seutter, war bekannt, daß er nach Empfang seiner Gäste sich auf sein Zimmer zurückzog, dort in Schlafrock und langer Pfeife zeitunglesend den Abend verbrachte und sich erst wieder zur Verabschiedung seiner Eingeladenen in höchsten Staat warf. Dabei ereignete sich etwas Ergößliches: in gutem Glauben, alle Gäste seien schon verschwunden, rief er aufatmend aus: „Gott sei Dank, daß sie zum Tempel draußen sind!“ Doch wehe, da trat der Stadtdirektor Schaible, ein untergesetzter, rundlicher Herr, der noch mantelumhängend hinter einer Spanischen Wand der Kleiderablage gestanden war, vor

den schlanken, hageren General, verneigte sich und seufzte mit verbindlichem Lächeln: „Erzellenz, genau so sage auch ich, wenn Sie bei mir waren!“

Um die Eintönigkeit der gewöhnlichen Abendgesellschaften farbiger zu gestalten, hatte Major von Göler im Rastatter Schloß eine Liebhaber-
bühne ins Leben gerufen, wobei auch meine Mutter, zumal beim Stellen der damals beliebten Lebenden Bilder, mitwirkte. Der unternehmungslustige Major war ein so großer Verehrer weiblicher Schönheit, daß er verhiess, noch im Grabe dereinst nach rechts und links Ausschau halten zu wollen, ob er neben „etwas Schönem“ beerdigt sei. . .

Auch das recht volkstümliche Theater in der Fruchthalle wurde viel von Offizieren und ihren Frauen besucht, da der Teufel in der Rot Fliegen frisst. Die Damen belustigten und neckten sich gegenseitig nicht wenig, wenn ihre eigenen, abgetragenen Kleider, die sie den in Häusern fechtend umherziehenden Komödienspielerinnen verehrt hatten, hinterm Lampenlicht auf den weltbedeutenden Brettern wieder zum Vorschein kamen.

Indes unter den Offizieren im allgemeinen Eintracht und Friede walteten, gestalteten sich die „geselligen Verhältnisse“ unter den Soldaten weniger zum Guten; einmal, zwischen Weihnachten und Neujahr, kam es zu mehrtägigen, blutigen Kaufhändeln unter Preußen und Osterreichern — das Jahr 1866 zuckte beiden schon im Geblüt —, und mein Vater hatte mit seiner Kompagnie die Bereitschaft auf dem Marktplatz, wo ein aus allen Heeresaufgeboden vereinigtcs Bataillon gebildet wurde, um den Schlägereien und ernsthaften Streitereien entgegenzutreten. Zuletzt fand eine große „Versöhnungsparade“ vor dem Festungsgouverneur auf dem Schloßplaz statt.

Pomphaft wurden die Geburtstage der drei besagungspendenden Herrscher gefeiert; bei den Gelagen der Offiziere, zumal am Wiegenfest des österreichischen Kaisers, soll es bisweilen toll hergegangen sein.

Auf der steil sich senkenden Poststraße zog, funkelnd im Sonnenglanz, die weißgekleidete Militärmusik der Osterreichcr in eigentümlich tänzelndem Schritt hinunter. Auf dieser schrägen Straße, die vom Museums-
garten zur katholischen Stadtkirche hinabführt, erlebten wir ein schreckhaftes Wagenunglück. Wir wollten zur verwandten Familie Belzer nach Weißenbach ins Murgtal. Da brannten die scheuenden Pferde durch, der Wagen wurde umgeworfen, das Kindermädchen vom Bock geschleudert. Soldaten liefen zur Hilfeleistung bei; wir wurden aus der umgestürzten Kutsche hervorgezogen. Blutend und schluchzend kauerte das Mädchen auf

einer Staffel am Kirchenplatz. Als meine Mutter, die seitdem lange keinen Wagen mehr ohne Angst besteigen konnte, sie nach ihren Verletzungen befragte, meinte sie greinend: „Jetzt fehle mir nur noch e paar Biere (Birnen)!“

Der Bataillonskommandeur meines Vaters, der Major Graf Karl von Enzenberg, brachte seinen Bruder Gustav, den Major-domus des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, meinen Eltern zu Tisch. Dieser hatte ein Leben voller Wechselfälle, Abenteuer und Zweikämpfe hinter sich; eine gewaltige Schramme, Andenken an einen Säbelhieb, verunstalteten sein ohnehin unschönes, aber fesselndes Gesicht. Er berichtete von einem Mahl beim alten Metternich in Wien. Der große Diplomat alten Schlages saß einst mit zahlreichen Gästen bei der Tafel, als ihm ein junges Bäcker-ehepaar gemeldet ward; der junge Ehemann war Metternichs Patenkind und wollte mit seinem Weibchen auf der Hochzeitsreise dem mächtigen Paten untertänigst aufwarten. Metternich bemerkte den naserümpfenden Spott seiner hochadeligen Tischgenossen. Da hieß er das junge Paar einzutreten, sich neben ihn setzen und ließ sich, während alles erstaunt verstummte, von dem Bäcker den ganzen Vorgang des Brotbackens eingehend erklären. Der ländliche Erzähler geriet dabei in solchen Eifer, daß er sich die Hemdärmel aufstrempte und mit knetenden Händen durch die Luft fuhr, als habe er wirklich Brotteig in der Backmulde vor sich. Als sich das Bäckerpaar nach lebhaften Dankesworten entfernt hatte, fragte der greise Staatskanzler seine spöttelnden Gäste: „Meine Herren, haben Sie das alles schon gewußt? Ich dünkte, wir haben viel gelernt.“ —

Im Frühjahr 1862 kam der Befehl, daß das dritte Regiment im Herbst nach den Felddienstübungen den Standort Freiburg zu beziehen habe. An einem Mattag eröffnete mein Vater mir, daß mein Großvater Schmidt in Karlsruhe gestorben sei; ich warf mich untröstlich auf ein Sofa und weinte lang und bitterlich. —

Kamen Fremde nach Kastatt, wurde zuerst als Hauptsehenswürdigkeit das Schloß gezeigt. Welch gruseliges Vergnügen war es für mich, die breite Treppe hinauf, durch die öden, riesigen Zimmer mit ihren alten Bildern und Überbleibseln aus der Zeit des Türkenludwigs, zum Schloß-turm bis in die unmittelbare Nähe des mächtigen vergoldeten Jupiters zu steigen! Das Schloß stand als Gespensterbehausung der „Weißen Frau“ in argem Verfall. Weiße Frauen sahen wir zwar nicht, wohl aber weiße Männer, nämlich die in hellen Zwilch gekleideten Staatsgefangenen, die ein Teil des weitläufigen Bauwerks beherbergte.

Und dennoch hat die „Weiße Frau“ einige Zeit später einen Freund meines Vaters, den damaligen Major Hieronimus, einer höchst eigenen Begegnung gewürdigt. Hieronimus, ein überaus nüchtern, kaltblütiger, unerschrockener und wahrheitsliebender Mann, saß in einer Sommernacht auf seinem Arbeitszimmer im Schlosse. Seine beiden schwarzen Pudel, Lausbub und Latzche benannt, lagerten sich in der Nähe der Türe. Die Lampe brannte auf dem Schreibtisch. Da vernahm der in später Nachtstunde noch eifrig Schreibende, wie in der langen Flucht der Gemächer, immer näher kommend, sich gedämpften Geräusches Tür um Tür öffnete und wieder schloß. Das räthelhafte Getöse gelangte schauerlich vor seine Stubentüre, die sich nun gleichfalls leisen Klinsens auf und zutat. Winselnd verkrochen sich die zwei Hunde unter dem Stuhl ihres Herrn. Ein deutlich vernehmbares Knistern wie von einem seidnen Gewande huschte rauschend hinter dem Rücken des am Schreibtisch Sitzenden vorüber. In diesem Augenblick durchzuckte wie ein Blitz ihn der mutvolle Gedanke: ist es ein Geist, sehe ich ihn vielleicht im Schattendunkel der Nacht besser. Schnell löschte er die Lampe. Da tat sich ebenso räthelhaft, von unsichtbarer Hand bewegt, die gegenüberliegende Tür auf und schloß sich wieder zu, und nichts mehr ward gehört. Die Hunde beruhigten sich erst nach geraumer Zeit. So hat mir Hieronimus den geheimnisvollen Hergang selbst berichtet.

Kurz vor unserer Übersiedelung nach Freiburg war ich nachmittags zu den beiden Söhnen des Gouverneurs, Schulgenossen von mir, in das Schloß eingeladen. Wir tummelten uns bis spät abends auf dem vorderen Schloßplatz herum, den der helle Vollmond beschien. Nun wohnten in einem Hinterraum des weitgestreckten Schlosses, einer Art Wirtschaftsgebäude, kleine Leute, arme Wäscherinnen u. dgl. Der Sohn einer Waschfrau, ein hochaufgeschossener, blödsinniger Bursche, ging von ungefähr an unserem Spielplatz vorüber. Unvorsichtigerweise neckten oder reizten wir ihn irgendwie. Er begann uns zu verfolgen und weshalb sein Haupthaß gerade mir galt, weiß ich nicht mehr, — kurz, er stürzte mir nach und ich raste in wilder Flucht durch das hallende Schloßgewölbe, über den hinteren Schloßplatz und um den Museumsgarten herum in der Richtung unserer Wohnung heulend vor ihm her. Einmal wandte ich mich um: noch sehe ich das wutschäumende, vertierte Gesicht des Blödsichtigen unmittelbar hinter mir, vom Mond überglänzt, sehe noch, wie er die kloßigen, großen Hände nach mir ausstreckt, wie um mich kleines Bürschchen zu zermalmen. Glücklicherweise hatte ich noch flinkere, wenn auch kürzere Beine als er;

ich erreichte schweißgebadet die Haustüre, schlug sie hinter mir zu und war gerettet.

Die grauenhafte Verfolgung durch den Wahnsinnigen hat mich zu einem erregbaren, überreizten Knaben gemacht; jahrelang sah ich mich bei Tag und in nächtlichen Träumen von diesem unsagbar gräßlichen, wutoverzerrten Gesicht verfolgt; selbst an meinem künftigen Aufenthaltsort, also weit vom Schusse, hatte ich oft das Gefühl, als sei mir der Tolle noch auf den Fersen. —

Im Herbst 1862 schloß mein Vater nach altem Brauch mit dem Wirt zum „Pflug“ einen Umzugsvertrag; an Eisenbahnversand innerhalb der Landesgrenzen dachte damals niemand. Dieser Mann verbrachte für 134 altbadische Gulden unsern Hausrat „per Achse“, wie man welschend sagte, von der Murg zur Dreisam.

3. Abschnitt

Freiburg im Breisgau (1862—1865)

Sei mir gegrüßt, du köstlichste, erfrischendste der Städte Badens, mit deinen treuherzigen, rauhkehligen Bewohnern, deinem erhabenen Münster, deinen reinlichen Straßen, von offenen, silberblinkenden Gebirgsbächen durchstrudelt, gegrüßt mit deinen altersgrauen Toren, deinem rebenbekränzten Schloßberg, deinem stillfriedlichen Günterstal, deinem Lorettohügel mit hinreißendem Ausblick auf den abendrotglühenden Kaiserstuhl und die blauen, golddunstigen Vogesen, sei mir gegrüßt, du herrliches, geliebtes Freiburg! —

So waren wir denn aus dem völkerumfassend-deutschen Leben der Bundesfeste Kastatt in ein rein badisches Machtbereich entrückt. Der Aufenthalt in Freiburg war damals überaus gemütlich; meine Eltern haben zeitlebens auf die Tage dort als auf ein verlorenes Paradies zurückgeschaut. Wie die Herde sich um den Hirten schart, drängte sich die Stadtbevölkerung, einer großen Familie gleich, in der alles sich kannte, um den ehrwürdigen Münsterbau. Die Stadt hatte nur eine mäßige Ausdehnung; wo heute neue Vorstädte prangen, schlang sich ein Gürtel von edelfruchtbaren Weinbergen um ihre Hüften. Der Garten des hügelthronenden Schloßchens Colombi streckte sich, die eine Seite der jetzigen Eisenbahnstraße einnehmend, voller Rebengelände bis an den bescheidenen Bahnhof. Der „Kempart“, der alte Wall, zog sich noch um einen Teil der Stadt und gewährte schöne, freie Schwarzwaldblicke — heut alles bis zur Unkenntlichkeit verwischt und verbaut.

Sah man an Sommernachmittagen die Damengesellschaften Paar um Paar wallfahrtsweise mit ihren Strickkörbchen am Arm über den Karlsplatz hinaus nach dem Jägerhäuschen ziehen, um ihre Kaffeeschlachten zu schlagen, so hatte man das leibhaftige Bild behaglicher Seelenraft und wohlthuenden Stillebens.

Am Karlsplatz steht ein großes, helles Eckhaus mit einem eisernen, erst in den letzten Jahren verschwundenen Röhrenbrunnen davor; dieses sollte uns für mehrere Jahre beherbergen. Der Karlsplatz, von mächtigen alten Kastanienbäumen eingefast, noch lange nicht durch die heutigen Stadtgartenanlagen verstellt, dehnte sich mit der Schönheit der Wüste, fast wie eine römische Campagna in Verkleinerung, bis an den Fuß des Schloßbergs aus — der denkbar herrlichste Kinderspielplatz, worauf ich mich mit meinem zum Spielgefährten herangewachsenen Brüderchen Willi nach Herzenslust tummelte.

Winters waren wir in ein großes Wohnzimmer gebannt, hinter dessen riesigem weißem Kachelofen wir unser „Hamsternest“ eingerichtet hatten, worein wir alles häusliche Abfallgerümpel fleißig zusammentrugten. Da spielten wir mit Vorliebe, schrecklich zu sagen: „Kreuzigung“, indem wir ein Bild an der Wand darstellerisch nachahmten. Der Kindertisch, auf den wir kletterten, war der Hügel Golgatha; wir stellten uns abwechselnd darauf, breiteten die Arme gleich Gekreuzigten an der Wand, schwingen einen Bauklotz als Hammer, guckten dem Bild das Nägeleinschlagen ab, neigten geschlossenen Auges den Kopf und „starben“, indes eine Stelze den Speer des Longinus vertreten mußte. Auf welche Gedanken kommen Kinder nicht!

Ich besuchte die Volksschule bei der evangelischen Stadtkirche und war stets unter den ersten, was mir später nie wieder zustieß. Man bekam Fleißnoten auf bläulichem Papier, und danach wurde „gesetzt“; an der Spitze der Schule stand der würdig aussehende Dekan Helbing, den ich wohl mit andern Augen angestarrt hätte, hätte ich geahnt, daß ein Menschenalter später eine seiner Entelinnen meine Lebensgefährtin werden sollte. Lag Schnee, so ward ich im grünen Zugschlitten vom Burschen meines Vaters in die Schule gezogen und ebenso wieder abgeholt; man hatte gottlob noch nicht entdeckt, daß eine derartige Tätigkeit die hohe Würde der Offiziersburschen schädigte oder gar ihr buntes Kleid beschimpfte, wie später, als die altspanische, gespreizt auf Stelzen gehende Grandezza Don Quichotes im deutschen Heere wieder in ihr Recht eingesetzt ward.

Alle Buben trugen lange, zugespitzte schwarze Kapuzen an den Mänteln; ich ließ meiner Mutter keine Ruhe, bis auch ich eine Kapuze besaß. Schritt der alte, zitterige Erzbischof von Vicari über den Münsterplatz aus der Messe nach seinem Palaste, ließen es die Kinder keiner Glaubensrichtung sich nehmen, herbeizueilten und dem alten Herrn die Hand zu küssen; ich habe dies gleichfalls getan und freue mich, einmal im Leben noch einen

Zeitgenossen Friedrichs des Großen betupft zu haben; denn dieser Greis war 1773 geboren und stand damals im neunzigsten Lebensjahre.

Zweimal im Jahr fand großer Jahrmarkt auf dem Platz vor dem Hause statt. Meßtrompeten und Karussellmusiken schmetterten einem aus nächster Nähe lieblich und unablässig ins Ohr, vermengt mit derben Späßen des Kaspartheaters. In zeitigster Morgenstunde nahm die „Niesendame“ — „Thüringens Eiche“ nannte sie sich — am Brunnen vor dem Hause große Frühwaschung vor, und wer gerade das Glück hatte, vorbeizugehen, konnte sich ohne klingendes Eintrittsgeld ihres elefantenhaften Anblicks erfreuen. Wir Kinder gingen ganz in Jahrmarktswonnen auf. Ein Zauberkünstler kündigte sich, was uns mächtigen Eindruck machte, mit pomphafter Anpreisung auf gelben Maueranschlägen an:

Wer kommt?

Er kommt!

Louis Dbler aus Karlsruhe kommt! —

Die Meßbuden waren wieder abgeschlagen, als ich eines Sommerabends schweißstrießend, fingerbeschnuht und atemlos ins Zimmer stürzte: „Der Dnkel, der Dnkel kommt!“ — „Welcher Dnkel?“ fragte meine Mutter in hausfraulicher Betroffenheit, da sie für einen unsorgesehenen Nachtmahlsgast nicht vorbereitet sein mochte. „Der Dnkel Knie, der Seiltänzer, der Hanswurst!“ Meine Mutter war beruhigt. Ich hatte den am Nachmittag auf dem Karlsplatz eingetroffenen Seilkünstlern Knie stundenlang in eifriger Geschäftigkeit und Knabenwichtigkeit ihre Seile auspacken helfen und dabei erfahren, daß abends das derzeitige Haupt der Seiltänzersippe, der „Dnkel Knie“, erwartet werde. Die Seiltänzer hatten über den Karlsplatz herüber das große Seil in einer unserer Bodenkammern befestigt; nichts tat ich lieber, als mich schnell auf den Speicher hinaufzusteigen und den mit schwerer Stange sich im Gleichgewicht haltenden, auf gefährlicher Luftwanderung einherschwankenden Gaukler in seinem silberglitzernden Gewand und schmucken Federnsamtbarett zu begrüßen und ihm bis zum Rückmarsch übers Seil einige Augenblicke Gesellschaft zu leisten. Der Vater Knie war eine Reihe von Jahren zuvor auf dem Münsterplatz vom hohen Seil gestürzt und lag in Freiburg begraben; manchmal an Sonntagnachmittagen geleitete unser treues, langjähriges Kindermädchen Christine spaziergangweis uns Kinder an sein Grab; die Seiltänzerruhestätte schien mit mächtiger Anziehungskraft zu wirken; da durfte dann nur noch das dünne Glöckchen der nahen, unheimlichen Totentanzkapelle sein wimmerndes Stimmchen durch die Luft klagen lassen, so standen wir alle, zu Tränen

gerührt, am letzten Rastort des verunglückten Wolkenpringers. Leider sollte mein Brüderchen nicht lange nachher auf dem selben malerisch schönen, nun längst verlassenem und halb verwilderten Friedhof zur allzu frühen Grabesruhe gebettet werden! Jene wehmütvollen Kirchhofsgänge in der Kinderzeit haben vielleicht den Grund zu meiner nachmaligen Leidenschaft für Friedhofbesuche gelegt. Auf allen Reisen suchte ich meist die Toten zuerst heim, ja ich unternahm eine große Wanderung in Norddeutschland nur zum Zweck, eine Unzahl berühmter Grabstätten zu verehren. Erst im vorgerückten Alter bin ich von der Gräberabgötterei gänzlich abgekommen.

Beim abendlichen Läuten des „Silberglöckchens“ vom Münsterturm beteten mein Bruder und ich gar kindlich-andächtig:

„Lieber Gott, was mag's bedeuten,

Daß ich hör' die Glocken läuten?

Es bedeutet abermal

Meines Lebens Ziel und Zahl.“

Zwei Treppen hoch wohnte der Mathematiker der Hochschule, Hofrat Sttinger; mit diesem lieben alten Herrn stellte ich mich auf vertrauten Fuß, zumal ich in seiner Bücherei mehrfache Ausgaben von Shakespeare und Schiller entdeckt hatte, die in unserer Erdgeschloßwohnung streng verbotene Früchte für mich waren. Indes der greise Gelehrte mathematischen Fragen nachhing, kauerte ich ungestört und mäuschenstill in der Stubenecke und verschlang die „Räuber“ und den „Sturm“, wobei mich zumeist die Schimpfwörter in den Stücken beeindruckten. Ein solches, unbedachtsam ausgestoßenes ward zum Verräter. Ich gestand meiner Mutter, und die schönen, einsamen Stunden oben hatten aufgehört.

Damals fing ich an, kleine Stückchen für mein Kaspar- und mein Puppentheater zu dichten; sogar eine Folge von „Matrosenliedern“ entstand drolligerweise! Ich las sie meinem alten, milden Gönner Sttinger vor, und er meinte: „Alles ist noch kindlich, aber logisch richtig — du wirst einmal ein tüchtiger Mathematiker.“ Guter, alter Sttinger! Nie hat ein Prophet schlechter geweissagt; denn diese Wissenschaft ist das Schreckgespenst meiner ganzen Schulzeit und die Quelle zahlloser Seelenleiden geworden.

Stfters verkehrte bei meinen Eltern der in katholischen Kreisen allbekannte, gefeierte Kirchenschriftsteller Wzog, dessen freundlicher, kluger, hinter goldener Brille hervorblickender Augen ich mich lebhaft entsinne; so wie auch Dr. Schnars, der, Hamburger von Geburt, Erziehung und freistaatlicher Überzeugung, in jener Zeit durch die Erstausgabe seines „Schwarz-

waldführers“ dieses den Wanderern nur wenig bekannte Gebirgsland zu erschließen begann. Mein Vater hat mit Schnars viele Wanderungen für dessen schriftstellerische Zwecke vollführt; ich erzähle später von diesem merkwürdigen Manne, der mir bis an sein Lebensende (1879) ein wahrer Freund blieb.

Mit Alban Stolz, dem weitberühmten Kalendermann, war mir eine lustige Begegnung beschieden. Mein Vater hatte große Vorliebe für zeitgenössisches Flugschriftenwesen; so hatte er sich den „Akazienweig“ von Stolz gekauft, worin dieser von einem pöbelhaften, unterschrisftlosen Brief erzählt, der bloß die läppischen Worte: „Herr Alban Stolz, Sie sind ein Esel!“ enthalten habe. Da ich alles Gedruckte, dessen ich habhaft werden konnte, verschlang, hatte ich in Vaters Zimmer mir auch dieses Schriftstück zu Gemüte geführt. Auf einem Spaziergang begegneten wir dem Verfasser jener Flugschrift, der schulmeisterlich und sadengerade seinen Stock vor sich herstoßend, mit kurzgedrungener Gestalt in breitkrempigem Hute die Straße dahinschritt. Ich erlauschte, wie mein Vater der Mutter zuflüsterte: „Alban Stolz“, und pläzte in hörbar nächster Nähe hinter ihm begiervoll heraus: „Du, ist das der Esel?“ Ein bitterböser Blick aus hastig umgewendetem, zornglühendem Gesicht strafte die vorwitzige Knabenfrage. In meinen Mannesjahren bin ich — abgesehen von seinem einseitig bekennnisparteilichen Standpunkt — ein warmer Verehrer der Schriften Alban Stolzens geworden, die herb und kräftig wie Bauernbrot schmecken und eine Fülle goldechter, urwüchsiger Dichterkraft enthalten. —

In der Dreifamvorstadt lebte ein Verwandter meines Vaters mit seiner edeln, feingebildeten Gattin, Dr. Gerstlacher, ein Mann von lebendigem Geist, aber unbeschreiblicher Häßlichkeit. Er besaß die vollendetste Gläse, dabei schielte er und hatte ein steifes Bein, das ihn aber nicht hinderte, wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil durch Freiburgs Straßen bis zu fernen Schwarzwaldgipfeln zu fliegen. Das steife Bein war das traurige Andenken an einen verzweifelten Sprung vom Karlsruher Schloßthurm, den Gerstlacher in einem Anfall von Schwermut zwanzig Jahre vorher getan hatte; durch unerhörte Fügung hatte er sich unterwegs an einem Bligableiter aufgespießt und ward durch die Schloßwachtssoldaten sozusagen aus dem Reich der Toten wieder zu den Lebendigen zurückgeführt. Diesen Dheim beneidete ich leidenschaftlich um seine — Gläse! Sie galt mir dazumal als Schönheitsvorbild. Sobald der Gläserinhaber wieder ins Haus kam, schlich ich mich mit einer Schere und einem Bogen Papier hinter seinen Stuhl, und, auf einen Schemel mich stellend, begann ich in

aller Gemütsruhe das Maß seiner beneideten Platte zu nehmen, was er mir derart bitter verübelte, daß er meinen zufällig auf einem Sessel das neben liegenden Sommerstrohhut im Zorne zusammenfaß. Nach seinem und der Eltern Weggang schnitt ich meinem Bruder Willi und mir mit der Papierschere genau nach genommenem Glazenmaß eine so ausgiebige Scheitelschur, daß meine Eltern bei ihrer Heimkehr über die Stoppelfelder auf unsern verunstalteten Köpfen wahrhaft entsetzt waren und eine Tracht empfindlicher Schläge die unheilvolle Tat sühnen mußte. Zum Abstürzen und Gerettetwerden vorherbestimmt, rutschte der Dheim noch in seinen letzten Lebensjahren auf dem glatteisbedeckten Schloßberg eine bedeutende Strecke herab und wäre rettungslos in das Sammelbecken der Wasserleitung gefallen, hätte er sich nicht im gefahrdrohendsten Augenblick noch glücklich in einen winterlich kahlen Dornstrauch verwickelt. Gerstlacher schrieb sein ganzes Leben hindurch an einem großen, rechtskundlichen Werk; als er an die Schlußabschnitte kam, waren die ersten längst veraltet; er starb darüber als Siebziger, und seine Witwe beschloß nach schwerem Selbstkampf, die Handschrift seiner fruchtlosen Lebensarbeit vernichten zu lassen.—

Schritt man damals durch das Martinstor hinaus und über die Dreisambrücke der Wiehre zu, so sah man an der Landstraße nach Günterstal drei Häuser zur Rechten stehen; mehr gab es überhaupt dort nicht; wo heute beiderseits eine ganz neue Stadt ragt, lagen Felder und Wiesen. Im letzten dieser drei vereinsamten Häuser wohnte ein altes, lustiges Ehepaar, ein im Ruhestand lebender Apotheker aus Langenbrücken, der eine Base meiner Großmutter Schmidt zur Frau hatte. Daher Dunkel und Lante Tschamerhell. Im Hausgange hingen unzählige Hirsch- und Rehgeweihe, Zeugnis gebend von der ehemaligen Jagdleidenschaft des Hausbesizers; über einem uralten Tafelklavier glänzte verstaubt eine riesige Brille von Silberpappe, die seine Jagdfreunde vor Zeiten ihm verehrt hatten, als er einmal aus Versehen „einen Bock schoß“. Er hieß aus Jux in Freundeskreisen, mit zarter Anspielung auf seine Apothekertätigkeit, „der Herr Latwergenrat“, worauf er mit reizender Laune witzig einging. Kein Spaß verderber und Ubelnehmer, hatte er sich selbst sogar zum „Geheimen Latwergenrat“ ernannt. In den ernster gewordenen Zeiten gibt es jetzt leicht niemanden mehr, der ununterbrochen so zu Scherz und Schelmerei noch aufgelegt wäre, wie diese beiden alten Leute gewesen. Es lag noch etwas wie ein ferner Nachglanz der Hebelzeit auf ihnen ... Ein sorglich gepflegtes, unmittelbar an der Straße gelegenes Gärtchen stieß an ihr Haus; es war stets ein Fest für mich, wenn ich zu Tisch hinaus gebeten

war und wir in dem urgemüthlichen Gartenhäuschen das Mittagsmahl einnahmen, wobei die greise, aber noch äußerst bewegliche Tante meine Leibgerichte gebühlich berücksichtigte. Von ihrem Wohnzimmer hatte man noch freien, schönen Blick auf die Günterstaler Berge. Während die Tante stridend auf hölzernem Trittbrett am Nähtisch in der Fensternische saß und durch den Drehspiegel vor den Scheiben ab und zu die neugierigen Blicke hinab auf die dünnbesäten Spaziergänger der Günterstaler Straße schweifen ließ, lehnte der Dufel, gemächlich die lange Pfeife schmauchend, im Schlafrock auf dem zusammengeseffenen Kanapee; Schlafrock und Kanapee waren durchaus von dem selben tapetenartig großblumigen Stoff und unterschieden sich ebensowenig voneinander wie das gelbe Wästentier vom gelben Felsboden seiner Heimat; erhob sich der alte Herr, so meinte man, das Sofa spalte sich in zwei Teile. Ein kurz zuvor auf dem Speicher gefangener Totenkopfschmetterling schaute düster aus gläsernem Kästchen neben dem Fensterrahmen auf das kreuzfidele alte Paar, und friedlich tickte die Kuckucksuhr dazu.

Der fast allzu häufige Besuch des Stadttheaters — meine Eltern waren darin vielleicht zu sehr gewährenlassend und hatten sich selbst für später eine Rute geschnitten — hatte eine wahre Theaterwut in mir gezeitigt. Ich durfte nicht nur Stücke wie „Zauberflöte“, „Dorfbarbier“, „Nachtlager von Granada“, sondern gar den „Glöckner von Notre Dame“ und ähnliches für Kinder nicht geeignete sehen. Noch jetzt weiß ich ganze Theaterzettel aus jener Zeit mit sämtlichen Künstlernamen auswendig; so tief hat alles sich mir eingerammt, wofür ich einst in Feuer und Flammen stand.

Was ich auf der großen Bühne sah, suchte ich alsbald auf meinem Puppentheater nachzuahmen; ich stückte Teppiche dafür und brachte von jedem Waldgang Baumzweige heim, um die Walddekorationen naturwahr auszugestalten; vom winterlich verschneiten Jägerhäuschen trug ich sorglichst einen bereiften Kiefernast herab, um eine Winterlandschaft damit auszusmücken, und war unglücklich, als seine silberne Schönheit, noch ehe sie zur Bühne gelangen konnte, kläglich zusammengeschmolzen war. Ich begann Selbstgespräche aus Schauspielen auswendig zu lernen oder gar selber zu erfinden und sie auf der Schwelle von Wohn- und Schlafzimmer zu spielen; auch einen großen, prunkvollen Mond aus Goldpapier hatte ich mir ausgeschnitten, der, an weißem Faden schwebend, rechtzeitig über meinem Spiel aufgehen mußte; eine allwöchentlich aus dem benachbarten Dorfe Haslach kommende Näherin mußte zwangsweis als „Publikum“ herhalten.



Durch das maßlose Theaterspielen hatte ich mich derart in reizbare Unruhe hineingeritten, daß ich mich abends in der Schlafstube, wenn die Eltern in Gesellschaft waren und mein Bruder längst eingeschlafen lag, außerordentlich fürchtete; neben meinem Bett war ein dunkler Ofen, in dem an langen Holzständern die Kleider meiner Mutter hingen; zwischen diesen Kleidungsstücken drängten sich allabendlich entsetzliche Fragen hervor, die meine Einbildungskraft sich erschuf, und da war es immer und immer wieder das schreckliche Gesicht des armen, mich verfolgenden Blödsinnigen aus Kasatt, das mich unaufhörlich ängstigte und erschütterte. Ich fand erst tief in der Nacht Ruhe, wenn ich die Eltern heimkehren hörte; mein Vater leuchtete dann über mein Bett und betrachtete mich im Schlafe; ich stellte mich schlummernd, um nicht gezannt zu werden ...

Seinen eigenen Namen irgendwo gedruckt lesen zu können, in der Zeitung oder auf dem Theaterzettel an den Straßenecken, überhaupt im Munde der Menschen mit Ruhm genannt zu werden, schien mir das höchste Erdenglück. Hatte mein Brüderchen Lust, „Mäuerhauptmann oder Teufel“ zu werden, so wollte ich einmal „ein berühmter Mann“ sein. Aus herostratischer Ruhmsucht machte ich es wie weiland Kieselak, der stets einen schwarzen Farbtopf bei sich trug und mit Lebensgefahr seinen Namen an die schroffsten Felswände malte, damit er über alle Lande glänze — ich strich an den Haussecken auf allen Theaterzetteln die Namen von Schauspielern oder auf Zeitungsanschlagen die der Verleger und Schriftleiter durch und frigelte meinen eigenen darauf, in der süßen, beseligenden Überzeugung, nun von jedermann gelesen werden zu müssen. Wilhelmine von Hillern veröffentlichte soeben ihren ersten Roman „Doppelleben“; ich bestürmte meine Mutter, gleichfalls einen Roman zu schreiben, um ebenso viel genannt zu werden wie Frau von Hillern. Als ich gar in der „Gartenlaube“ das lorbeerzweigumkränzte Bild Moritz Hartmanns mit der Aufschrift „Deutsche Dichter der Gegenwart“ entdeckte, ließ sich mein drolliger Knabenehrgeiz keinen Zügel mehr anlegen; ich zeichnete ein wahres Zerrbild von mir — Zeichnen war immer meine schwächste Seite —, umrahmte es, schrieb mit Bleistift die erhabenen Worte „Deutschlands Dichter“ darüber und klebte das herrliche Kunstwerk ins Stiegenhaus, damit jeder Treppensteiger es bewundern sollte; denn „Dichter“ zu sein, galt mir von nun an als das einzig Erstrebens- und Rennenswerte im Menschenleben!

Einen leibhaftigen großen Mann, den mir meine Mutter gezeigt hatte, sah ich zuweilen im Haus aus und ein gehen: den jugendlichen, damals

schon fast stochtauben Treitschke, der den Hofrat Sttinger besuchte. Der erste Ruhmesmorgensonnenglanz fiel auf seinen Scheitel: gegenüber in der Sängerkirche, wo kurz zuvor der Zirkus Hinné seine glänzenden Vorstellungen gegeben und der Clown Little Whyl unsere Kinderherzen entzückt hatte, wurden Volksversammlungen zugunsten der wie Frühlingsatem durch Deutschland brausenden Sturmbewegung für Schleswig-Holstein abgehalten, und Treitschke breitete zum ersten Male die Adlerflügel seiner unvergleichlichen Redegewalt. —

Freiburg war noch lange nicht die bevorzugte Stadt der Fremden und Ruherentner. Auch ging es in geselligen Vereinigungen noch einfach zu. Die Damen wandelten in ihren Krinolinen wie Glocken einher und hatten die Köpfe mit den kleidsamen „Coiffüren“ geschmückt; meine Mutter trug in Gesellschaft eine, die die Form eines Weinlaubkranzes hatte und der Trägerin des Gewinnes ein nahezu dionysisches Aussehen verlieh. Die Coiffüren hielten sich lang im Brauche; noch etliche Jahre danach trug eine alte Dame eine mit lang herabwallendem, grünem Laubzweig in einem Nachmittagssee bei uns; wir hatten damals eine Ziege, die sich den Eingeladenen zeigen durfte; unglücklicherweise schlich sich das Tier an den künstlichen Zweig und begann daran zu knabbern; die zorngeknickte Greisin rief voller Enttäuschung: „Wie kann man nur eine Geiß in einen Salon bringen!“ ... Mit Vorliebe ward Whist, auch ab und zu Roulette gespielt, natürlich um geringen Einsatz, oder man vergnügte sich in bescheidener Weise mit dem endlosen Anschauen von „Stereoskopen“, die äußerst beliebt waren und fast zum Gepräge der Zeit gehörten. Auch das Federballspiel wurde fleißig betrieben; meine Eltern schlugen täglich nach Tisch Federball im Wohnzimmer. Die Offiziere versammelten sich jeden Montag im „Deutschen Hof“ zu zwangloser Abendunterhaltung. —

Wichtigen Eindruck auf uns Kinder machte die große Fronleichnamspredigt, wenn der Stellvertreter des greisen Erzbischofs in goldbrokatnem Gewand unter seinem Baldachin über hingestrente Blumen einher schritt, die Kirchenfahnen wehten, die Gesänge schollen und das juwelen geschmückte, gelinden Schauer weckende, braune Gerippe des heiligen Lambertus in seinem gläsernen Schneewittchenschrein hoch über die niederknieende Volksmenge durch die schönen Straßen dahinschwebte. Ja, diese schönen Straßen! Wo gibt es wieder eine solche Kaiserstraße, ein solches Oberlinden mit Schwabentor, Brunnen unter der Linde, hellfließenden Bächen und alles überragendem Münsterturm, wo ein so anmutendes, anheimelndes, echt deutsches, altes Städtebild? —

Mein Vater, der auf grasiger Einöde des Karlsplatzes seine Soldaten im „Kompagnie-Exerzieren“ drillen mußte, in Mußestunden aber an der Hobelbank saß und mit Stichel oder Laubsäge die kunstvollsten Schnitz- und Sägarbeiten, Spiegelrahmen und Trompeteruhren hervorzuzaubern verstand, ward nach Kehl zum Empfange des Marschalls Mac Mahon befehligt. Er brachte zwar keine Ehrenlegion mit heim, wohl aber ein anderes handgreifliches Andenken: eine Zigarre, die ihm der auf seiner Ruhmeshöhe stehende Sieger von Magenta bei der Kehler Rheinbrücke angeboten hatte. Am Napoleonstag, am 15. August, war große Heerschau der französischen Besatzung Straßburgs, der mein Vater nebst dem Kommandeur von Kehl zu Pferd in badischem Waffenrock anwohnte; so friedlich-liebtlich ging es damals noch zu.

Sehr befreundet waren meine Eltern mit Kufmauls. Die Familienfreundschaft hatte sich bereits durch zwei Menschenalter vererbt. Der nachmals so vielgesuchte Arzt war dazumal eine anhebende Berühmtheit. Da Vater Kufmaul viel auf Beratungsreisen auswärts war und die Mutter, eine liebenswürdige, lebenslustige Frau — sie lief später noch als Großmutter Schlittschuh —, nicht recht das Zeug zur Kindererziehung hatte, war Eduard, der einzige Sohn des Hauses, ziemlich verwildert aufgewachsen: ein herzenguter, doch zu unglaublich tollen Streichen aufgelegter Junge. Meine Eltern mochten ihn gerne leiden, doch ihre Freude bei seinem Kommen war stets geteilt, weil sie fürchteten, er könne uns Kinder ungünstig beeinflussen. Meine Mutter hatte einmal einen vergessenen Tract Kufmauls aus Gefälligkeit in ihrem Koffer von Karlsruhe mitgebracht, ihn sorglich in Papier eingeschlagen und Eduard gebeten, das Bünd seinem Vater mit heimzunehmen. Was tat der Schlingel damit? Vor den Augen meiner entsetzt zum Fenster hinaus ihm nachspähenden Mutter entfaltete er das Papier, kletterte mit dem Schwalbenschwanz auf einen der höchsten Bäume des Karlsplatzes, befestigte die Siegesbeute hoch auf dem Wipfel und ließ sie, gleich einer Trauerfahne, im Winde flattern. Eduard bereitete seinen Eltern viele Sorgen; alles mögliche versuchte er später, hatte beim Spielen das Unglück, sich das rechte Handgelenk zu durchschießen, so daß er eine gelähmte Hand behielt; als er schließlich nach vielem, vergeblichem Tasten auf richtige Bahnen gelangt war, kippte bei Magau sein Boot um, und er ertrank im Rhein; seine vermutlich schnell versandete Leiche kam nie wieder zum Vorschein.

In jener Zeit litt ich an Blutandrang nach dem Kopfe; der Hausarzt verordnete zur Nervenberuhigung Seebäder im Bodensee; man reiste noch

nicht nach Ostende, Sylt oder Norderney, man gab es billiger und war von der Heilkraft der Bodenseewellen so überzeugt, wie jetzt von der Wundertätigkeit des Meeres. So wurde beschlossen, nach Überlingen zu gehen. Wie freute ich mich, zum erstenmal den schönen See zu sehen, und versprach mir Wunder von seinem Anblick. Zwei prächtige Augustwochen folgten an der sonnigen Spiegelfläche des Schwäbischen Meeres. Auch Frau Kusmaul hatte sich eingefunden, und oft ruderte ich zum Schrecken meiner Mutter mit der mir immer gütig gewogenen Dame in winzigem „Seelenverkäufer“ weit auf den Überlinger See hinaus; als vorübergehend Dr. Kusmaul selbst zu kurzem Besuche kam, veranstaltete der Besitzer des Badehauses dem gefeierten Ankömmling zu Ehren abends im Garten mit etlichen bunten, bescheidenen Papierlämpchen eine „Italienische Nacht“, was mir zum erstenmal einen Hochschein von Kusmauls Bedeutung gab . . .

Wir wollten eben nach Lindau reisen, um vor der Heimkehr eine kleine Rundfahrt zu machen, und ich hatte mich nach Knabenart gefreut, den Löwen am dortigen Hasen zu sehen, als eine Drahtnachricht uns heim nach Freiburg rief: mein Bruder Willi sei tödlich erkrankt! Als wir in schwerer Besorgnis schnellstens zurückkehrten, war das Kind schon aufgegeben; mich aber ließ man gänzlich im unklaren darüber, um mich nicht zu erregen. Da es zurückgetretene Mätern waren, ward ich abgesperrt und habe meinen Bruder nie mehr gesehen. Er soll wie ein kleiner Held gestorben sein; in seiner letzten Lebensstunde ließ er sich unter großer Anstrengung Kleider und Schuhwerk anlegen: er wolle laufen, er fürchte die schwarzen Männer und das Grab nicht; ja, seltsamerweise, er fing ein Kirchenlied zu singen an, und als sein Auge brechen wollte, sprach er zu meiner Mutter: „Ich sehe dich nicht mehr klar, liebe Mama, und höre dich nicht mehr recht; nun läutet's zur Leiche.“ Im Augenblick, da Willi die Augen geschlossen hatte, kroch unter seinem Bett ein großer, schwarzer Käfer — das Volk nennt ihn die „Totenuhr“ — hervor, den meine Mutter entsetzt zertrat; von Stunde an hatte die wochenlang im Küchenschrank gehende Uhr zu ticken aufgehört.

Ich war über die letzten traurigen Tage zu meinem Onkel Gersilacher verbracht worden und hatte keine Ahnung von Tod und Begräbnis meines brüderlichen Spielgenossen; am Beisetzungstag, als die Glocken zu läuten anhuben, war ich so munter und guter Dinge, daß der Onkel mich mahnen mußte, nicht allzu lustig zu sein, da ich heute am wenigsten Ursache dazu habe. Abends ward ich heimgebracht; da fielen mir die betrüb-

ten Gesichter, die tränenvollen Blicke der Eltern und die dunkle Tracht aller auf, besonders, daß meine Mutter einen tiefschwarzen Hemdkragen anhatte, und, das Schwere ahnend, stürzte ich ihr schluchzend um den Hals: „Nicht wahr, Willi ist tot? Nun bin ich Bruderwitwer?“ Da mußte sie bei allem Jammer einen Augenblick schmerzlich lächeln . . .

Einige Wochen darnach machten die Eltern und meine Großmutter Schmidt zur Erholung und Zerstreuung eine Rheinfahrt nach Köln und nahmen mich mit; zum ersten Male durfte ich den herrlichen Strom schauen. In Neuwied zeigte mein Vater uns die Räume, worin er als Schüler der Herrnhuter vier Jahre seiner Jugend gewohnt hatte. In den 1830er und 40er Jahren war die fromme Anstalt stark von jungen Engländern besucht; als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sich von England über Norddeutschland auch zu uns die Sitte verbreitete, den Braten und vor allem den Fisch nur mit der Gabel zu essen, ja das Führen des Messers zum Mund als Kennzeichen kasserlicher Unbildung und Ungechliffenheit zu gelten anfing, lächelte mein Vater manchmal und erzählte, daß es bei der damaligen englischen Jugend geradezu zum guten Ton gehört habe, den Fisch mit dem Messer zu essen.

Der Loreleifelsen fesselte die Aufmerksamkeit der auf Verdeck Schmausenden mehr als heutzutage; alles war noch neuer, man war keineswegs reiseüberfättet; seit den ersten Zeiten der Dampfbootfahrten auf dem Rheine wurde beim Vorüberfahren am Felsen ein Schuß abgefeuert, der den Widerhall in romantischer Weise weckte.

Nach der Rückkehr in unser altes, für mich so öde gewordenes Haus am Karlsplatz ward ich in Öl gemalt. Ein Künstler namens Dominik Weber — die richtige „Porträtmalergestalt“ aus den „Fliegenden Blättern“ —, der sonst nur Heiligenbilder für Dorfkirchen fertigte, entweihete seinen Pinsel ausnahmsweise, mein weltliches Knabenantlitz abzubilden. Das Bildnis zeigt ein leibarm schwächtiges, blauäugiges und blondhaariges Bürschlein in schwarzem Samtkleide mit glänzender Gürtelschnalle. —

Zu Neujahr 1865 kam die erfreuliche Kunde, daß mein Vater als Major nach Karlsruhe versetzt sei, wodurch zahlreiche dienstliche Widertätigkeiten, die sein ränkevoller Oberstleutnant ihm bereitet hatte, abgeschnitten waren. Gleichzeitig erhielt ich eine Versetzung ins Krankensbett: die Nasern waren bei mir ausgebrochen. Da mein Bruder an dieser Krankheit — allerdings in unheilvoller Verquickung mit Unterleibsentzündung — gestorben war, schwebten meine Eltern in banger Sorge; doch

die Krankheit war gutartig und verlief regelrecht. Die ordenbedeckte Brust des mich behandelnden Regimentsarztes von Beck hob mich nicht wenig in meiner Masernstimmung.

Mein Vater mußte seinen neuen Dienst schon am Neujahrstag antreten, und so blieben wir bis zu meiner Wiederherstellung allein in Freiburg zurück. In der Genesungszeit beschäftigten mich lebhaft die Pläne zum neuen Karlsruher Tiergarten, die mein Vater auf einem Besuchs- ausflug mir zur Unterhaltung mitgebracht hatte. Um den ehemaligen Ludwigstee — oder volkstümlicher das alte „Saubad“ —, einen weit außerhalb der Stadt hinter dem Sallenwäldchen gelegenen Teich mit einer Insel, auf dem in der Jugendzeit meines Vaters ein unternehmender Altkarlsruher sogar eine der ersten Dampfchaluppen hatte fahren lassen, sollte ein wahres Paradies mit schönen Anlagen und eingestreuten Tier- zwingern erstehen; nicht zum mindesten des Tiergartenvorhabens halber konnte ich kaum Genesung und Übersiedelung in die alte Heimat erwarten.

In den ersten sonnigen Hornungtagen schritt ich, eingemummt und mich sonnend wie ein Alter, als ein von Krankheit Erstandener vor den Karlsplatzhäusern auf und nieder, und nach rührendem Abschied von den alten Eschamerhells und den teuren Freiburger Bekannten allen ging es der badischen Hauptstadt am Landgraben zu, wo wir uns mit dem längst vorausgeeilten, tief in Dienstgeschäften stekenden Vater wieder vereinigten.

4. Abschnitt

Karlsruher Knabenjahre (1865/1866)

Im lieben, alten Karlsruhe gab es noch mancherlei, was ein für Feld-, Wald- und Gespensterromantik empfängliches Knabenherz entzücken mochte. Noch zogen die alten, eigentümlichen Ahamauern und Ahagräben um die ganze Stadt; einer witzigen Volksüberlieferung zufolge sollten die Hunnen auf ihrem Zuge gegen das 1715 gegründete Karlsruhe verblüfft vor dieser Art Befestigung halt gemacht und ein erstauntes „Aha“ ausgestoßen haben! Im übrigen bedeutet „aha“ im Althochdeutschen: Wasser . . .

Noch wurden nachts die gußeisernen Gittertore, die nach dem Felde zu die Straßen abschlossen, für den Wagenverkehr gesperrt — mit Ausnahme der großen Tore —, was Ärzte zuweilen zu mißlichen Umwegen nötigte . . . Noch ragte draußen am Feldsaum der Kriegstraße der „Gotische Turm“ mit einer weißen Frauengestalt im Erdgeschos, die abendliche Wanderer grauen machte . . . Noch verstreute der Langensteinsche Garten in der Langen Straße — deren kennzeichnender, geschichtlich geworden Name nach 1870 aus oberbürgermeisterlicher Liebedienerei leider in das verwaschene Allerweltswort „Kaiserstraße“ umgetauft wurde — mit hohen Parkbäumen erquidenden Schatten, und zur Freude der Kinderwelt streckten die zahmen Hirschen ihre feuchten Schnauzen durch die braunen Eisengitter, ließen sich streicheln und nahmen dankbar einen Bissen Brots entgegen . . . Noch rann, trägsüßig und trübflutig, der übelduftende Landgraben unüberwölbt und überall sichtbar durch die Stadt; sah man von der Straße tief hinab auf das schwärzlich unheimliche Gewässer, drauf zerfetzte Zeitungen, abgebrochene Besenstiele, tote Katzen und ähnliche stolze Geschwader dem Rheine zu gen Niederland trieben, mochte man beinahe wähnen, in das schwermütige Tal des Styx hinunterzujastren . . . Noch reiheten sich in unverfälschter Echtheit die alten, einstöckigen Häuser nach holländischem Muster in den Straßenzellen und

sahen gar bescheiden und ärmlich drein; sie ließen sich nicht träumen, daß sie schon im nächsten Menschenalter samt und sonders vom Erdboden verschwinden und palastgleichen Nachkommen Raum schaffen sollten. . . Noch wurde die zweimal im Jahre stattfindende Messe unter den Bäumen des Schloßplatzes abgehalten, wobei die Buden wie in einen Garten gestellt erschienen; um das Karl-Friedrich-Denkmal orgelten die Karusselle, brüllten die Löwen der Tierbuden und kreischten die Hanswürste ihre derben Scherze. Da die Großherzogin Luise den nahen Jahrmarktslärm nicht liebte, ist längst vornehme, kirchliche Stille dort eingetreten und ein gut Stück Altkarlsruher Bubenlust damit zu Grabe getragen; einen so stimmungsvollen Mesplatz konnte es anderswo nicht wieder geben, die dampfenden Waffeln, in bretternen Hütten vom Herde weg frisch gegessen, konnten nirgends mehr so herrlich schmecken! Die Jahrmärkte hatten früher eine höhere Bedeutung. Viele Dienstboten kauften alle Bedürfnisse „auf der Messe“ ein, wie wenn es gar keine Kaufläden gegeben hätte; man hielt alles Mesgekaupte für dauerhafter, fast segenvoller. —

Bevor wir in die Notwohnung bei Bäcker Schwindt (jetzt Dennig) am Ludwigsplatz einziehen konnten, ward ich im altvertrauten, großväterlichen Haus am Rondellplatz untergebracht, wo seit vielen Jahren ein altes Fräulein Welper die Wirtspflichten übte. Ihre Sparsamkeit ging so weit, daß ich beim Kaffeetrinken warten mußte, bis sie fertig war, um dann ihr ungereinigtes Trinkgeschir zu benutzen — damit ja nur eine Tasse gespült zu werden brauchte; ihr Leibwort war trotzdem: es schickt sich nicht!

Dieser sparsame Hausgeist hatte zwei betagte Schwestern am Spitalplatz (jetzt Lidellplatz) wohnen, wohin meine Eltern oft abends zum Whistspiel gingen und mich mitnahmen. Die eine, ziemlich aufgeschwemmte Schwester, Lotte, war stottertaub — sie besaß vom mutmaßlichen Mörder Kaspar Hausers, dem einst vielgenannten altbadischen Major Hennenhofers, einen außerehelichen Sohn Louis, der im österreichischen Heere damals diente —, und die andere Schwester, Karoline, ein glozangiges, warzenreiches Wesen mit knallrotem Haar und mächtiger brauner Hornbrille — sie war einst Kammerfrau der unglücklichen, entthronten Königin Friederike von Schweden, einer Enkelin Karl Friedrichs († 1826), gewesen —, hatte offensichtlich so schlimme Erfahrungen mit männlichen Geschöpfen in ihrer Jugend gemacht, daß sie nach fünfzig Jahren noch unablässig auf die Männerwelt zu schelten pflegte; nichts verabscheuungswerteres konnte sie jemandem nachsagen, als, den letzten Trumpf aus-

spielend, mit Entrüstung zu rufen: „Er ist halt ein Mann!“ Die alten Schwestern hatten prächtige Bilderbücher mit Abbildungen vom napoleonischen Winterfeldzug des Jahres 1812 und von dem nackt auf einen Schimmel gefesselten, durch die Dornen der Waldwildnis blutig geritzten Kosakenhetman Mazeppa, die mich für das langweilige Zuschauen am Spieltisch entschädigten . . .

Eines Nachts — ich war zufällig bei meinem Großvater Vierordt am Rondellplatz über Nacht — schreckte gewaltiger Lärm mich auf, der vom benachbarten Gasthaus „Zum weißen Bären“ (jetzt Friedrichshof) in mein Schlafzimmer herüberdröhnte. 27 Offiziere, sowie 270 Mann freiwilliger, für das unglückselige Kaisertum Mexiko bestimmter Truppen — meist Österreicher — waren von Augsburg angekommen, die drüben ein Trinkgelage hielten und andern Morgens nach Paris weitergingen. In der Frühe waren diese Abenteurer zum Teil in solchem Zustand, daß die lezten, sinnlos betrunken, auf Dienstmannskarren vom Wirtshaus zum nahen Bahnhof geschafft werden mußten, von wo sie den Heldenzug nach Amerika fortsetzten. Der arme Kaiser Max mochte sich der Unterstützungslegionäre solchen Schlages freuen! —

Ich trat in die Vorschule des „Lyzeums“ zu Lehrer Zeuner ein, gleichzeitig in die Musikschule, wo der selbe Jugendbildner den Unterricht erteilte. Privatstunden gab mir ein Unterseptaner Karl Hartfelder; man zählte damals richtiger die Klassen von der Prima, der ersten, der untersten an, aufwärts; erst durch preußischen Einfluß wurde die Verkehrtheit Brauch. Hartfelder ward ein glänzender Kanzelredner, entsagte jedoch der Theologie und starb als Professor in Heidelberg; er machte sich durch Veröffentlichungen über den Bauernkrieg in gelehrten Kreisen einen Namen; mir hat er bis zu seinem vorzeitigen Tode Freundschaft und Verständnis bewahrt.

Herr Zeuner war ein Lehrer nach altem Zuschnitt, der tapfer mit dem Meerrohr arbeitete; vor Beginn des Unterrichts mußte die Schülerschaft vorbeiziehen und die Hände vorweisen; wehe, wenn einer unsaubere Nägel hatte! Er bekam „Lagen“ mit dem Richtscheit und ward unbarmherzig zu gründlicher Reinigung mit Sand durch den Schuldiener an den Hofbrunnen verwiesen.

In der engen Notwohnung bei Bäcker Schwindt schlug ich im Hinterzimmer neben der düstern Küche mein Puppentheater auf und gab gleichaltrigen Gespielen Vorstellungen. Sehr liebten wir in den „Dubensisten“ das vielverbreitete „Gickele Musett“ (?) zu spielen, d. h. Versteckspiel am

helllichten Tag in künstlich verdunkelten Zimmern; oder wir banden uns abwechselnd die Augen zu, führten einander Häuser, ja Straßen weit weg in einen wildfremden Hof und Hausflur, wo man die Stelle zu erraten hatte. Auch die Backstube, wo die halbnackten Bäckergefallen ihr Wesen trieben, ward aufgesucht. Im Hause wohnte ein freundliches, altes Ehepaar Hamburger, das einen unvergleichlichen Ofen mit rotem Vorhang, wie geschaffen zum Theaterspielen, besaß; Auftritte aus Schillers „Räubern“ wurden grausig schön dargestellt.

Der drückende Sommer von 1865, einer der heißesten des Jahrhunderts, lockte jeden Abend in die Ab., wo ich in der Soldatenschwimmhule die edle Schwimmkunst erlernte, die einzige Leibesübung, die ich zeitlebens mit Vorliebe betrieb. Nach dem Bade konnte man sich an herrlich duftenden Schwarzbrot und wahren Gebirgen goldgelblichen Schweizerkäses Gaumen und Magen erlaben! Mein Vater stand als Platzmajor der Schwimmhule vor und mußte jedem Schwimmschüler, der die „große Probe“ der Meisterschaft im Schwimmen abgelegt hatte, einen Schein, geschmückt mit dem farbigen Wilde der Schwimmanstalt, unterfertigen; ich war stolz, auf hunderten solcher Bescheinigungen die väterliche Unterschrift zu lesen.

Ab und zu ging's mit der neuen städtischen Eisenbahn nach Marau zum Rheine, wo die soeben eingeweihte Eisenbahnschiffbrücke recht als achties Weltwunder angestaunt wurde. Wieder einmal fuhr ich mit den Eltern ins Rheinwellenbad; im selben Abteil saß das in seiner Blüte stehende, hochgefeierte Schauspielerehepaar Lange, den Meinigen von früher persönlich bekannt; kaum hatte ich diesen Namen mehr verschlungen als gehört, als ich beseligt den Mund ans Ohr meiner Mutter mit der ungestümen Frage drückte: „Du, ist das die Frau Lange vom Zettel?“ was noch lange nachher, da ich der unvergeßlichen Künstlerin freundschaftlich nahe getreten war, Anlaß zu herzlichem Lachen bot. Als mir die große Trauerspielerin an jenem Marauer Morgen die Hand reichte, überrieselte mich Andacht wie Gänsehaut. Beim Abschied am Mühlburger Thor starrte ich beiden Künstlern verzückt nach und war kaum von der Stelle zu bringen.

Zu den Pflichten des Platzmajors gehörte es, die Theaterwache zu besichtigen und dazu hinter die Kulissen zu gehen. Bei einer Vorstellung des „Oberon“ nahm der Vater mich mit; mit welchem Schauer von Ehrfurcht ich diesen Raum betrat, Hüons Schiff und Oberons Wolkenwagen mit bebenden Fingern betastete und mich halbzitternd unter den Türken und Türkinnen umherbewegte, ist mir unvergessen. Kein Moslem konnte mit

heiligerem Gefühle den Estrich einer Moschee betreten, als ich die Bretter des Karlsruher Hoftheaters . . .

Zuweilen gingen wir an schwülen Sommerabenden in den Garten der Geigerschen Bierhalle, im Süden der Stadt gelegen, um mit der verwandten Familie des Professors Lamey zusammenzutreffen. Dieser Mann galt mir, da er Klassenvorstand meines Privatlehrers Hartfelder war, als Inbegriff menschlicher Weisheit und Größe; in knabenhafter Vorstellung dachte ich mir: wer noch einen Hartfelder — der mir schon als Licht und Salz der Welt erschien — unterrichten könne, müsse schier eine zu göttlicher Allmacht reichende Kenntnis besitzen; jedesmal, wenn der Professor mich einer Anrede würdigte, bin ich vor Ehrerbietung fast zur Erde gesunken. Von dem genußmüden Wahlsprüche heutiger Jugend „nil admirari“ — nichts zu bewundern — bin ich niemals angekränkt gewesen; ich habe stets ein wahres Fieber der Bewunderung gefannt; meine Natur drängte zur „Heldenverehrung“; die großen, erzgegossenen Gestalten der Weltgeschichte waren es, denen die Verehrung gezollt wurde.

Lameys waren übrigens außergewöhnliche Menschen; gefiebt, witzig, lebensprühend, urwüchsig, in jüngeren Jahren mit einem Stich ins Unordentliche. Meine Mutter besuchte sie und fand die Stühle teilweise auf Schränken und alles in wirrem Durcheinander, so daß sie wähnte, die Verwandten zögen aus; es war aber der gewöhnliche Zustand, wie sich herausstellte. Der sichgehenlassende Schulmann mit seinen wild emporgestrafften Haaren empfing bisweilen, im Schlafrock und barfuß auf dem Ruhebetto liegend, seine Besucher und Besucherinnen. Lameys mieteten einen Acker vor der Stadt und pflanzten selbst ihre Kartoffeln; abendlang konnte Vater Lamey schweigend und rauchend auf seinem Feld vor einer windschiefen Bretterhütte sitzen und ins Kartoffelbratfeuer starren; auf die Frage, was er da tue, gab er zurück: „Ich denke.“

Einen argen Scherz leistete er sich auf seinem Bauerngütchen Illenbach, nahe der Irrenanstalt Illenau; beim Spaziergang sieht er zwei Damen auf der Landstraße vor sich hergehen; schnell verwirrt er sein Haar, wirft seinen Hut in den Straßengraben, fängt an zu brüllen und den Wandrainnen nachzujagen; diese laufen, was Zeug hält, im Glauben, ein Wahnsinniger sei entsprungen; endlich sinken sie, halb zu Tode gehezt, auf einen Steinhaufen am Wege nieder und hauchen: „Jetzt soll er mit uns anfangen, was er will!“ Da tritt er lächelnd vor sie hin, verneigt sich mit Anstand, stellt sich den Geängstigten vor: „Professor Lamey von Karlsruhe“ und trollt des Weges weiter, als wenn nichts geschehen wäre.

Im Juli 1865 starb die verwitwete Großherzogin Sophie von Baden; als Sohn des Platzmajors hatte ich die seltene Gelegenheit, in die sonst unzugängliche Fürstengruft unter der protestantischen Stadtkirche am Marktplatz hinunterzugelangen; mit einem aus Bewunderung und Mischung gemischten Gefühle sah ich den mit großer, goldener Krone geschmückten Sarg des 1852 verstorbenen Großherzogs Leopold, des Gemahls der nunmehr entschlafenen Fürstin, mit dem mein Großvater Schmidt in Revolutionszeiten monatelang in pfälzischen und rheinischen Städten sich aufgehalten hatte.

Im Spätsommer ging ich zuweilen mit dem Vater ins Artillerielager nach Forchheim. Auf großem, waldumrausstem Übungsplatz waren die weißgrauen Zeltreihen aufgestellt; die kunstfertigen Finger der Soldaten hatten in Mußestunden hübsche Gärtchen, zierliche Taschenfestungswerke mit Kanöchchen und Soldätschen darauf, zum Vergnügen von alt und jung vor den Zelten angelegt. Ganz Karlsruhe strömte hinaus.

Die Herbstferien waren in jenem heißen Jahrgang, der den berühmten Fünfundsechziger zeitigte, vier Wochen früher als gewöhnlich, wovon man freilich in der weinberglosen Hauptstadt wenig spürte. Mir sollte dieser Herbst eine lebendige Frucht bescheren: meine Mutter schenkte mir ein Erbsenbrüderchen, Alfred Roderich! Durch die Kluft von zehn Jahren getrennt, ohne gemeinsam verlebte Kindheit, bin ich lange Zeit mehr in halb väterlichem Verhältnis zu ihm gestanden. Auf Reisen galt ich später oft für den Hauslehrer. Da ich als Jüngling überaus mager und schlank war, hörte meine Mutter an der Wirtstafel einen Fremden sagen: „Dem armen Hauslehrer sieht man an, daß er in der Familie nicht genug zu essen kriegt.“ ...

Zur Vollendung meines zehnten Jahres ließ der Vater mir die Wahl, ob ich am Abend des Geburtstages in den „Göz von Verlichingen“ oder zu einem dreitägigen Ausflug auf das berühmte Cannstatter Volksfest wolle; ohne Zaudern wählte ich den „Göz“ und schwelgte natürlich in dem herrlichen Stücke. Die Titelrolle spielte der den alten Karlsruhern unvergeßliche Heinrich Schneider, und als Adelsheid von Walldorf glänzte Frau Lange; der Auftritt zwischen Adelsheid und dem Boten der Ferne ging mir erschütternd durch Mark und Bein ...

Seit Wochen stand mein Vater mit dem Stadtbaumeister Müller wegen Hauskaufs in Unterhandlung; nun erstand er um mäßigen Preis das Haus, das die Ecke der Krieger- und Ritterstraße Nr. 24 bildet; bei diesem Anlaß verehrte der Hauskäufer nach damaliger Sitte dem Waisenhaus

zweiundzwanzig Gulden badischer Währung; es war ein hübsches, im Garten frei stehendes Haus, das leider durch Ums, Ums und Überbau zur Form einer Kaserne sich auswuchs; wir wohnten drin von 1865 bis 1892. Das Treppenhaus mit farbigem Oberlicht erweckte bei Sonnenglanz fast den Eindruck, als trete man in eine Kirche mit gemalten Scheiben. Meine Eltern waren von einer wahren Bauwut besessen, und ich hatte nur Hang zum ungestorften Stilleben; sie verwünschten zwar das Bauen, solange die Handwerker im Hause schafften; kaum waren diese draußen, tauchte schon ein neuer Plan auf, der demnächst ausgeführt werden sollte. Meine Mutter zumal war unerschöpflich in Baumeistereineildungskraft; sie hätte Städte gegründet. Manches Jahr ward in leidiger Unruhe zugebracht, alles einer oben, unfruchtbaren Geselligkeit zuliebe; ich nahm mir ein warnendes Beispiel daran und gelobte, keinen Backstein auf den andern zu furmen!

Im Oktober 1865 siedelten wir in das neue Haus über, drin ich reichlich Platz in Flur und Garten zum Austollen hatte. Stallung und Schuppen wurden sofort angebaut, da der Vater sich ein Pferd halten musste. Nebenan in der Ritterstraße lebte der volkstümliche Ortsdichter und einsige Bäcker Borholz, ein deutscher Jean Reboul, der aber bald starb. Zwei nette Kinder der Müllerschen Familie, die noch längere Zeit im Erdgeschoss wohnen blieb, May und Ida, wurden meine vielgeliebten Gespielen. Welche Wonne war es, wenn der Gaul auswärts war, in die Heuraufen zu klettern und darin, wie Schwalben in mauergeklebten Nestern hockend, sich Geschichten zu erzählen! Häuser gab es noch wenige ringsumher; auf den Bauplätzen lagen große Sandhaufen, worein wir Rauberhohlen und Schächte gruben. Der Stadtbaumeister, ein großer Schmetterlingszuchter, nahm uns auf den Durlacher Turmberg und in den Geientrain bei Gottesaue zu Falterjagd und Raupensuche mit.

Im Jänner 1866 gab man im Hoftheater zum ersten Male Meyerbeers „Afrikanerin“; ein Ereignis, das auswärtige Besucher in Menge herbeilockte. Die Aufführung galt als Wunder der Einrichtung, der Gewänder, der Raumkunstmalerei; man hatte noch Zeit und Geld auch für andere als bloß Wagnerische Tonwerke.

Seit Herbst wohlbestallter „Lyzeist“, durfte ich eine Vorstellung des Wunderwerkes besuchen. Das Sterben der Heldin unter dem Manzanillenbaum beeindruckte mein jugendliches Gemüt ungeheuer; ich lernte die Worte der Dichtung auswendig. In allen Knabengesellschaften behangte ich mich bald als „Afrikanerin“, bald als „Adelheid von Walldorf“ und spielte die Rollen; ein Blumentopf auf dem Tische musste den Gift-

baum vorstellen, worunter ich den Todesauftritt langsamen Hinsterbens spielte; im Falle der „Adelheid“ wurde das Zimmer verdunkelt; leidenschaftsvoll stellte ich die schauerliche Nachtbegegnung mit dem Diener des heimlichen Gerichts dar und stürzte zuletzt, markdurchschütternden Aufschreis, zur Erde, ganz wie ich es der Frau lange im „Gögg“ abgesehen hatte.

Die Rolle der Selika in der „Afrikanerin“ wurde von einer vorzüglichen Sängerin, namens Boni, gegeben; ihr eifersüchtiger Gatte sei, so erzählte man, stets mit ihr in das Ankleidezimmer auf der Bühne gegangen, um dafür zu sorgen, daß sich seine Frau nicht allzu schön zurüste. Ich hatte gehört, wie mein Vater Schönheit, Spiel und Vorzüge der Frau Boni meiner Mutter gerühmt hatte. Um dem Vater Freude zu bereiten, ging ich in Dörings Papierhandlung, wo das Bild der Künstlerin ausgestellt war. Auf die Frage des erstaunten Papierhändlers: „Was willst denn du, Kleiner, mit einem Bilde der Frau Boni?“ gab ich arglos zurück: „Ich will es meinem Vater kaufen; der hat die Frau Boni so lieb!“ Die Geschichte wurde bedenklicherweise vom Ladenbesitzer verbreitet, durchlief die Stadt und gab Stoff zur Heiterkeit weiter Kreise.

Manchmal veranstaltete der härtige Turnlehrer Gerth mit einer auserlesenen Schar seiner Lieblinge Sonntagsausflüge in die Umgegend. Dieser Mann war wohl der erste Preuße, der vor 1866 eine Anstellung im Badischen hatte — sozusagen eine Schwalbe, die den Sommer machte; nach 1866 folgten ihm Landsleute genug: „Nordlichter“, wie sie der Volkswitz nannte, da sie den zurückgebliebenen Süddeutschen erst ein Licht aus dem Norden aufstecken sollten. Gerth war von aufdringlicher Liebenswürdigkeit und küßte seine Günstlinge fast in unheimlicher Weise; er hatte neben der Turnhalle in seiner Stube den Gipsabguß eines seiner tadellos schön gewachsenen Beine; öfters entkleidete er sich und ließ uns angesichts seines entblößten Beines den Abguß auf die Naturwahrheit prüfen. Da sich der, gleich Narziß, an eigener Schönheit erfreuende Turnlehrer nicht scheute, sich in kleiderlosem Zustande Lichtbilden zu lassen und das Bild auf der Straße gefunden wurde, war die Tätigkeit des ersten Preußen nicht von langer Dauer und fand ein Ende mit Schrecken.

In den Abenddämmerungen wurden mit den Buben der Nachbarschaft — auch Karl Obser, der spätere Leiter des Badischen „Generallandesarchivs“, war darunter — Kriegsspiele gespielt; wir wendeten den nagelneuen Geschichtsunterricht sogleich handgreiflich an: die Steinplatten des Bürgersteigs stellten die Satrapien des Perserreichs vor, die wir einander im Handgemenge abraunten!

Von der Unzweckmäßigkeit damaligen Erdkunde-Unterrichts — nicht von der Heimatkunde anschaulich ausgehend und sich zum Weltbild ausweitend — sei nur erwähnt, daß in der ersten Stunde der Erdkunde, die ich im Lyzeum erhielt, mit dem — nördlichen Eismeer begonnen wurde!!

Ich war von solch kindlich schriftstellerischer Sucht befeelt, daß ich, angeregt durch ein altes, ölgemaltes Seestück, eine abenteuerliche „Geschichte des Kriegsschiffs Viktoria“ sowie eine Novelle „Der Rettungsbrunnen“, ja sogar ein Lustspiel „Der Landmann und seine Töchter“ verfaßte. —

Während des kindlichen Stillebens daheim hatten sich draußen in der Welt große Dinge begeben. Seit dem Frühjahr 1866 war die Spannung zwischen Preußen und Österreich stetig gewachsen; gegenseitige Rüstungen und Truppenbewegungen hatten stattgefunden. Im April war dem vaterländisch gesinnten Minister Lamey, der dem Langensteinischen Hirschgarten gegenüber wohnte, ein Fackelzug gebracht worden, von dem ich bepöcht und beteert heimkam.

Im Juni räumten Preußen und Österreich die Bundesfestung Raastatt, wohin von Durlach das fünfte badische Infanterieregiment, in dem mein Onkel, Oberleutnant Gustav Schmidt, diente, befehligt wurde; mit der Räumung Raastatts durch die Truppen der Großmächte war der Deutsche Bund nach halbhundertjährigem Bestehen tatsächlich aufgelöst. Auf die Nachricht vom Einrücken der Preußen in Kurhessen, Hannover und Nassau wurden sämtliche badischen Mannschaften einberufen. Bayern, Württemberger und Hessen besetzten die „Mainlinie“; die Verbindung mit dem Norden und Osten Deutschlands war abgeschnitten.

Mein Vater wurde seines Dienstes als Platzmajor der Hauptstadt enthoben und als Major in sein altes, drittes Infanterieregiment zurückversetzt; ich hatte nun endlich die schon als Kind heiß ersehnte Freude, ihn eines Abends in silbernen, beweglichen Fransnachselsstücken auf seinem treuen Braunen Hans vor das Haus sprengen zu sehen; das Regiment war in Ettlingen und Müppurr bei Karlsruhe zusammengezogen.

Am 21. Juni sah ich das Leibgrenadierregiment vom Karlsruher Bahnhof auf den Kriegsschauplatz abfahren; ich hörte ein mir lebenslang in den Ohren nachklingendes Abschiedslied singen, das mit den spaßhaften Versen anhub:

„Das Preußen, das muß fallen,
Der Großherzog muß wallen (!)...“

Die Stimmung in Baden war überwiegend österreichisch. Unter den Offizieren blühten weichenstill im verborgenen manche preussischen Reiz

gungen; mein Vater neigte von jeher zur preussischen Seite — schon in Kasstatt bevorzugte er preussischen Familienverkehr — und war nicht, wie so viele, hinterher Anbeter des Erfolges; allerdings hatte er sich von Osterreich Größeres erwartet, als geleistet wurde. Manches gescheiterte Leben, schwer erziehbare Jungen, selbst Tüchtigste hatten in den Jahrzehnten vor 1866 immer noch eine Unterkunft im österreichischen Heere gefunden, das für Abenteuer aller Art ein letzter Rettungsanker zu sein schien.

Am 25. Juni zog das fünfte Regiment von Kasstatt nach dem Kriegsschauplatz. Mein Onkel Gustav hatte zuvor Abschied von uns genommen und hegte den ihm nicht auszuredenden Schicksalsglauben, daß es ein Abschied für ewig sei. In meiner mütterlichen Familie spielten Aberglauben und Vorbedeutungen eine unheimliche Rolle. Seit dem 6. Jänner 1866, dem Dreikönigstage, war mein Onkel in seltsamer Verstimmung; an diesem Tage war er zu einer Gräfin Degenfeld eingeladen; war es ihm schon unangenehm aufgefallen, daß die Gesellschaft sich zu dreizehn zusammengesunden hatte, so berührte es ihn noch peinlicher, daß er in seinem Tortenstück die festliche Bohne fand, die ihn zum Könige des Tages machen sollte! Tief verstimmt verbarg er die Bohne. Die Gastgeberin, ungehalten über das Verschwundensein der Bohne, schickte mit Vorwürfen zum Zuckerbäcker, der hoch und heilig versicherte, sie selbst in den Festkuchen gebacken zu haben. Der Onkel verließ frühzeitig die Gesellschaft, ging heim zu seiner Mutter und vertraute ihr seine Ahnung, daß er dieses Jahr nicht überleben werde. Er sollte recht behalten; er war eines der wenigen badischen Opfer, die der blutige, doch nötige „Bruderkrieg“ fordern sollte, wenn auch von Brüderschaft im Hinblick auf Osterreichs Völkergemengsel wenig die Rede sein konnte.

Am 1. Juli rückte mein Vater nach herzbeuglichem Abschied mit seinem Regiment in den Krieg. Zunächst nach Bugbach in Oberhessen. Manche Schilderungen des 1866er Krieges gibt es, aber kaum las ich jemals Privatmitteilungen unmittelbarer Art; vielleicht ist es von Wert, einen auszugswweisen Einblick in ungeschminkte, düstere Stimmungsbilder aus den Feldzugsbriefen eines badischen Offiziers zu bekommen; sie geben zugleich ein Bild von der Unvollkommenheit der alten Feldpost. Da ist keinerlei Siegeszuversicht, keine Spur von Kriegslust.

Die badische Division zählte zum 8. Deutschen Armeekorps, das vom Prinzen Alexander von Hessen „angeführt“ ward, wie man doppeldeutig witzelte. Dieser Heerführer schien an feldherrlichen Eigenschaften der genaue Gegenfüßler seines berühmteren mazedonischen Namensvetters. Die von

zwecklosem Schweißerguß triefenden Kreuz und Quers, Vor- und Rückmärsche lassen Begebenheiten ahnen, die an die selige deutsche Reichsarmee aus den Zeiten der Schlacht bei Roszbach gemahnen. Mein Vater möge hier selbst das Wort ergreifen.

„Buzbach, 2. Juli 1866. ... Wir fuhren unter dem größten Jubel der Bevölkerung bis Bruchsal ... längeren Halt gab es in Darmstadt ... Es war ein gräßliches Getümmel auf dem Bahnhof. Hier sahen wir die ersten Truppen mit der schwarz-rot-goldenen Binde ... es fuhr ein Bataillon Bayern aus der Rheinpfalz nach Bamberg an uns vorbei, welche alle schrien, daß sie den ‚Bismarck‘ holen wollten ... In Frankfurt, wo mehrere Züge mit Kurhessen, Bayern, Oesterreichern und Nassauern standen, winkten uns aus allen Fenstern Damen und Herren mit Taschentüchern und Fahnen zu; es war ein Mordslärm. Unsere armen Tiere bekamen den ganzen Tag bis abends 11 Uhr nichts zu fressen; uns ging es zwar auch nicht viel besser; die Bahnhofrestaurationen waren rein ausgeplündert ...“

„Langgöns bei Buzbach, 3. Juli 1866 ... Vermutlich rücken wir Kassel immer näher, wo es am ersten zu einem Schlag kommen kann, wenn sich die Verhältnisse überhaupt nicht ändern, d. h. wenn wir von den Preußen nicht zuerst angegriffen werden oder in Folge der Siege der Preußen über die Oesterreicher, die man bei uns wenigstens verbreitet, eine ganz andere Sachlage eintritt. In Langgöns, einem Dorf, bin ich heillos einquartiert ... Soviel weiß ich, daß, wenn die Geschichte gut vorbeigeht und ich mit heiler Haut davonkomme, dem Militärstand Valet gesagt wird ... Die Soldatengeschichten und das ewige Gejohle und Getrommel habe ich gründlich satt und kann es kaum mehr ertragen.“

Die Briefe sind wohl aus Sorge vor der Unzuverlässigkeit der Feldpost vorsichtig abgefaßt; gleichzeitige Tagebuchvermerke meines Vaters sind weit gepfeffelter. So heißt es am selben 3. Juli — es ist schon der kriegsentscheidende Schlachttag von Königgrätz, wovon aber die badischen Truppen noch geraume Zeit nichts bestimmtes erfuhren — im Werkbuch: „Marsch von Buzbach nach Langgöns, Gießen zu. Zu welchem Zweck, wußten wir so wenig als das hohe Kommando selbst.“

„Langgöns, 4. Juli 1866. Es sollte heute vor Tagesanbruch ein Überfall nach dem vier Stunden entfernten Wehlar gemacht werden, von dem man nicht bestimmt wußte, ob Preußen darin seien. Nachts um 11½ Uhr marschierten wir im Mondschein, in lautloser Stille, fast geisterhaften Aussehens ab; kein Wort, kein Lied wurde laut, nur der Tritt der Soldaten

und hie und da das Wiehern der Pferde war hörbar; es war wirklich „unheimlich“. Um 3 Uhr morgens näherten wir uns der Stadt, die, wunderbar schön im Lahnthal gelegen, ein Bild tiefen Friedens bot. Die Stadt wurde abgesucht und, da die Preußen fort waren, beim Erwachen der Einwohner bezogen, die nicht wenig erstaunt waren, fremde, ungebetene Gäste zu so früher Stunde ankommen zu sehen ... Mittags, nachdem die Lahnbahn von unseren Pionieren zerstört worden war, um den Zuzug zu hemmen, schlug es Generalmarsch, so daß wir im ersten Schrecken glaubten, angegriffen zu werden, und mußten mitten in den Freuden der Mittagstafel, als wir am Braten waren, abziehen. Es war aber nichts, nur eine Anordnung zum Abzug ... Wir marschierten beinahe den ganzen Nachmittag unter strömenden Regengüssen nach Langgöns zurück. Die Pferde sind ordentlich kaputt; ich aber auch, denn mit Ausnahme einiger Stunden in Weglar saß ich von nachts 11½ Uhr bis abends 7 Uhr den ganzen Tag zu Pferde ... Unsere Leute sind durch die Strapazen jetzt auch abgekühlt und geben es wohlfeil ...“

„Kronauer Hof bei Wilbel, 6. Juli 1866. Wir haben uns zurückgezogen, weil wir fürchteten, abgeschnitten zu werden ... Ich bekam noch keinen Brief von daheim, da wir alle Tage wo anders sind ... Die letzten zwei Tage hatten wir heillose Strapazen und Nachtmärsche bei teilweise strömendem Regen; ich habe es satt ...“

Tagebuchvermerk vom 6. Juli 1866: „Morgens 11 Uhr Generalmarsch, der überhaupt um diese Zeit unnötig oft angewandt wurde, und Abmarsch nach Nauheim, wo die Brigade sich sammelte und fluchtartig per Eisenbahn nach Wilbel retrizierte, um einer Umgehung auszuweichen.“

Tagebuchvermerk vom 7. Juli 1866: „Morgens 2 Uhr Generalmarsch und Abmarsch nach Frankfurt zu. Hier kam Gegenbefehl, und die ganze badische Division marschierte wieder vor gegen Nauheim. Ich kam mit zwei Kompagnien nach Nieder-Rosbach. Nomen, Dmen.“

Vermerk vom 8. Juli 1866: „Ruhetag nach vielen unnötig ausgestandenen Strapazen unter strömendem Regenwetter in Nieder-Rosbach.“

Vermerk vom 9. Juli 1866: „Rückmarsch gegen Frankfurt zur Konzentration der ganzen Stellung des 8. Armeekorps zum Schutze Frankfurts.“

Es folgen Briefe:

„Heddernheim bei Frankfurt, 9. Juli 1866. Endlich heut einmal einen Brief von Dir erhalten ... es sollen in Frankfurt ganze Pakete unbestellter Briefe liegen ... Wie die Verhältnisse stehen, glaube ich kaum mehr an ein

ernstliches Zusammentreffen mit den Preußen, die sich durch ihre glänzenden Siege überall Bewunderung erworben, und ich glaube sogar eine Schwenkung in der Politik der Kleinstaaten zu bemerken ... Schreibe nicht zu oft, da bei der lieberlichen Wirtschaft Briefe verloren gehen ... Die Tiere halten gut aus, doch sind sie so müde, daß sie, buchstäblich genommen, fast umfallen ..."

„Heddernheim bei Frankfurt, 11. Juli 1866. ... Immer noch in diesem verflammten Drecknest; weiß Gott, wie lange dieser Zustand noch fort-dauert, da man viel von Waffenstillstand spricht und wir, scheint's, in der Stellung vor Frankfurt bleiben, bis die Preußen uns angreifen, die keine große Lust dazu haben, da ihnen diese Stadt doch von selbst beim Friedens-schluß zufällt ... Die Strapazen, die wir durchgemacht haben, sind heillos gewesen, geistaufregend, nervenabspannend ..."

„Heddernheim, 12. Juli 1866. Bis jetzt war noch keine badische Ab- teilung im Feuer ... Für die verwundeten Krieger brauchst du nichts zu geben, weil wir erstens noch keine Verwundeten haben und zweitens diese den Wein doch nicht kriegen; es war im Jahr 59 gerade so ... Wir haben nun statt der Epauletten Achselklappen bekommen; die Stabs- offiziere eine Achselklappe ganz von Silberborte; der Major mit einem Stern ..."

„Heddernheim, 13. Juli 1866. Heddernheim ist ein trostloses Nest ... Wir warten auf Marschbefehl; ich vermute, daß wir über den Main zurück- gehen oder den Bayern zu Hilfe eilen ... Die Frankfurter strengen sich sehr an, uns loszubekommen, da sie lieber preußisch sein wollen, als sich einer Beschießung auszusetzen ..."

„14. Juli 1866, morgens 1 Uhr. Soeben trifft der Befehl ein, daß wir in die Gegend von Aischaffenburg kommen, den bedrängten Bayern zu Hilfe zu eilen. Gebe Gott, daß alles gut vorbeigehe!"

Die Briefe sehen einige Tage hier aus, während die badische Division bei Glühitze über Darmstadt nach Babenhäusen geleitet wird; es folgt der Vormarsch und unmittelbar danach der eilige Rückmarsch gegen und von Aischaffenburg. Mein Vater sah hier fürchterliche Vorgänge von Zuchtlosig- keit und Auflösung österreichischer Truppenkörper. Einen wegen seiner unkriegerischen, leichtnehmerischen Wurstigkeit unauslöschlichen Eindruck machte es auf ihn, als er den österreichischen General Grafen von Meipperg samt seinem Generalsstab hembärmelig und pfeifenrauchend, lässig auf ihren Säulen hängend, die Straße hertrotten sah! Mehrere Nächte wurde bei Babenhäusen, höchst und Würth am Main im Freien gelagert.

Briefe:

„Wörth am Main bei Miltenberg, 16. Juli 1866. Nur einige Zeilen aus dem Bivak, das wir schon die dritte Nacht durchmachen; ich bin todmüde. Wir werden über Miltenberg, Wertheim nach Würzburg marschieren, um die Bayern zu unterstützen. Seit einigen Tagen ist mein Koffer verfahren; ich sah ihn seit fünf Tagen nicht und bin mit dem Weißzeug übel dran; wir machen sehr viel durch; alle Tage von morgens 7 Uhr bis nachts 10 Uhr auf den Beinen, immer in den Kleidern, ohne ordentliche Nachtruhe; ein Bett kenne ich nur dem Namen nach; alles voll Dreck; ist nie mehr in Ordnung zu bringen; alles kaputt. Wir machen an Strapazen so viel durch, als feindliche Kugeln wirken können ...“

„Klein-Heubach am Main, 18. Juli 1866. ... Heute morgen wurden wir durch Schüsse von der rechten Mainseite alarmiert; es hatte ein Zusammenstoß von preussischen Kavalleriepatrouillen mit Leuten des 2. Infanterieregiments stattgefunden, wobei es aber nur leichte Verwundungen gab, da die Preußen sich vermutlich verirrt hatten und gleich retirierten ... Mit den Österreichern ist's bei mir aus; der Rückzug dieser Truppe, freilich meist Italiener, glich einer versprengten Räuberbande; die Leute hatten vor Hitze solchen Durst, daß sie das Wasser aus Pfützen tranken, alles wegwarfen und haufenweise wie tot an der Straße liegen blieben ... Bei Aschaffenburg schossen die Italiener nicht, sondern machten gleich kehrt und rissen aus, erklärend: Nie Preuß schieß! ... Ich wundere mich nicht, daß diese Bande überall geschlagen worden ist; der Zustand dieser Truppen ist nicht zu schildern ... Bei uns gibt's viele Schwarzseher, und man macht bei manchen Leuten eigene Beobachtungen. Bei uns ist keiner, auch nicht der größte frühere Verehrer der Österreicher, der nicht ganz von ihnen abgekommen wäre ... man muß diese österreichische Wirtschaft in der Nähe mitangesehen haben; wir hatten alle mehrtägigen Katzenjammer.“

„Höhnfeld, 21. Juli 1866. Kriegsmüde sind wir alle, und es hat zugunsten der Preußen ein merkwürdiger Umschwung stattgefunden; nicht als ob wir uns vor ihnen fürchteten, aber jedermann sagt eben, daß er für die ohnedies verlorene österreichische oder bayerische Sache nicht noch etwas in die Schanze schlagen will. Ich bin ein enragierter Preußenfreund geworden und würde mich lieber auf deren Seite stellen; sie haben Schneid.“

Wiederum vergehen schwüle Tage der Spannung; die Briefe bleiben aus. Die wahnwitzig nutzlosen Gefechte bei Hundheim und Werbach an der Tauber werden geliefert, wo badisches Blut ohne Zweck vergeudet wird.

Dem Nichtfachmann mit „beschränktem Untertanenverstand“ wird es ewig als unbegreifliche Verblendung der kleinstaatlichen Staatsleitungen im Gedächtnis wurzeln, daß sie nach dem endgültigen Waffengang bei Königgrätz, der schon drei Wochen zuvor den Krieg entschieden hatte, nicht als bald Einzelfrieden schlossen und weiterem, mit Säbeln und Flinten verübtem Unfuge schleunigst ein gewaltsames Ziel setzten!

Eiliger Bleistiftvermerk: „Wärzburg, 26. Juli 1866. Auf dem Weg geschrieben; vier Tage nicht geschlafen ... Zwei Gefechte mitgemacht; arges Kanonensfutter! Glücklich bis jetzt durchgekommen ... Oberleutnant Wögelein und Frittschi tot; Gustav und Delorme schwer verwundet und gestorben; beide in Tiefental bei Hundheim begraben. Armer Mann! Unglückliche Mutter und Lina! ... Vom Bataillon, das ich kommandiert habe, 14 Mann tot und verwundet ... Gustav wurde in einem Wald mit seiner Kompagnie überfallen und alle vier Offiziere getötet; er erhielt einen Schuß in die rechte Brustseite, lebte noch die Nacht über und starb andern Morgens.“

Mein Onkel Gustav Schmidt, dessen wir uns von der Geschichte der Dreikönigsbohne her erinnern, war Bräutigam; seine Braut, Lina Kreuzer aus Durlach, fuhr mit ihrem Bruder, einem Arzt, heldenmütig und unbeirrt durch Freund- und Feindestruppen zu dem Grab in Hundheim, ließ den sorglos in blutigem Leintuche verscharrten Geliebten ausgraben und führte den schnell gezimmerten Sarg, der ihr Teuerstes barg, auf elendem Leiterwagen unter strömendem Regen viele Stunden weit mitten durch ziehende Heeresmassen zum nächsten Bahnhofe. Die Braut meines Oheims ist unvermählt geblieben und erst 1905 gestorben.

Das Begräbnis des Gefallenen zu Karlsruhe, dem der Landesfürst persönlich anwohnte, gestaltete sich zu einer erhebenden Leichenfeier. Bei allem Familienjammer daheim hatte ich eine stille Freude, daß ich der Beerdigung halber nicht in die verhasste Musikschule zu Herrn Zeuner mußte; als ich ihm die Todesnachricht mit der Bitte um Schulbefreiung überbrachte, zappelte der gefürchtete Lehrer derart mit den Armen vor Mitleid und Mitempfindung, daß ich trotz der Trauer das helle Lachen verbeißen mußte! —

Nach den erwähnten Gefechten bezog mein Vater mit den badischen Truppen ein trostloses, in Wolkenbrüche sich auflösendes Feldlager bei Dörsenfurt am Main. Durch Regen und Sturm fiel wie Sonnenstrahl die Nachricht von fünfzügiger Waffenruhe, der am 2. August der endgültige Waffenstillstand folgen sollte. Am 30. Juli ward der Heimmarsch durch

den Odenwald angetreten, und auf den 6. August rief eine mit Jubel empfangene Drahtung meine Mutter und mich nach Langenbrücken.

In unserer Begleitung war mein Jugendfreund Hermann Sachs, dessen Vater gleichfalls den Krieg mitgemacht hatte, dessen Mutter aber — eine der vertrauesten Freundinnen meiner Mutter — während des Feldzugs im Wochenbett gestorben war! Der beklagenswerte Junge war in dieser schrecklichen Zeit in unsrem Hause wie ein Sohn aufgenommen und wäre wohl, falls er auch den Vater verloren hätte, als Familienglied bei uns geblieben. Ich sehe noch deutlich, wie der unglückliche Vater meines Freundes, der vom Schlachtfeld an den Sarg seiner Frau gerufen ward, um abermals sofort seine Kinder verlassen und aufs Schlachtfeld zurückkehren zu müssen, immer und immer wieder den Sargdeckel herunterriß, um noch und noch einmal die Züge seiner geliebten, ihm so frühzeitig unter ergreifenden Umständen entrissenen Gattin anzustarren, von der er sich um keinen Preis der Welt trennen zu können schien. Meinem Altersgenossen Hermann mit seinem edeln, anhänglichen Herzen verband mich bis zu seinem Tod (1917) eine Freundschaft, die zu harter Zeit geschmiedet ward.

Die Freude, den geliebten Vater wieder zu haben, sollte nicht lange währen, da der Befehl gekommen war, daß sein Regiment unverzüglich seinen neuen Standort Konstanz zu beziehen habe. Vom 10.—18. August dauerte der Marsch über den Schwarzwald, der mit stürmischer Begrüßung seitens der Bevölkerung der berühmten Kirchenversammlungsstadt endete; mein Vater bekam von einer allzu begeisterten Wurfgeschleuderin einen mit grünem Band umschlungenen Blumenstrauß an den Kopf geworfen, so tiefend naß, daß die grüne Bandbrühe sein Kriegerkleid besudelnd verdarb.

Ende August durfte ich mit der Mutter zum Besuch des Vaters nach Konstanz nachkommen; wir herbergten im Hotel Halm, das damals nahe dem See dicht an den Bahnschienen lag; ich schlief einen so jugendgesunden Schlaf, daß ich im Traum den Nachttisch umwarf, ohne darüber aufzuwachen. Das ganze Haus schreckte durch die Erschütterung auf, nur ich, der Missetäter, nicht. Die Eltern mieteten eine Wohnung für den kommenden Winter; der Vater wälzte stets den Gedanken, in Bälde den Abschied zu nehmen — ein Entschluß, der schon in dem verhassten Kriege gereift war.

Nach kurzem Herbstaufenthalt zu Karlsruhe, wo die Eltern ihren Hausrat holen mußten, kehrten wir Ende Oktober 1866 zu dauerndem Bleiben in die seegeespiegelte, sänftisüberglänzte Stadt am Schwäbischen Meere zurück.

5. Abschnitt

Konstanz (1866/1867)

Aus der modern farblosen, landschaftlichen Reizes entbehrenden Hauptstadt in das altertümliche Häusergewirr des mittelalterlichen Kostniz, an den wellenglühenden See verzaubert zu werden, bedeutete nichts geringes.

Einer hausnummerlosen Zeit entstammend, führten viele Gebäude nach schönem, altem Brauche noch eigenartige Namen, was ihren kugelfesten Mauern eine Seele einzuhauchen schien. Man brauchte sich nur vor das kalkwandbemalte Rathhaus zu stellen, so konnte man die Weltgeschichte vom stadtgründenden Konstantin dem Großen und seinen nacktschenklichen Römerkriegern zu Barbarossa und den Mailänder Friedensunterhändlern, von Hus mit seinem flammenden Scheiterhaufen bis zur hispanischen Eroberung und dem liedberühmten, heldenbeherzten Fleischermeister, ja bis zum duldsam-milden Wessenberg und zur frommen Heiligenmalerin Ellenrieder in machtvollen Löwensprüngen an sich vorübersehen sehen! —

Unser bescheidenes Leben spielte sich auf geschichtlichem Boden ab, wohnten wir doch im Hause „Zum Hohen Hafen“, in den überlieferten Gemächern, die Kaiser Sigismund in den Tagen der übelbeleumundeten Kirchenversammlung bewohnt hatte. Eine Tafel am Hause vermeldet:

Haus zum Hohen Hafen.

Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Markgrafschaft Brandenburg durch Kaiser Sigismund am 18. April 1417.

Von dieser denkwürdigen Stätte zog jener erste heldische Hohenzoller in seine wilde Nordmark, deren Schlösser von raublustigem Adel, deren Städte von armseligem Volk, deren Urwälder von Auerochsen bewohnt waren, um die sumpfige Wildnis in ährenschwellendes Kulturland umzubringen und sein redenhafte Geschlecht, das nach einem halben Jahr

taufend mit weltüberfunkeln dem Kronenreife für kurze Zeit auf dem Fürstenthron jenes schmählichen, feigherzigen, wortbrecherischen Sigismund sitzen sollte, in einen finstern, rauhen Landstrich zu verpflanzen! . . .

Unser hochgegiebeltes Eckhaus schien im Ackerboden versunkener Gesellschaft zu wurzeln; im Keller waren rings an feuchten, graugrünen Wänden alte Grabsteine von Gräften aufgestellt, und zuweilen an stillen Sonntagnachmittagen konnte der lauschende Beobachter vom Küchenfenster, das aufs Treppenhaus ging, weißgraue Matten, wie „philosophierende Peripatetiker“, die Stiegen hinauf und hinunter wandeln sehen.

Der Brunnen auf dem Platz vor dem Hause — jetzt steht eine Linde dort — sollte die Stelle sein, wo Halévy's „Jüdin“ verbrannt wurde, weshalb gewissenhafte Bühnenleitungen ihre Raumkünstler herbeschickten, um für ihre Bühnenwände getreulich Zeichnungen nach der Natur zu entwerfen. Auf diesem Platz herrschte gewöhnlich eine große Stille, nur vom Pfeifen eines Stars unterbrochen, der, vor dem Fenster des Vortenswirkers und Besatzmachers Amberger in seinem Käfige sich vergnügend, zur musikalischen Erbauung der Platzanwohner den lieben, langen Tag eintönig dieselbe Weise aus dem „Freischütz“ pffif. Meine Mutter hatte den Nähtisch am Eckzimmerfenster in meterdicker Mauernische stehen und überschaute bei der Arbeit den stillen Platz; manchmal sagte sie beim Mittagsbrot: „Heut ist wieder den ganzen Morgen keine Seele zum Herrn Amberger in den Laden gegangen.“ Wie ich nach Jahren erzählt bekam, sei der unglückliche Besitzer des freischützfrohen Stars und des verödeten Vortengeschäfts von seinem Hausdach auf den menschenstillen Platz herabgestürzt.

Unser Wohnhaus gehörte der alten Frau Rahn, die gegenüber in der Lorenzstraße lebte, sowie deren stocktauber, an den Rechtsanwalt Luschka verheirateten Schwester, die uns zu Häupten im selben Hause mit ihrer Familie ein zurückgezogenes Dasein führte. Die gemütliche, alte Frau Luschka klagte stets: „O, meine Nerven (= Nerven), meine Nerven!“ und erzählte, daß in ihrer Jugend ein Ohrenarzt den Kopf eines Entschaupteten in einer Schüssel vor sie gestellt, ihre Ohren mit dem blutigen Haupt in magnetische Verbindung gebracht und so die abenteuerlichsten, leider vergeblichen Heil- und Rettungsversuche ihres Gehörs ins Werk gesetzt habe.

Wollte man sich abends gesellig vereinigen, brauchte man sich keine dienstbaren Geister mit Einladungskarten in die Häuser zu schicken; da

tönte gemüthlich aus allen Fenstern in treuherzigem Konstanzer Alemannisch über die Straße herüber und hinüber: „Kommet Sie au heut abend zu 'me Bierle!“ und ergänzend: „Sie krieget au Musset dazu!“ Die beiden betagten Schwestern Nahn und Luschka wußten viel merkwürdiges zu berichten und sangen ein hohes Loblied dem damals auf seiner Höhe stehenden Kaiser Napoleon III., der einst häufig als junger, blendend lebenswürdiger Prinz Louis Bonaparte vom nahen Arenenberg herüber in ihr elterliches Haus zum Abendbesuch kam; in beiden Familien gab es zahlreiche napoleonische Geschenke, kostbares Porzellan mit dem kaiserlichen Wappen, sogar die goldene, blau geschmelzte Sanduhr Napoleons I. von St. Helena, die der ritterliche, freigebige, dankbare Prinz ihnen vor Zeiten verehrt hatte. Zu den menschlich schönsten Eigenschaften des dritten Napoleons, der zur Zeit unseres Konstanzer Aufenthaltes bereits bedenklich in die Schicksalswende seines toll-abenteuerlichen Lebens getreten war, gehörte die Dankbarkeit, eine Gabe, von der die Großen der Erde sprichwörtlich wenig zu besitzen pflegen. Keiner der Familien, in denen der jugendliche, unbekannte Prinz verkehrte, hat der nachmalige, der Welt Befehle vorschreibende Kaiser bei späteren Aufenthalten in Arenenberg und Besuchen zu Konstanz je vergessen. Vielleicht wird eine künftige Geschichtsschreibung dem Gefangenen von Sedan, den selbst sein Gegner Bismarck um seines gütigen, edeln Herzens willen zu wiederholten Malen öffentlich gelobt hat, dereinst mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Die Zustände am Lyzeum waren verbummelt, wogegen wir Duben nichts einzuwenden hatten. Ein allzu gutmütiger, schwacher, alter Herr war Vorstand der Anstalt; die Lehrer hatten wenig Gewalt über die Schüler und ließen sich selbst nachlässig gehen: so pflegte während des Unterrichts im Zeichnen und sogar im Singen der silberhaarige Professor Schmalholz seine Zigarre, in lange Spitze gesteckt, gemächlich zu rauchen! Die Schüler wußten die Schwäche des Schulleiters nur allzu gut auszunützen; wollte ein Lehrer einen Schüler in „Arrest“ sperren, so eilte dieser, der seine Pappenheimer kannte, schleunigst zum Schulvorstand und winkelte um Strafbefreiung, und der übergütige, greise Herr legte mit feuchten Augen ein gutes Wort bei dem strafverhängenden Lehrer für den stehenden, Zerknirschung heuchelnden Missetäter ein; der Lehrer war entwaffnet, schnelle Begnadigung des Sünders beschloß das Trauerspiel, denn einem solchen Fürsprecher gegenüber bog sich jeder Widerstand. In den Pausen pflegte fast allmorgendlich ein wahrer Höllensläm von den Schülern verübt zu werden; wie die alten Germanen ihre Heerkönige zu

Schilder huben, setzten wir Jungen uns einander abwechselnd auf einen Lehrersstuhl und trugen in Schulterhöhe den jeweiligen Siegesfürsten unter ausgesuchtem Heidenradau durch den langen Flur des weiten Gebäudes, eines ehemaligen Klosters . . . Jeden Sommer machte das Lyzeum einen gemeinsamen Tagesausflug; bei dem einzigen, den ich mitzutun Gelegenheit hatte, ward ein Dampfboot gemietet, das uns nach Morschach führte, von wo mit der Bahn nach St. Gallen gefahren und dann der Fußmarsch nach Bögelsiedl angetreten wurde; wir Bengels vergnügten uns heimlich mit dem greulichen, beliebten Rauchen von — Spanischem Rohr! Auf der Heimfahrt über den See brannte man abends auf Verdeck ein Feuerwerk ab, und die Raketen mit langen Feuerschweiften stiegen zum sommernächtlichen Sternhimmel empor.

Natürlich trieben die Jungen auch schon eifrigste hohe Staatskunst und waren alle stark österreichisch; ich hatte keinen leichten Stand als leidenschaftlicher Parteigänger für Preußen. Man setzte von Klasse zu Klasse mit wahrer Wonne die wohl aus Bregenz bezogene, abscheuliche, bildliche Darstellung vom Mordanschlage des ruchlosen Karl Blind auf Bismarck in Umlauf: der Bundeskanzler geht unter den Linden spazieren, der Mordversucher zielt nach seinem Opfer — aber rechtzeitig stürzt sich eine Teufelsfrage zwischen beide Männer und fängt mit gezacktem Fledermausflügel, beziehungsweise einer Drachenschwinge, die tausende Kugel glücklich auf! Der beschirmende Satan aber rief Bismarck zu: „Halt, du gehörst mein!“ Man befand sich trotz des kaum beendeten, für Preußen siegreichen Krieges noch so sehr im Bann Österreichs, daß eine zu Konstanz lebende, schon weißlockige Gräfin Bismarck, Witwe eines entfernten Verwandten des großen Kanzlers, die mit meiner Mutter auf Besuchsfuße stand, zu ihr sagte: „Man muß sich schämen, den Namen Bismarck zu tragen“ . . .

Die Stadt war fast durchweg katholisch; eine evangelische Kirche war erst im Bau. Die Protestanten waren gastweis in einer ans Lyzeum grenzenden alten Klosterkapelle freundlich geduldet; hier, unter Marienbildern und Wallfahrtsfahnen, wurde das Evangelium nach Martin Luthers Auslegung von der Kanzel herab verkündigt, ohne daß die beiden mumienbraunen Heiligengerippe in ihren vergoldeten Kristallsärgen auf den Seitenaltären des kleinen Gotteshauses sich vor Zorn umgedreht oder auch nur das leiseste Achselzucken der Verachtung ob der Anwesenheit der Ketzer kundgegeben hätten.

Der Kapelle benachbart am Münsterplatz lag das Theater, wo mit Vorliebe Stücke der Birch-Pfeiffer gegeben wurden.

Zu den Konstanzer Stadtberühmtheiten gehörte der Landschaftsmaler Moosbrugger, der auch außerhalb eines gewissen Rufes genoß; in jungen Jahren war er Mitglied jenes Künstlerkreises zu Rom, der sich um den greisen Thorwaldsen scharte. Mein Vater hatte bei ihm ein Bild „Konstanz mit dem Säntis dahinter“ bestellt. In seiner Junggesellenwohnung ging es höchst urständig zu; in der Malerwerkstatt sah es hagestolzenhaft vernachlässigt aus; die Stühle waren schauerhaft zerlegt und so schmutzklebrig, daß der Künstler stets ein Taschentuch von zweifelhafter Blauheit auf den Sitz breitete, wenn meine Mutter Platz nehmen sollte . . .

Zu Weihnachten 1866 erhielt ich eine treffliche, für die Jugend bearbeitete Geschichte Friedrichs des Großen; ich las sie unzählige Male, bis ich große Teile buchstäblich auswendig konnte, was mir im Geschichtsunterricht und überhaupt fürs ganze Leben zu Statten kam; bis ich als Erwachsener Carlyles großartiges, sechsbändiges Werk über den hochragenden Preußenkönig — das zur Schmach der Deutschen heute noch in der Erstaussgabe von 1863 zu kaufen ist — mit Heißhunger verschlang. Auch Hauffs Märchen, vorab „Das Geisterschiff“ und „Das kalte Herz“, waren mein Lieblingslesewerk . . .

Nachts hatte es fleißig geschneit; eine herrliche Fahrenbahn war entstanden; zahlreiche Familien taten sich zu gemeinsamer Schlittenausfahrt zusammen. Unser Hausbesitzer fuhr in prächtigem, am Bug mit goldenem Adler gezierten Schlitten im Zuge mit; der Schlitten stammte von der Königin Hortense von Holland, der Mutter Napoleons III., und war ebenfalls ein Erinnerungsgeschenk des gebesigen Prinzen Louis Napoleon gewesen. Auch die Fastnachtsumzüge wurden mit Prunkentfaltung ins Werk gesetzt.

In den Winterabenden wurde viel Musik gemacht in meinem elterlichen Hause. Leutnant Heermann, ein Bruder des weltbekannten Frankfurter Geigenpielers und selbst trefflicher Cellokünstler, sowie Hauptmann Rigel, ein köstlicher Liedersänger, nebst seiner reizenden Gattin, einer Hanseatin, waren die regelmäßigen Gäste. Rigel hatte die seltsame Eigenschaft, alles im großen oder wenigstens dem Duzend nach zu kaufen; bei der Anschaffung eines Spazierstocks erstand er gleich zwölf, um den dreizehnten dreinzubekommen. In seinem Hausgang standen Kisten voll Feigen, Datteln, Zibeben, die man handvollweise sich herauslangen durfte; ein Gang zu Rigel bedeutete für uns Kinder eine Reise ins Schlaraffenland. Diese Einkaufsart schlägt nicht zum Heile des Käufers aus; als er seinen Leitgedanken auch auf Pferdeankäufe auszudehnen anhub, verarmte er und ließ die Seinigen in großer Bedürftigkeit zurück . . .

Jenseits der Rheinbrücke, in der Kaserne zu Petershausen, einem alten Kloster, lebte die Familie des Bataillonskommandeurs von Göler, die ich zuweilen abends mit der Mutter heimsuchen durfte. Auch hier spielten napoleonische Erinnerungen herein: die alte, bei Gölers wohnende Mutter der Hausherrin, eine Frau von Sttinger, war in ihrer Jugend Hofdame bei der Königin Hortense auf dem Schloßchen Arenenberg gewesen. Sie hatte diese Stellung aus eigenartiger Ursache verloren: ein Bildnismaler war in das Schloß berufen worden, um die Erbkönigin von Holland und ihre Damen zu malen. Da hatte die etwas überspannte, jugendlich eitle Hofdame gewagt, barfuß in die Gemächer der Fürstin zu treten, um dem Künstler ihren ungewöhnlich schöngebildeten Fuß zu zeigen! Darüber empört, entließ die Königin sie Knall und Fall. Im Leben der Hortense gab es übrigens ganz andere Dinge, die man mit christlichem Liebeschleier verhüllen mußte; sie hätte der jungen Eitelkeit Gnade vor Recht ergehen lassen dürfen . . . Mit den Gölerschen Kindern ward allerhand Geistesputz aufgeführt. Die Kaserne war als Gespensterherberge verrufen. Da hieß es: wer hat den Mut, allein im Dunkeln zum großen, holzgetäfelten Abtsaal zu gehen? . . . Keines der Kinder mochte dies wagen. Darauf schließlich die ganze junge Gesellschaft, ich voran, mit flackerndem Licht in der Hand, auf Zehenspitzen im Gänsemarsch hintereinander, in atemloser Spannung und voll Schauerns, in den gefürchteten Raum. Weh! irgend ein Schatten an der Wand oder sonst eine vermeintliche Erscheinung erschreckte eines von uns — das verlöschende Licht wurde zur Erde geworfen und holterdiepolter stürzte die Bande, toll übereinanderpurzelnd, in rasender Flucht durch die hallende Reihe der alten Abtsgemächer hinüber zu den Erwachsenen, die die Hasenfüße mit Spottlauge weiblich übergossen.

Übrigens stand auch unser Haus „Zum Hohen Hafen“, das mit dem anstoßenden, laubengeschmückten Kaffee Barbarossa ursprünglich einen großen Gebäudeblock gebildet haben sollte, im Geruche des Spukens. Hoffentlich war es zum mindesten der kyffhäuserverzauberte Rotbart selber, der bei uns zeitweilig sein mitternächtlich Unwesen trieb! Neben unserm Besuchzimmer befand sich ein vorhangverborgenes Seitengemach, das keinen besonderen Ausgang hatte und in Notfällen als Gastkammer dienen mußte; einst war meine Großmutter besuchsweise darin untergebracht und lag krank zu Bett, als zwei Offiziere meinen Eltern ihre Aufwartung machten; der eine fragte zum Scherz, ob es meiner Mutter nicht manchmal in dem gespensterhaften Hause graue — horch, da niesete es im dunkelverhangenen Nebenraum und bestürzt starrten sich die beiden Bes

sucher an, indes meine Mutter tat, als habe sie nichts von dem verdächtigen Geräusche vernommen . . .

Wie vor Zeiten in Freiburg, war auch hier die Prozession am Fronleichnamstag eine große Begebenheit; festlich wurden die Häuser herausgeputzt, auch wir schlangen Gewinde um die stattliche Hausterrasse und hängten buntfarbige Teppiche zu den Fenstern hinaus. Dieser beliebte Haus schmuck wollte mir nie recht zusagen, weil er mich an großen Hausputz gemahnte, wobei die Teppiche zum Ausklopfen herausgehängt werden. Meine Mutter war eine duldsame Katholikin, die sogar öfters mit meinem protestantischen Vater zur Predigt ging. Obgleich Gegnerin der Unfehlbarkeitsglaubenslehre, ist sie nie zum Altkatholizismus übergetreten, da sie nicht liebte, wenn ein weibliches Wesen auf kirchlichem oder staatlichem Gebiet öffentliches Aufsehen erregte . . .

Mir Klavierunterricht zu erteilen, ward ein sanftmütiger, langhaariger Lehrer, namens Rauber, verpflichtet, und bei dieser Gelegenheit das alte Tafelklavier aus der Mädchenzeit meiner Mutter gegen ein modisches „Pianino“ vertauscht. Sie trennte sich schwer davon, hafteten doch schöne Erinnerungen an dem geliebten Klangwerkzeug, worauf sie dereinst ihrem eigenen Klaviermeister zu seinem hellen Entsetzen das geheim in aller Stille eingeübte, für den Gipfel aller Unmusik gehaltene Lannhäuservorspiel vorgespielt hatte. Meine zehnjahrlangen Klavierstunden waren ins Meer geworfenes Geld und vergendete Zeit, da mir zwar nicht die Lust an Musik, wohl aber jede Begabung zur Ausübung mangelte. Eltern sollten niemals bei ihren Kindern Musikbegabung erzwingen wollen. Mehr Vergnügen war mir, daß ich oft mit dem Vater in die freie Natur hinaus, zumal am See entlang, reiten durfte.

Die Familie eines norddeutschen Kapellmeisters Nehfeldt war vom fernem Danzig nach Konstanz gezogen, was eine große Seltenheit damals war. Mit Albin Nehfeldt, einem aufgeweckten, flachshaarigen Jungen, schloß ich schier unzertrennliche Freundschaft. Nehfeldts wohnten auf Schweizer Gebiet, in Kreuzlingen, sozusagen einer Konstanzer Vorstadt, und viele schulfreie Nachmittage war ich draußen; wir bewunderten gemeinsam das berühmte holzgeschnitzte Leben und Sterben Christi in der Kreuzlinger Kirche, lasen viel zusammen und ergingen uns an Sonntagmorgen am schiffigen, kieselhellen Ufer des Sees, wobei die Schwester meines Freundes, ein reizendes junges Mädchen, uns begleitete. Hier brauchte ich mit meiner Preußenschwärmerei nicht hinter dem Berge zu halten, wie im Lyzeum, und fand stürmisch entgegenschlagende Herzen.

Albin sprach mir oft, wenn wir vom Leuchtturmdamme des stillen Bodenseehafens über die grünliche, wolkenpiegelnde Flut hinausspähten, von seiner heimatlichen Danziger Bucht und dem einsamen Fischerstädtchen Hela an der Ostsee. Der Name Hela tönte mir wie ein Zaubermärchen ins Ohr, wie Glockentöne von versunkenen Städten aus der Tiefe, und erweckte mir in der Seele kaum zu beschwichtigende Sehnsucht nach dem Meer, um dessen persönliches Geschaufhaben ich meine jugendlichen Genossen unsäglich beneidete; sie erschienen mir deshalb fast wie Wesen höherer Art ... Albin blieb leider plötzlich in seiner Entwicklung stehen, mußte bei einem Landmanne nahe Bregenz untergebracht werden, wo er noch viele Jahre weltteilnahmslos dahinsiechte ...

Da flog, einer Bombe gleich, die Nachricht vom Tode meines Großvaters Bierordt ins Haus. Mein Vater ward dadurch in die Möglichkeit versetzt, seinen lang und sehnlich gehegten Wunsch sich zu erfüllen: ungehend reichte er das Abschiedsgesuch ein, das ihm nach wenigen Tagen bewilligt wurde, zumal er auf Ruhegehalt verzichtete. Die dienstlichen Verhältnisse waren derart unerquicklich geworden, daß er die goldene Freiheit kaum erwarten konnte. Gleichzeitig kam für das Regiment der Versetzungsbefehl nach Rastatt. Mein Vater begleitete, bereits im bürgerlichen Kleide, sein altes Regiment zu Pferd noch eine Strecke weit und nahm bewegten Abschied von seinen Kriegsgefährten, die nicht ohne Weid ihm nachblickten, als er wieder nach Konstanz in den behaglichen Ruhestand heimtrabte. Schon vor der Zurruhefegung war es ausgemachte Sache, daß er nach Karlsruhe ins eigene Heimwesen zurückkehren werde.

Bis in den Sommer blieben wir an den Bodenseegestaden, erlebten auf einer Heimfahrt von Überlingen einen abenteuerreichen Sturm, so daß das Schiff an der Mainau nicht zu landen vermochte und in der Kajüte sich Seekrankheitsausbrüche wie auf einem Überseedampfer abspielten. Auch das marmorprächtige Salem nebst Heiligenberg und seinem herrlichen Rittersaal wurden an heißem Sommertag aufgesucht, und nach Arenenberg mit seinen Erinnerungen an Napoleon III. die Schritte gelenkt; wobei mir die fürstliche Sitte sonderbar vorkam, das Sterbebett gekrönter Häupter im selben ungemachten Zustande zu erhalten; das Lager der Kaisermutter Hortense war noch genau so belassen, wie sie dreißig Jahre zuvor darin gestorben war.

Unfern von Arenenberg liegt malerisch auf einem Felsen das romantische Schloßchen Salenstein, das auffallend häufig den Besitzer wechselte. Nun wurde dieser stolze Rittersitz mit der Gesamteinrichtung meinem Vater

zum Kauf angeboten; wir gingen es einzusehen. Die Lage war herrlich, das aus lauter Altstücken bestehende Zimmergerät so kostbar und der Preis so niedrig gestellt, daß mein vorsichtiger Vater einen verborgenen Hafen argwohnte; zudem schreckte die gutherrliche Nähe des Kaisers Napoleon in Arenenberg ihn ab, sowie der Bericht von Kennern der Ortlichkeit, daß die Thurgauer Bevölkerung ihre damaligen Schloßeigentümer ziemlich zu rupfen verstehe; kurz, der Kauf zerbrach sich: wir wurden keine rittermäßigen Burgherren in der Schweiz, sondern bescheidene Pfahlbürger der badischen Hauptstadt.

Ehe wir Konstanz endgültig verließen, wurde mir ein drittes und letztes Brüberchen, Konstantin — seinem Geburtsort zu Ehren also genannt — als lebendiges Andenken an die Seestadt geschenkt. Ich freute mich aber nur mäßig über das Zurweltkommen dieses „Seehafens“, da meine Mutter vorher recht leidend war. Aus einem Hausbuche der Eltern ersehe ich, daß die damaligen Ärzte recht eigentümliche Mittel in der Behandlung angehender Wöchnerinnen anwendeten: eine Woche vor der Niederkunft bekam meine Mutter heftige Anfälle von Erbrechen, die sich zu mehrmaligen Wiederholungen steigerten; als Schutzmittel dagegen erhielt die arme Leidende — Blutegel auf die Lebergegend und Abführmittel! Und als sich am Tage vor der Geburt abermals heftige Schmerzen in den Nieren einstellten, wurden ihr gar noch — Schröpfköpfe gesetzt!! So weit war die Arzneiwissenschaft im Jahre des Heils 1867 vorgeschritten gewesen! —

Die Abreise meiner Eltern von Konstanz glich dem Siegeszug eines Künstlerpaares; ich sah hier zum ersten Male mit Bewußtsein, wie ungewöhnlich beliebt sie bei der ganzen Stadt waren. Der Wartsaal war überfüllt von Geleitgebenden aus allen Ständen der Bevölkerung, die Blumenkörbchen, Naschdosen, Bildermappen und Ähnliches zum Angebinde brachten; die Gepäckstücke des Eisenbahnabteils glichen hängenden Gärten. ... Nachts zwei Uhr gelangten wir über Basel — eine Schwarzwaldbahn gab es noch lange nicht — nach endloser, hummeliger Fahrt in die Großherzogsstadt am Landgraben; wohl selten hat sich ein Altkarlsruher Knabenherz so krampfhaft nach seinen früheren Schulfreunden und der gewohnten Umwelt zurückgesehnt, wie ich damals: seit Mastatt spähte ich begierig, förmlich entgegenzitternd, nach dem Anblick der farbigen Lampen des Karlsruher Bahnhofes, und als sie sich endlich, endlich in großstädtverkündender Zahl von ferne zeigten, da stimmerte mir es vor den Augen, gleich einer Milchstraße, von deren Sternen ein jeder eine leuchtende Hoffnung, eine goldene Erwartung zu sein schien.

6. Abschnitt

Übermals in der Landeshauptstadt (1867—1870)

Unter festlichem Gewühl in der Stadt bezogen wir unser altes, weiträumiges Haus Ritterstraße 24 wieder. Karlsruhe feierte gerade ein badisches Landeschießen; in Marau fand ein Fischerstechen statt; rotgelbe Wimpel und Fahnen flatterten allerenden. Ich führte zwei Konstanzer Damen mit brustgeschwelltem Hochgefühl in den geschmückten Straßen umher, als juble fortwährend in mir: ja, so glänzend geht es hier zu, und das alles ist meine Heimat! Das Herz schlug mir um so höher, als Beginn der Sommerfreizeit war und die Wolke der Schulspflichten in weiter Herbstferne braute.

Mitte August 1867 sah ich den vielgenannten, merkwürdigen Mann, vor dessen berühmten, gefürchteten Neujahrsreden Europa schon anderthalb Jahrzehnte gebebt hatte: der französische Kaiser Napoleon III. berührte Karlsruhe bei der Durchreise nach Salzburg, wo er dem Habsburger Franz Joseph wegen des Trauerspiels in Mexiko seinen Beileidsbesuch abstatten und nebenher Osterreich in vergeblichem Liebeswerben zum Bündnis wider Preußen fördern wollte. Ungeheure Menschenmassen hatten sich am Bahnhof eingefunden. Ein kurzer, eilender Zug fauste vorüber; Willkommrufe brausten — sofort verbreitete sich bei der enttäuschten Menge die Kunde, daß es der vorauffahrende Schutzzug gewesen sei. Drohungen waren laut geworden: der kaiserliche Sonderzug solle bei der Fahrt durch Süddeutschland mittels Schienenaushebens zur Entgleisung gebracht werden; deshalb die Vorsichtsmaßregel. Endlich fuhr in langsam feierlichem Gangmaß der sehnlich erwartete Kaiserzug ein. In Rastatt, wo die Besatzung mit klingendem Spiele sich zum Empfang am Bahnhofe versammelt hatte und die Offiziere sich schon als gesicherte Ritter der begehrten Ehrenlegion betrachten mochten, war der Zug zum Mißvergnügen der in höchstem Wische Harrenden rücksichtslos vorübergebraust. Am Spätnachmittage gelangten Napoleon und Eugenie nach Karlsruhe. Der bürgerlich gekleidete Kaiser grüßte

freundlich mit dem hohen Hut aus dem Fenster seines prachtvollen Reise-
wagens die hochrufende Menge; vielleicht ließ er sich durch solchen Empfang
über die wahre Gesinnung der süddeutschen Bevölkerung täuschen. Genau
drei Jahre später sollten auf den selben Eisenschienen viele Tausende der
Krieger des selben Cäsars in die Gefangenschaft nach Deutschland fahren!
Im Wartsaal spielte sich ein seltsamer Auftritt ab: Großherzogin Luise
wollte der französischen Kaiserin einen herrlichen Blumenstrauß verehren,
aber durch Ungunst des Zufalls fiel er im selben Augenblick zwischen beiden
Fürstinnen zur Erde; ein Kammerherr hob ihn auf und überreichte ihn der
fremdländischen Majestät. War dies schon ein unheilswangeres Vor-
zeichen?

Einen Monat später beehrte der König von Preußen, Wilhelm der Sieg-
reiche, der Schlachtengefeierte Held von Sadowa, die Stadt. Auf dem
Truppenübungsplaz war große Heerschau; was Seine hatte, lief hinaus,
um den ehrwürdigen Besieger Osterreichs auf dem Urrappen, den er in
jener gewaltigen, jahrhundertschicksalentscheidenden Schlacht geritten, zu
schauen. König Wilhelm prägte sich mir tief ins Gedächtnis, wie er, mit
der Hand freundlich grüßend, die Schaufseite der Truppen entlang Galopp-
ritt. Der „Kappe von Sadowa“ genos damals — wie zur Zeit des Alten
Fris der „Schimmel von Wollwitz“ — große Volkstümlichkeit. Zu seinem
Stand im Marstalle, wo er besichtigt werden durfte, strömte es; ich war
nicht der letzte seiner Verehrer und streichelte voll Andacht seinen Hals.

1867 war das Jahr der Pariser Weltausstellung. Die allgemeine Für-
stien- und Völkervallfahrt ging zum Herrn der Tuilerien, der sich zum
letztenmal als europäische Hauptperson fühlen durfte. Kaiser Franz Joseph
von Osterreich stattete dem Beherrscher der Franzosen seinen Gegenbesuch
ab und hielt bei diesem Anlaß kurze Mittagsrast in der badischen Fürsten-
stadt. Ich stand im dichten Gewähl am Schloßtor und entsinne mich der
jugendlich schneidigen Gestalt in blendend weißem Kriegstrocke, roten Hosen
und grünem Federbusche, die sich aus dem Prunkwagen schwang, um mit
dem gleichfalls noch jugendfrischen badischen Landesfürsten Friedrich die
Schloßstreppe hinanzusteigen.

Unter den zahlreichen Parispilgern befanden sich auch meine Eltern, die
uns Kindern einen grauen Papagei und eine niedliche „Draisine“, in Form
eines kleinen Schimmels, heimbrachten. Die Erfindung des alten Herrn
von Drais, die sich nachher als Fahrrad den Erdball erobern sollte, war
damals seltener gesehen. Mein Vater kannte noch den Erfinder des Fahr-
rads und erzählte manchmal, als diesem weitschauenden, grübelnden

Denker ein Standbild gesetzt werden sollte, daß die Karlsruher Straßens-
jungen dem alten, sonderbaren Herrn in blauem Frack und breiter Schild-
mütze höhrend nachgelaufen seien, wenn er auf seinem anfänglichen, un-
beholfenen Urrade Fahrversuche machte. Seine goldenen Nothknöpfe pflegte
er, um alles Aufsehen zu meiden, in Gummilastitum-Überzügen zu ver-
stecken. Drats hatte schon 1814 dem in Karlsruhe weilenden Zaren Alex-
ander I. auf dem Schloßplaz seine neue Erfindung vorgeführt. Der
wunderliche Sonderling litt, wohl infolge der vielen Verspottungen und
Verhöhnungen, stark am Verfolgungswahn; er habe stets den Argwohn
gehegt, eine Verschwörung werde gegen ihn angezettelt; er zählte zu den
schnurrigen Straßengestalten im alten Karlsruhe; seine Familie, der er
zu viel Geld für seine Erfindungen „verplemperte“, ließ ihn gar unter Vor-
mundschaft stellen. —

Nach all den buntpfarbigen Herbstbildern, die sich wie Schmetterlinge
jagten, trat gedämpftere Stimmung ein, als sich die heiligen Pforten des
Lyzeums aufstauten. Hier hatte gleichzeitig die altbadische Gemütlichkeit ihr
Ende gefunden, und schneidigerer Wind hub zu wehen an. Einem aus West-
falen berufenen Schulmann, Dr. Wendt, einem auffallenden Geprägetopf
mit abschäfer Löwenmähne, einer rücksichts- und bedenkenlosigen Wes-
sensart, war die schwierige Aufgabe zugefallen, mit alten, aber vielfach
überlebten, ja verrotteten Zuständen aufzuräumen und ein völlig neues
Zukunftsgebäude zu errichten. Manche der alten Lehrer, die sich mit der
neuen Herrschaft nicht befreunden mochten, gingen ab und machten ihrem
Grolle gegen den Neuerer, gegen das „Nordlicht“, das die Leuchte seiner
Weisheit aus nordischen Gefilden den verkümmerten Süddeutschen erst
herabbringen wollte, in bösesten Nachreden Luft. Dem Zeichenlehrer, Hof-
maler Steinbach, hatte der gewalttätig durchgreifende Ankömmling das
gemütliche Zigarrenschmauchen in der Zeichenstunde im Handumdrehen
abgewöhnt. Wendt lag es am Herzen, aus dem Lyzeum eine Schule für
Gelehrte, für „Philologen“ zu machen. Alles Menschenzeug, das die-
sem Ziel nicht dienen wollte, mußte hinausgewimmelt werden; ob dies
der Zweck einer Mittelschule sein soll, dürfte streitig sein. Wenn ich auch nie
zu Wendts Lieblingschülern zählte, muß ich ihm das Recht widerfahren
lassen, daß er allezeit ein anregender Lehrer war. Den höchsten Ruhm des
Lehrers freilich, den der Gerechtigkeit, könnte ich ihm beim besten Willen
nicht nachsagen; er hatte, vielleicht zufälligerweise, gar auffallende Vor-
liebe für Ministerialratskinder und Söhne solcher Väter, die ihm durch
Rang und Stellung hätten schaden können.

Wendt war kein Erster unter Gleichen; er verpflanzte den preussischen Militärgelbst nach Baden in die Schule; die Lehrer waren ihm Beamte, er ihr Vorgesetzter; er verlangte durchaus Unterwerfung von seinen Untergebenen. In der Folge bedeutete er mehreren, die das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten: kein Lehrer solle nach diesem Zeitpunkt mehr unterrichten! Als er selbst über achtzig Jahre alt war und sich noch immer nicht von seinem Lehrstuhl zu trennen vermochte, und er wieder einmal einem etwa siebenzigjährigen Herrn nahelegte, seine Entlassung zu nehmen, hatte dieser, der keiner der gewünschten blinden Knechte war, den guten Einfall, ihm zu sagen: „Bitte, Herr Geheimrat, ich lasse Ihnen den Vortritt!“ Bei Wendt hieß es: Ja, Bauer, das ist etwas ganz anderes! Ein fast ergreifend anmutendes Schicksal verhängte, daß der hochbetagte Anstaltsleiter vier Jahrzehnte danach seine Schule in ähnlich verwahrlostem Zustande zurückließ, wie er sie selbst von seinem altersschwachen Vorgänger überkommen hatte.

Geraume Zeit war ein Professor Hermann mein Klassenvorstand; seine Schüler beehrten ihn mit den wohlklingenden Ehren-Übernamen „Pavian“ und „Schlowack“! Etwas Pavianartiges hatte seine Schädelbildung tatsächlich. Dieser Mann peinigte mich redlich, gab mir aber verblümt zu verstehen, daß Privatstunden bei ihm mich erstaunlich fördern sollten. Ich steckte mich hinter meinen Vater und erhielt die gewünschte Einwilligung. Die Stunde kostete einen Gulden (1 Mark 70 Pfennig), für damals ein sehr hoher Preis. Der Professor half mir in allen Fächern nach, aber wie! In seinem Arbeitszimmer saß ich am Schreibtisch eingekleilt; mein Lehrmeister hockte hinter mir auf der breiten Lehne des Stuhles, meinen Kopf zwischen seine Knie geklemmt; bei jeder verfehlten Antwort erhielt ich einen Schlag mit dem spanischen Rohr über den Nacken. Am Fenster saß die Gattin des Unholds als Zeugin meines Elends an ihrem Nähtisch; über mir hing ein schräger Spiegel, und ich sah aufblickend darin, wie mein Peiniger bei jedem Schlage seiner Ehehälfte — die kurz zuvor noch als Sängerin die Venus im „Lannhäuser“ gesungen hatte — einen wahrhaft teuflischen Blick boshafter Schadenfreude zuwarf! Alle deutschen Aufsätze, die die Klasse bei dem Quällüßling machte, fertigte ich Wochen vorher schon in der Privatstunde, arbeitete sie oft mehrfach um, so daß mir die Beschuemelei ganz abgesehen von den Prügeln, keineswegs leicht gemacht ward, erhielt aber dann die Note „sehr gut“. Ganz unerhört war, daß der lustpeiniger mich die französischen Stile, die um acht Uhr in der Schule von den Knaben unter Angstschweiß ausgebrütet wurden, ein Viertelstünd-

chen vorher in einer Hausnische des Kirchengäßleins hinter dem Schulgebäude in aller Eile auswendig abhörte; natürlich schrieb ich sie flott und ohne Kopferbrechen ins Heft und bekam dafür großartige Zeugnisse. Leichtem Gewissens machte ich mich zum Mitschuldigen an einem Unrecht gegen meine Mitschüler: ich mußte doch für die Nackenschläge einige Entschädigung haben! Vom Ausfall der Privatstunden hing überdies Wohl und Wehe meiner Sonntagnachmittage ab; ich erhielt nach jeder Stunde ein Zeugnis, das ich mit der Unterschrift des Vaters dem Herrn Lehrer zurückbringen mußte; fiel es ungünstig aus, hatte ich außer dem Meerrohrgenuß in der Woche keinerlei Festtagvergnügen zu gewärtigen; ohne Gnade mußte eine schon angenommene Einladung abgesagt werden. Aus Erbitterung unterschlug ich zuweilen die Unterschrift und suchte mich durch Lügen nach beiden Seiten zu decken. So werden zuweilen geflissentlich die Wesenskerner der Jugend von Lehrmeistern und Erziehern untergraben.

Bei meinen Eltern fanden Klagen keinerlei Gehör noch Rückhalt; sie gehörten zu jenen altmodischen Eltern, die nicht blind in ihre Kinder hineinsahen und den eigenen Sprößlingen Fremden gegenüber recht gaben; nein, wir Kinder hatten stets unrecht, und unsere Meinung wurde jederzeit unbesehen der anderer Leute hintangeseht; dies ist bis zu einem gewissen Grad eine Tugend von Eltern; wenn sie aber so weit geht, wie dies bei uns der Fall war, kann dadurch das Selbstvertrauen der Kinder erschüttert werden.

Eine gütige Fügung hatte es eingerichtet, daß Mauer an Mauer neben meiner Privatstundengottesgeißel in der Akademiestraße 39 meine gute Großmutter wohnte, der ich mein schmerzdurchbohrtes Herz ausschütten konnte. Viele Stunden verbrachte ich dort in trostreichem Gespräch, und manchmal saßen wir noch abends unter einem Bäumchen im Hofe, wo sich ein im Hinterhause wohnender biederer Schreinermeister Rathle und seine Frau zu uns gesellten, indes der Mond über die Dächer herüber die plaudernde Feierabendgruppe mit Gold übergieß ...

In der Unterquarta (alten Stils) trat die Mathematik als Jugendschreckgespenst in mein Dasein und verbitterte mir von da an die ganze Schul- und Jugendzeit; wegen ungenügender Leistungen in diesem Materfache blieb ich sitzen. Man hatte — wie vielleicht heute noch? — das wahnwitzige Verfahren, einem jungen Menschen wegen zweier schlechten „Noten“ — bei mir Mathematik und Physik — Kummer und Schmach des „Repetierens“ aufzubürden, statt umgekehrt, wie es klüger und menschlicher wäre, zu verfahren, und einen Schüler, der in zwei Fächern durch-

weg Gutes leistet, zu befördern; das bißchen Wissen, das einer widerwillig in den seiner Begabung fernliegenden Fächern sich in den Kopf trichtert, hat er alsbald verschwitzt und wird später ausschließlich seiner eigentlichen Begabung folgen; hierin dürfte sogar etwas einseitigere Erziehung, die der Besonderheit gerechter wird, angebracht sein; in dem herrschenden Schullehrgerüst wurden nur Mittelmäßigkeiten großgezogen. Mein Vorschlag käme der Anschauung der heutigen Zeit bereitwillig entgegen, die ja die Heilsverkündigung der Arbeitsteilung auf ihr Banner geschrieben hat. Soviel ich weiß, befolgen die weltflugen Jesuiten in ihren Schulen ähnliche Erziehungsgrundsätze. —

In der Karl-Friedrich-Straße, der Landesgewerbehalle gegenüber, lebte in einem ausgesprochenen Altkarlsruher Edelbürgerhaus ein Stiefbruder meines Großvaters Bierordt, der „Dnkel Emil“, als „Partiküller“, wie man früher gern sagte. Klonn man die spiegelblank gewichste Stiege hinauf, deren Treppenhaus hübsche Bilder zu Hebelschen Gedichten schmückten, war man sogleich in eine vornehm-behagliche Stimmung versetzt. Im Garten hinter dem Hause durften wir den Osterhas suchen und die großen, goldgelben Mandelzuckernester mit stattlichen, schneeweißen Zuckerhasen sehen mir in seliger Erinnerung. Die Zimmer waren mit altmodisch-wohnlichem Prunk ausgestattet; große Spiegel saßen in Wand-schranktüren und gaben den Räumen etwas Anspruchsvolles. Im Esszimmer hing eine Uhr, die einen arbeitenden Schuster aufwies, der bei der vollen Stunde mit der Hand zum Hammerschlag ausholte; solche Scherze liebte man früher sehr. Der Dnkel, ein unterseßter, rundlicher Herr, das Bild pfahlbürgerlichen Behagens, das Urbild eines „Partiküllers“, war ein leidenschaftlicher Theaterfreund; kaum einen Abend dort versäumte er. Der Besuch eines ihm befreundeten Schauspielkünstlers war ein Ereignis, wovon lange gesprochen wurde. Der Tag im Spätjahr, an dem der „Souffleur“ des Hoftheaters den Theateralmanach in die Häuser zu tragen pflegte, war einer der bedeutungsschwersten im Jahre. Zu Weihnachten ließ der Dnkel die Theaterzettel der laufenden Spielzeit in rotem, erlesenem Lederband einbinden; es war dies so ziemlich der einzige Inhalt seiner Bäckerei, denn schöngeistig oder schönwissenschaftlich waren alle meine Verwandten nicht angehaucht. Auch für Politik, die in jenen harmlosen Zeiten nur eine geringe Rolle spielte, hatten sie kaum Sinn, wohl aber für das Behagen des Daseins, in dessen Mittelpunkt das Theater stand.

In der Schulfreizeit ließ man mich die geringen Klassenerfolge gottlob nicht entgelten; da wurden Ausflüge nach dem französischen Straßburg,

wo mich die schlotterigen, rothosigen Schildwachen und die Napoleonsbilder an Ladenfenstern und in Gasthauszimmern mächtig bewegten, sowie Aufenthalte im lieblichen Herrenalb, in Antogast oder im quellenreichen Baden-Baden unternommen. Am letzten Orte war mein Vater in den 1830er Jahren zuweilen mit seiner Großmutter, der Mutter des Onkels Emil, zur Sommerfrische; gern erzählte er von jenen altmodischen Fahrten ins Dostal, wofür die ganze Kücheneinrichtung bis auf den letzten Kochlöffel, sogar die Stuhlhren des Besuchszimmers zur Ausschmückung der dürftigen Gasthausstuben Baden-Badens mitgenommen wurden. Die Kochlöffel hingen, hin und her schwankend, unten am Wagen, und die Stuhlhren wurden neben den Kutscher auf den Vord verpackt. Aus der Karl-Friedrich-Straße 16 setzte sich die schwerfällige Reisekutsche in Bewegung. Meine Urgroßmutter Bierordt war eine so leidenschaftliche Whistspielerin, daß sie sich ihre gewohnte, abendliche Spielgesellschaft auf vier Wochen einlud und gleich mit in den Reisewagen packte. Baden-Baden stand dazumal in seiner ersten Blütezeit als Kurort; zur Zeit unserer Aufenthalte war es seit Jahrzehnten von allen Völkerschaften besucht. Das „Moulettepiel“ nahm das Hauptaufsehen in Anspruch; ich sah eine Russin, die alles verspielt hatte, und zuletzt in höchster Raserei Diamanthalbband, Armbänder und Ringe sich vom Leibe riß und auf den furchtbaren Schicksalstisch hinschleuderte — und auch dies alles verlor, bis sie halb besinnungslos in Verzweiflung und Dunkelheit hinaus taumelte.

Diese Spielerin gemahnt mich an einen andern Glücks- und Schicksalspieler, einen Bekannten meines Vaters. Landauf, landab im Badischen war Ende der 1860er Jahre viel die Rede von einem Verschwender, der in Heiligenzell bei Lahr sein Wesen trieb: dies war Herr Graumann, ein ehemaliger badischer Major, ein Riese von Wuchs. Er war durch seine kleingestaltige Frau zu großem Vermögen aus der Millionenerbschaft des fast sagenhaften, in London zu fabelhaftem Reichtum gelangten deutschen Schneidermeisters Stulz gekommen. Als reicher Erbe mußte er natürlich ein Schloß besitzen; als es fertig gebaut war und ihm einige Zimmer drin nicht behagten, ließ er es teilweise wieder abreißen und von neuem auf führen. Ein solcher Mann hat viele „Freunde“, die Hab und Gut selbstlos mitverprassen helfen. In seinem Marstalle fraß eine stattliche Zahl herrlicher Pferde Hafer aus Krippen von karrarischem Marmor. Nach aufgehobener Tafel führte der Schloßherr seine Gäste durch sein Gebiet; in der Stallung bildeten Bereiter und Knechte in goldübersäten Dienstklei-

bern eine Hecke, die sporenklirrenden Fersen zusammenstimmend und den glückstrahlenden Herrn ehrfürchtig begrüßend. Eines Tages hatte die abreisende Gattin des Bergenders durch Ungefahr den Schlüssel zum Schnapsschranke mitgenommen, als der Gebieter sich eben mit Gästen zu Tische setzen wollte; er hieß einen seiner Jockeis auf dem schnellsten Renner des Stalles an den Dinglinger Bahnhof nachsprennen und den fehlenden Schlüssel heimbringen. Der Windeschnelle des edeln Tiers gelang es, die Gemahlin des Ungebuldigen einen Augenblick vor Abgang des Eilzuges nach Paris einzuholen. Hals über Kopf, möglichst in der Lufttrichtung, raste der Bote die Strecke zurück und überreichte seinem Herrn den gewünschten Gegenstand, noch ehe der Nachtschiff aufgetragen war — aber unten im Schloßhofs röchelte verendend das kostbare, zu Tode gehegte Ross. Fast täglich mußte Graumann Buße für zu schnelles Reiten und Fahren entrichten. Er wollte sogar die Landstraße nach Lahr auf seine Kosten pflastern lassen, um besser darauf fahren zu können! Nach einem halben Jahrzehnt hatte er abgewirtschaftet und eine Menge Schulden dazu gemacht. Da fuhr mit lustig trabendem Vorreiter eine vier-spännige Prachtkutsche beim Amtshause zu Lahr vor: Herr Graumann zeigte selbst seine Gant als Großer Herr an! Andern Tages rief er: „Heute hat der Graumann aufgehört und der Droschkenkutscher fängt an!“ Nahm Abschied von seiner kinderlosen Gattin, verduftete nach Neuyork und ward Omnibusführer. Ein Jahr später, als seine Habseligkeiten unter den Hammer kamen, tauchte er plötzlich wieder auf und wohnte der Versteigerung seines Besitzes in Unerkanntheit mit an. Die österreichische Staatsleitung, die für solche Verschwender offenbar Verwendung hatte, stellte ihn darnach als Forstbeamten in den einsamen Wäldern der Karpathen an; als solcher sei Graumann nicht lange darauf gestorben.

Im Winter 1869/70 ging ich bei Kirchenrat Roth in den Einsegnungsunterricht; eine Riesenschar kaum zu bändigender Jungen machte dem alten, würdigen Herrn das Leben oft sauer; ich war in eine so schüchterne, fromme Knabenzeitspanne getreten, daß ich einer der sanftmütigsten Schüler meines Einsegners war. Als meine Großmutter Schmidt mir vor der Einsegnung eine Uhr mit den beweglichen Worten „Möge sie dir nur gute Stunden zeigen!“ überreichte, bin ich vor Tränen fast zerflossen. Bei der Prüfung in der Evangelischen Stadtkirche mußte ich vor versammelter Gemeinde mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis hersagen, was ich aus tieffster, ehrlichster, zweifelstfreier Herzensüberzeugung tat. Noch lange hielt die weiche, fromme, leichtgerührte Stimmung vor.

Die abscheulichen, geschmacklosen, schwarzen Schildmützen, die die Knaben zur Einsegnung trugen, sind glücklicherweise längst aus dem Brauche gekommen; ich mußte meine, widerwillig genug, noch lange Jahre tragen, da mein sparsamer Vater sehr für gründliches Austragen von Kleidungsstücken war. Den nachherigen Radfahrern schuldet die Welt Dank dafür, daß sie die schmucken Barette, die kleidsamen Kniehosen, die lange verzessen oder verlacht waren, wieder zu Ehren gebracht haben . . .

Oft beim Besuch der Evangelischen Stadtkirche hafteten meine Augen an den grau in grau getönten Wandmalereien, und ich wünschte zu wissen, wer die seltsamen, aschenfahlen Gebilde, die Auftritte aus dem Leben des Heilands darstellen, geschaffen haben mochte. Niemand konnte mir über ihren Schöpfer genügend Auskunft geben. Es war ein Russe, Feodor Iwanowitsch, der sie gemalt und der ein wunderbares Schicksal hatte. Später überkam ich von meinem Großoheim, dem Altertümersammler und Kanzleirat Schmidt, zwei kleine Ölgemälde desselben Meisters; auf der Rückseite des einen hat eine unbekannte Hand den Lebensumriß des merkwürdigen Russen verzeichnet: Feodor entstammte einer kalmückischen Horde von der russisch-chinesischen Grenze; nur eine dunkle Knabenenerinnerung an seine Gefangennehmung in einem Zelte war ihm geblieben; er wurde nach St. Petersburg verbracht und von der Kaiserin Katharina von Rußland der Erbprinzeßin und Markgräfin Amalie von Baden (gest. 1832) geschenkt, die ihm eine sorgfältige Erziehung zu Karlsruhe geben ließ. Man setzt seine Geburt um 1765. Er zeigte frühzeitig Anlage zum Zeichnen und erhielt Unterricht vom Kunsthallenleiter Becker. Seine Reise mit Lord Elgin, dem Akropolisplünderer, nach Griechenland und seine Zeichnungen von den Parthenonbildwerken erwarben ihm einen Namen in der Kunstwelt. Großherzog Karl Friedrich ernannte ihn zum Hofmaler. Feodor starb an den Folgen eines Sturzes aus dem Fenster seiner Wohnung im Jahre 1821; eines Abends hatte er des Weines zu viel genossen; in der dunkeln Stube stieg er, statt zu Bette, zum Fenster hinaus und brach den Hals . . . Vor vielen Jahren wurde mir aus Feodors Leben ein drolliges Begebnis versichert: einst ging er zu einer Hinrichtung nach Rastatt, erbat sich für seine Künstlerzwecke den Kopf des Enthaupteten, tat das unheimliche Deutesstück in ein Kästchen und erreichte, zu Fuß heimwandernd, mit seinem schauerlichen Mitbringsel den Scheidenhardter Wald. Dort begegnete ihm zu Wagen seine Gönnerin, die Markgräfin Amalie, die mit ihren Prinzessinnen-Töchtern eine Spazierfahrt machte. Die hohen Damen, gnädig gelaunt, luden den staubigen Wanderer ein,

den Rest des Weges mit ihnen heimzufahren. Feodor entgegnete höflich, er gehe lieber zu Fuß, doch verpflichteten sie ihn sehr zu Danke, wenn sie ihm seine Last abnähmen und im Wagen heimbeförderten; er wolle das Kistchen im Palast abholen. Und so geschah's. Vom Wunderthz geplagt, zu sehen, was wohl der Maler mit sich geschleppt haben mochte, hob eine der Prinzessinnen unterwegs den Deckel der verhängnisvollen Schachtel, und oh! . . . Doch die Sage verschweigt das weitere. —

Ein Vetter meiner Mutter, damals Oberst Schellenberg — den 1849 die Freischärler zum Kastatter Festungskommandanten pressen wollten und der nur auf schleuniger Flucht durch einen bedeckten Gang den Schreckensmännern entkam —, stand Ende der 1860er Jahre zu Karlsruhe. Die „Badischen Biographien“ schildern seine bedeutenden Fähigkeiten als Einrichter und „Artilleriedirektor“. Onkel Schellenberg war ein Mann von edlem Gepräge, dem kein Wittgang, kein Opfer für einen Freund zu viel war, aber von unberechenbarer Heftigkeit. Manchmal waren wir zu Tische bei ihm, und da setzte es allemal Auftritte jähörnigen Aufbrausens. Einmal hatte sein Bursche den Sekt warm gestellt und den Rotwein in den Eiskühler gesenkt — fürchterliche Zornausbrüche folgten; ein andermal flog dem armen Bedienten das ganze Kaffeegeschirr mit sämtlichen Milchkännchen an den Kopf. Uns Jungen waren die Wuterscheinungen das ergößlichste Schauspiel, und immer, wenn es zu Schellenbergs ging, flehten wir in geheimster Herzensstiefe: „Ach, wenn nur der Onkel heute wieder recht wild wird!“ . . . Drei unglückliche, leidende Schwestern Schellenbergs lebten in Durlach, und ich begleitete meine Mutter oft zu ihnen; das eine Jammerwesen ist mir zeitlebens als Beispiel dafür im Gedächtnis geblieben, wie demütig und bescheiden der Mensch werden kann: sie war viele Jahre bettlägerig, konnte nur in den Morgenstunden zwischen zwei und drei Uhr sprechen und Nahrung zu sich nehmen; darnach wurde sie wieder stumm und schrieb ihren Besuchern die Antworten auf eine Schiefertafel; sie kannte nur einen Wunsch im Leben: daß ein blühender Fruchtbaum, dessen höchsten Gipfel sie vom Bett über einen Hofraum schimmern sah und woran sie den Wandel der Jahreszeiten beobachten konnte, nicht umgehauen werden möge! —

Leider war auch mein zweites Jahr in Unterquarta nicht von Erfolg gekrönt; die schreckliche Größenlehre, die Mathematik, zog abermals ihren schwarzen Schicksalsstrich durch diesen Lebensabschnitt. Zu meiner Entschuldigung diene, daß ich viel krank war, wodurch ich zurückkam; auch hatten die häufigen Schulwechsel, durch die Versetzungen meines Vaters

bedingt, ungünstig auf mein Fortkommen gewirkt. So brachte ich das seltene Kunststück zuwege, zum zweitenmal in derselben Klasse sitzen zu bleiben! Ich, der am härtesten Betroffene, nahm das Mißgeschick gelassener auf als meine Eltern, die sich nach einer auswärtigen Anstalt umsahen, wo ich mit gedeihlicherem Erfolg, als daheim im zerstreuten Leben des von Gastereien winnenden Hauses, arbeiten könne. Da, in diese Sorgen und Familienberatungen hinein, platzte die Granate der französischen Kriegserklärung im Juli 1870! Alle Privatwichtigkeit, eben noch riesengroß erscheinend, schrumpfte für den Augenblick in Winzigkeit zusammen.

Mein Vater befand sich auf der Reise zu den Oberammergauer Passionsspielen; in Konstanz kehrte er schleunigst um. Die Spiele wurden vertagt, die „Apostel“ mußten den Waffentrock anziehen . . . Eine furchtbare Gewitterschwüle, Vorahnung von etwas Ungewissem, Ungeheuerem lastete schwer auf Stadt und Land. Zahlreiche Familien verließen den badischen Fürstenthum, um nach Stuttgart oder an den Bodensee zu gehen und fürs erste in Sicherheit zu sein. Man erwartete mit Recht unmittelbar auf die Kriegserklärung den Einbruch eines französischen Heeres in Süddeutschland. Herr General Dürot, Kommandeur der Festung Straßburg, offenbar ein besonderer Gönner des nachbarlichen Großherzogtums, der das Zeug zu einem andern Melac in sich zu verspüren schien, hatte gedroht, in Karlsruhe keinen Stein auf dem andern lassen zu wollen; er hatte schon bei etlichen Herbstübungen die Dreistigkeit befohlen, mit seiner Festungsbefähigung die Einnahme des Kehler Brückenkopfes anzudeuten und dabei mit seinem Stab auf einem Kahn inmitten des Rheines recht siegesgewiß herabzufahren. Am meisten fürchtete man sich vor den afrikanischen Turkos, die zu Straßburg in einem umgrenzten Bezirke lagerten, den sie nicht verlassen durften, weil die wilden Unmenschen schon im eigenen Lande scheußlich genug zu haufen angingen.

Wir beschloßen, unbedingt daheim auszuharren, es komme, was da wolle. Silberzeug und sonstige Wertgegenstände wurden an einem sichern Ort in die Erde vergraben, so bestimmt erwartete man den Feind im Lande. Der französische Gesandte v. Rosbourg zögerte seine Abreise möglichst hinaus, weil er immer noch die vergebliche Hoffnung hegte, Baden dem deutschen Gedanken abtrünnig zu machen. Die Sprengung der Kehler Rheinbrücke, eine heldenmütige Entschlußkraft des vaterländischen Ministers Jolly, sollte der ganzen Welt sinnbildhaft zeigen, daß das Tafeltuch zwischen Baden und Frankreich entzweigegschnitten sei.

Wer gesunde, gerade Glieder hatte, wollte für Deutschland kämpfen. Auch mein Vater meldete sich wieder zum Dienst; er wurde in seine derzeitige Stellung als Platzmajor der Stadt eingesetzt und als Etappenkommandant am Bahnhof verwendet, eine Stellung, die zwar nicht feindlichen Kugeln ausgesetzt war, aber unsäglich viel Mühsal und Beschweris mit sich brachte. Wochenlang kam er nicht nach Hause, sondern bewohnte einen Schuppenbau auf dem Bahnsteige, bis ihn die Überanstrengung des Tags und Nachtdienstes auf ein langes Krankenlager warf.

Während der ersten Plänklergefechte drüben im Elsaß hatten wir noch Schule, wiewohl die Gedanken von Lehrern und Schülern nicht mehr der lateinischen oder nunmehr gar der französischen Grammatik gewidmet waren. Da stürzte der gefürchtete Professor des Griechischen, Herr Weichelt, am Morgen des 5. August ins Klassenzimmer und las mit tränenerstickter Stimme der atemlos lauschenden Klasse die Siegesdrachtung von der großen Schlacht von Weißenburg vor. Nun war kein Halten mehr; hier war selbst Marathon und Plataä! Knall und Fall wurde das Lyzeum geschlossen.

Um meine schwachen, fünfzehnjährigen Arme nicht müßig in den Schoß zu legen, wo das Vaterland alle seine Kräfte zusammenstraffte, stellte ich mich dem ins Leben getretenen Männerhilfsverein für Ausläuferdienste und derlei kleine Verrichtungen zur Verfügung. Mit rotgelbem Schleifchen im Knopfloch machte ich ungezählte Gänge im Auftrag des Frauenvereins; sogar nachts gab es abwechselnd Wache zu tun. Meine Mutter wie meine Großmutter waren unermüdblich als Ausschußdamen und Wundfädenzupferinnen. Wenige Tage vor der Schlacht bei Wörth hatte ich im gartenumgebenen Schloßchen der verstorbenen Großherzogin Sophie — drin der Frauenverein mit unzähligen Sitzungen seinen Hauptstandort aufgeschlagen hatte — den preussischen Kronprinzen, den nachmaligen Kaiser Friedrich, gesehen, wie er mit seiner großherzoglichen Schwester Luise von Baden die Tätigkeit des Frauenvereins besichtigte; die schöne Siegfriedgestalt ist mir unvergessen geblieben. Die Wörther Schlacht hat ihn unmittelbar darnach zu einer der volksbeliebtesten Erscheinungen Deutschlands gemacht.

Kurz nach der ersten großen Niederlage der Franzosen nahmen meine Eltern einen preussischen Leutnant vom 5. Kürassierregiment, Herrn von Schenk, in ihr Haus auf. Dieser Unglückliche sollte nachts in seiner Unterkunft zu Buchsweiler im Elsaß erdolcht werden. Nur seine oft getadelte Jugendgewohnheit, die Hände beim Schlafen kreuzweis übers Gesicht zu

legen, rettete ihn und lenkte die Dolchspitze, statt in die Augen, in die Handflächen. Nach hartem Kampf im Dunkel gelang es ihm, den Mordbuben zu überwältigen und Hilfe zu erreichen. Vom Täter bekam man niemals etwas zu sehen. Viele Wochen war der jugendschöne, ritterliche Offizier mit seinem eichbaumhaften, im Hause stets barfüßig gehenden Kürassierburschen, namens Elsner, unser Gast. Da die Sehnen beider Hände durchstochen waren, war er völlig gelähmt; meine Mutter gab dem Hilflosen wie einem Kinde die Nahrung ein, so daß mein kleiner Bruder Konstantin sich erkundigte, ob alle preussischen Kürassiere derart gefüttert werden müßten. Unter der unermüdlichen Pflege meiner Mutter erholte er sich zusehends und konnte zuletzt seinem Regiment vor Paris nachreisen. Seine Eltern bezeugten den Meiligen eine so rührende Dankbarkeit, daß alle Weihnachten bis zu ihrem Tode regelmäßig eine Kiste voll Königsberger Marzipans von ungeheuerlichem Umfang eintraf! Halbe Tage saß ich mit dem netten Offizier, einem ostpreussischen Gutsbesitzerssohn, auf dem Söller und unterhielt ihn, indes zuweilen Abteilungen gefangener Turkos und Spahis unter bewachendem Geleite die Kriegstraße entlang am Hause vorübergeführt wurden.

Fast täglich besuchte ich den Vater auf seiner „Bahnhofstappe“. Da gab es farbiges, unterhaltsames Leben und Treiben. Ununterbrochen strömten Züge mit französischen Gefangenen von West nach Ost, unablässig fluteten Züge mit deutschen Nachschubtruppen von Ost nach West. Tausende wurden am Bahnhof in schnell hervorgezauberten Hallen gespeist und getränkt; vielen Hunderten wurden große Bretterhütten zur Nachtrast angewiesen. Ein urwüchsiger, alter, schnauzbärtiger Feldwebel, die rechte Hand meines Vaters, herrschte jeweils die gefangenen Franzosen, wenn sie zur Abendzeit ihre Pritschen beziehen sollten, mit dem Donnerwort an: „Girrande nation, dorrmirr!“ . . .

Eines Morgens trat Freiherr von Molsberg, der Besitzer des Inselgutes Largenau bei Mainz, der Gatte der Baselerin Marie Wettstein — der Jugendfreundin meiner Mutter —, in's Haus und verkündete, er wolle bis Paris vorzudringen versuchen, wo sein Bruder, ein württembergischer Major, stehe; ich solle bis Straßburg ihn begleiten und mir die Belagerung mitansetzen. Durch eine kleine Kriegslift erlangte ich die Einwilligung der Eltern und wir dampften nach Kork bei Kehl. Bis hierher fuhr die Bahn, sonst wäre sie bald in's Bereich der Straßburger Kugeln geraten. Dann ging's auf einem Leiterwagen zum Dorf Auenheim. Unterwegs hatte sich uns der Prinz Karl-Wirt aus Mosbach im Odenwald ange-

schlossen, der auch einen Bruder beim Belagerungsheer auffuchen wollte und reichgespickte Zigarrentischen unter jedem Arme trug. In Auenheim war alles überfüllt von badischen Dragonern; trotzdem ergatterten wir zu dritt noch ein kleines Speicherzimmer in einem Bauernwirthshaus. Als bald wurde der Schlachtenbummel nach der gesprengten Kehler Rheinbrücke fortgesetzt, wobei wir auf der Landstraße von drei preussischen Landwehrmännern in aller Form verhaftet wurden, obschon unser Kriegsgefährte nicht sparsam im Verschwenken von Zigarren war und ein von meinem Vater ausgestellter Kriegspass uns vor schlimmerem schützen sollte. Wir wurden zum wachhabenden, in silberne Feldschärpe gehüllten Offizier in unmittelbare Nähe der Rheinbrücke geleitet, der uns dringend ersuchte, so schnell als möglich uns hinter Kehl in kugelsicheres Gebiet zurückzuziehen, da die Franzosen regelmäßig gegen Abend auf diesen Punkt zu feuern pflegten. Kaum waren seine Worte gesprochen, als ein hinter Schanzkörben unsern Blicken verborgener Mörser derart zu krachen anhub, daß es uns buchstäblich in die Höhe lüpfte und uns für einen Augenblick vor Schrecken Hören und Sehen vergehen ließ.

Mit anbrechender Dunkelheit kehrten wir von dem gefahrvollen Spaziergang in großem Bogen nach Auenheim zurück, stiegen auf den Dorfkirchenturm und sahen bis tief in die Nacht das schauerlich schöne Spiel der Raketen, Leuchtkugeln und Granaten, indes das Münster von Feuerbränsten dunkelrot erhellte war. Todmüde sanken wir ins Bett.

Nach kurzer Frühwaschung am Brunnen im Wirthshofe mit badischen Dragonern zusammen, nahm ich Abschied von meinem Reisegenossen. Wolsberg setzte seinen abenteuerreichen Zug wirklich bis Paris fort und brachte eine Menge von Chassepotkugeln, Kürassen und Helmen als Beute heim, womit er eine ganze Zimmerwand auf seiner einsamen Robinsoninsel Langenau im Rhein ausschmückte ...

Ich fuhr mit einem Leiterwagen nach Kork zurück, wo zu jener Zeit ein Bruder des Oberst Schellenberg, also ein Verwandter von mir, Pfarrer war.

Nach kurzem Besuch im gastlichen Pfarrhaus ging's noch denselben Vormittag heim. Der Zug fuhr in Karlsruhe unter Kanonendonner ein; beim Aussteigen sah ich freudig bewegte Menschen durch festlich besagte Straßen wogen, und es jubelte von allen Lippen: Kaiser Napoleon ist bei Sedan mit seinem ganzen Heere gefangen worden! —

Mitten im Kriegslärm und sich überstürzenden Siegesnachrichten hatten meine fürsorglichen Eltern in dem reizenden, am nördlichsten gelegenen

Städtchen unseres badischen Heimatlandes bei einer ihnen warm empföh-
lenen Familie glücklich Unterkunft für mich gefunden; dort sollte ich meine
bisher so wenig von Erfolg begleitete Lyzeumsarbeit unter dem Hochstand
günstigerer Gestirne fortsetzen; und an dem denkwürdigen Tage, da Straß-
burg die weiße Fahne vom Münsterturne wehen ließ und wieder eine
deutsche Stadt wurde, zog ich, von meiner Mutter geleitet, nach Wertheim
am Main in die Verbannung.

7. Abschnitt

Wertheim am Main (1870—1874)

„O Wertheim, nie vergess' ich dein!“...
H. B.

Wie nach einem kriegsgetümmelten Gesang der Ilias ein Hirtensgedicht Theokrits, so mutete das friedliche Städtchen auf die letzte, von unruhiger Bilderflucht überhastete Zeit daheim an. Hier rasselten keine Bahnzüge voll rotbehoster Gefangenen durch, hier hatte kein Etappenkommando zu schalten; aber an vaterländischer Gesinnung stand die kleine Mainstadt hinter keiner andern deutschen zurück.

Hier und da hinkte, hüftelte ein genesender Soldat, den Arm in der Binde, über den altertümlichen Marktplatz oder die holzgedeckte, holzverschaltete Tauberbrücke; im Schloßchen des „Hofgartens“, einer dem Fürsten von Löwenstein gehörigen, flussaufwärts am Main gelegenen Parkanlage, war ein Verwundetenheim bescheidenen Umfangs eingerichtet. Meine Mutter suchte dort eine Pflegegeschwester auf; wir schritten durch die Bettreihen der Verwundeten — der furchtbar gellende Schmerzensschrei eines vor wahnsinniger Pein sich krümmenden Sterbenden schneidet mir nach mehr als einem Menschenalter durch Mark und Bein.

Der über der einstigen „Mainlinie“ drüben in Kreuzwertheim — oder wie die Wertheimer schlechtweg sagen: in „Kreuz“ — hofhaltende Fürst von Löwenstein bekam durch seine Verbindungen zuerst die Nachrichten vom Kriegsschauplatz; bei jedem Siege ließ er auf seinem Schloß eine Flagge hissen; dann krachten diesseits vom Burgberg die „Raggenköpfe“; alles steckte Fahnen zu den Fenstern hinaus, durch Gassen und Gäßchen stutete herzlich, ernster Jubel. Soeben schwelgte man im Freudenrausche darüber, daß Straßburg endlich wieder unser war!

Wir waren in dem dicht am Main gelegenen „Hotel Held“, einem stillen, niemals überfüllten Haus abgestiegen — wenigstens waren wir die einzigen Teilnehmer an der Wirtstafel; später ist das treffliche, preiswürdige

Haus eine beliebte, von Sommergästen wimmelnde Herberge geworden. Ich war mit meinen fünfzehn Jahren ein so aufgeschossener Junge, daß Herr Ribstein, mein künftiger Pflegevater, der am Morgen nach unserer Ankunft zur Begrüßung ins Gasthaus kam, erstaunt zu meiner Mutter sagte: „Frau Major, Sie bringen uns einen jungen Herrn, und wir hatten einen Knaben erwartet.“ Die wenigen, allzu rasch verfliegenden Tage bis zum Schulbeginn und zur Abreise der Mutter blieben wir zusammen im Hotel; Herr Ribstein geleitete uns in der Umgebung umher: zum Schlosse, das an der Berglehne malerisch über dem Städtchen thront und wie ein grauer Ahnherr auf erhöhtem Sitze die Schar seiner Enkel überragt; in die lieblichen Birken und die sonnenschwelgende Heide; mainüber auf den Kaffelstein, von wo Wertheim sich in breiter, voller Schönheit dem Beschauer darstellt. Ein junger Prinz Löwenstein, einer der zahlreichen Söhne des Fürsten protestantischen Zweiges, zunächst mein einziger Mitpflegling bei Ribsteins, nahm mich nach seinem väterlichen Schlosse Triefenstein mit, wo mich in der fürstlichen Büchersammlung die langgestreckten Reihen der Prachtausgabe von Voltaires Werken besonders beeindruckten.

In grauer Dämmerungsfrühe eines fröstelnden Oktobertages nahm ich Abschied von meiner geliebten, gütigen Mutter, die weinend mich immer und immer wieder umarmte; sie duldete nicht, daß ich sie schon bei Tagesanbruch zur Bahn geleite. Nach ihrem Weggang kam ich mir unsäglich verlassen vor, zum erstenmal allein in der Welt draußen, ohne die unmittelbare Fürsorge der Eltern zur Seite. Unter Tränen öffnete ich die Fensterflügel und starrte lang in den weißgrauen Nebel hinaus, der, über dem Maintal webend, das bayerische Ufer gegenüber völlig verbarg. Ein Fischer nestelte drunten am Hause seinen „Schelch“ — wie man dortlands die großen Rähne nennt — los und zog die rassende Ankerkette hinter sich ins Schiff, das, selbst ein Nebelbild, hindann fuhr und allmählich im Nebelbrauen entschwand. Das an sich so nichtige Klirren jener Rachenkette in meine traurige Abschiedsmorgenstimmung gehört zu den Tönen, die ich niemals vergessen habe und woran ich bei jedem Klirren von Kettenringen eigentümlich gemahnt werde. Dieser trübselig anhebende Tag war noch überdies mein Geburtstag!...

Meine Pflegeeltern waren: Herr Ribstein, ein Mann von biederer Gesinnung, manchmal etwas brummiger Laune, stark freigeistlicher Denkart, der die unverständliche Schwäche besaß, sich unberechtigterweise mit „Herr Doktor“ anreden zu lassen — und Frau Ribstein, eine Dame von zartem, dichterischem, fast reingeistig verklärtem Wesen, die sich dagegen

verwahrte, mit „Frau Doktor“ angesprochen zu werden, und der es hübsch anstand, von jedem Spaziergang mit einem mächtigen, selbstgepflückten Strauße schlankstieliger Feldblumen und duftiger Zittergräser heimzuführen; sie vor allem verstand durch ihre feinfühlig, herzwärmende Art, mir den Aufenthalt behaglich und geliebt zu machen; beide wetteiferten in Fürsorge für das Wohl der ihnen anvertrauten Zöglinge. Die Familie, der ich vier Jahre lang als Glied angehören sollte, wohnte in der damaligen „Gewerbehalle“, einem giebelhohen Eckhause dicht an der protestantischen Stadtkirche. Durch einen geräumigen Vorhof trat man in einen Erkerturm, dessen Eingang von einer hohen Arkade überschattet war; eine Schnecken-
treppe führte zu unserer Wohnung im obersten Stockwerk empor; an zahlreichen Steinstufen sah man eingehauene, seltsam geschwänzte Kreuze, die man für alte Teufels- und Hexenzeichen erklärte, um böse Geister vom Hause zu bannen. Trotzdem vernahm die Köchin einmal gar wenig geheures Klingeln in den vier Ecken ihrer Schlafkammer; als weltlicher Zuspruch nicht ausreichte, schickte man sie zu ihrem Seelsorger: der Priester gab ihr etliche Duzend Papierzetteln mit frommen Sprüchen darauf und verordnete, sie auf die Gerätsfläche der Kammer zu kleben; danach waren die Geister zum Schweigen gebracht ...

Um einen großen Haussturz, worauf wohl ein gut Stück Leben der Altvordern sich abgespielt haben mochte, wie geschaffen zu mächtigen Gelagen und Familienfesten, reiheten sich die Zimmer; die zarten Hände meiner Pflegemutter hatten einen Blumengarten daraus geschaffen; in heißen Sommern, wenn die Zimmertüren erfrischungshalber offen standen und die Sonne glänzend auf die zahlreichen Blumentopfständer schien, lag es über den schlichten Räumen in Duft und Stille wie Märchenglanz; dann war hier die rechte Stimmung, südamerikanische Reisebeschreibungen zu verschlingen und sich in Fernen schwärmerisch zu träumen ...

Mein höchst einfach eingerichtetes Zimmerchen, aus dessen Fenster ich auf den Wartberg mit seinem Turme sah, war kalt nach Norden gelegen und ging auf einen Biergarten, woraus an Sommerabenden das Rollen von Kegeltugeln in unmittelbarer Nachbarschaft lieblich heraufpolterte. In jenem furchtbaren Kriegswinter, da es bis zu zwanzig Grad Kälte gefror, gerann häufig mein Waschwasser zu Eis, und wenn die kalten, silberfäßigen Mondstrahlen über meine Bettdecke glitten, und der Türmer oben auf dem Schlosse mit seiner Glocke die Nachtstunden anschlug, so sehnte ich mich manches Mal unter heißen Tränen nach Eltern, Heimat und Geschwistern.

Kurz vor Allerheiligen 1870 raste ein schrecklicher Sturm über ganz Europa; fast kein Ziegel blieb auf Haus- und Kirchendach, und in den Gassen sah es schlachtfeldhaft aus; Schiffe gingen auf dem Main unter, und oben im Birkenwalde lagen die schönsten Baumriesen hingestreckt. Als der Orkan ausgetobt hatte, erschien ein mächtiges, unheimliches Nordlicht am Himmel; wir stiegen abends auf den Schloßberg, um die volle Glut- röte möglichst unbegrenzt schauen zu können; es war, wie wenn all das in jener schicksalsgewaltigen Zeit vergossene Blut hinauf ans Himmelszelt gesprengt worden wäre. —

Das Lyzeum, dessen Neubau drüben im neuen Tauberstadtteil erst seiner Vollendung entgegenging, befand sich noch ein Jahr in der mittelalterlichen Killankapelle nebst Seitengebäude; an den Wänden des Hausflurs standen Grabsteinplatten von Rittern und Geistlichen. Jeweils kamm ich zum Unterricht die hohe Steintreppe, die vom Kirchenplatze zur Kapelle führt, empor; auf ihrem Absatze soll nach einer alten Sage mitternachts ein Mönch die Geistermesse lesen.

Den Unterricht in der beliebten Mathematik erteilte Hofrat Neuber, ein freundlicher alter Herr mit fast röchelnd heiserer Stimme; vor jeder Stunde morgens las er ein langes Gebet aus einem „rationalistischen“ Erbauungsbuche vor. Mir vor allen war vor der Stunde der Größenlehrewissenschaft ein inbrünstiges Gebet vonnöten, und ich habe den Allmächtigen niemals in der Kirche mit soviel Ernst und Innigkeit um Beistand angefleht, als hier in der Schulstube. Die Gebete glichen gewissermaßen den Jünglingsliebhaberblumen; das soll heißen: je länger sie dauerten, je lieber war es uns Schülern; jede gewonnene Gebetsminute tat an Zeit einem drohenden Lehrsatz Abbruch, und wir beteten lieber, als daß wir Gleichungen auflösten, was bei Schuljungen viel bedeuten will. Den alten Hofrat konnte nichts so sehr in Harnisch bringen, als wenn einer zur un rechten Zeit lachte: da schwang sich der greise Lehrer mit turnerisch jugendlicher Behendigkeit über die Bänke hinweg, stürzte sich wie ein Drache von oben auf seine Beute, klemmte den schuldigen Scheitel des unglücklichen Lächlers zwischen seine zornbebenden Kniee, und ein Ohrfeigenhagel klatschte von rechts und links auf die glühenden Wangen des Schlachtopfers. Doch der Grimm war schnell verraucht, und die alte Güte schwebte wie Regenbogenmilde wieder über dem Gebetsfrieden der Stube. Neuber war in jungen Jahren mit dem großen Dresdener Bildhauer Rietschel befreundet gewesen. Leider hatte ich den mir gewogenen Herrn nur im ersten Jahre zum Mathematik- lehrer; er sollte dann einem gewaltigen Zwingherrn und Wüterich Platz

machen, der mir das Wertheimer Jugendstilleben zeitweise mit trüben Wetterwolken verfinsterte.

Leiter der Anstalt war der leidende, hagere, humorvolle, nur aus Geist, Haut und Gebein bestehende Professor Föhlisch, ein trefflicher Erzieher, der ein warmes Herz für seine Schüler hatte, wenn es sich auch zuweilen in rauher Schale zu verkapseln schien; der knochengerüstartige Mann, mit seinen scharfen, stechenden, gleich Stoßballkugeln hin und her rollenden Augen war so farbenblind, daß er einst statt eines schwarzen einen feuerroten Anzug beim Schneider bestellte und erst am Zusammenlaufen der Gassenjungen seines Mißgriffs gewahr wurde. Schon sein Vater war Leiter des Wertheimer Lyzeums gewesen und hatte durch große Lehrbegabung der Anstalt weithin einen guten Namen gemacht. Vieles Umherschweifen in der Welt, Freizeitreisen u. dgl. gehörten nicht zum Merkmal des Wertheimer Lehrkörpers. Unser Schulvorstand hatte schon ein Vierteljahrhundert das Taubertal nicht mehr verlassen, bis ihn die Pflicht als Geschworener nach Mannheim rief. Man tröstete sich mit dem Beispiel des sephastischen Königsberger Weltweisen Kant. Überhaupt war man änderungsfeindlich in Sitten, Gebräuchen und vor allem in Kleidungsstücken. Unser Hausmitbewohner Geheimer Hofrat Hertlein, der gelehrte Herausgeber der Werke Diodors, der jede Woche seinen regelrechten, altgewohnten Gang über den Berg ins Tauberdorf Reicholzheim zum Whistspiel machte, konnte sich berühmen, seit vierunddreißig Jahren denselben Hut zu tragen!

Lehrern wie Professor Platz, der mich stets mit einer gewissen Auszeichnung behandelte; Garrecht, dem einzigen Lehrer des Französischen in meiner Schulzeit, dem die Schüler Achtung bezeugten; dem lebenssprudelnden, feuergeistigen John, der mir englischen Privatunterricht erteilte, bewahre ich die dankbarste Erinnerung. Bei der geringen Schülerzahl konnte sich zwischen Lehrern und Schülern ein persönlich trauteres Verhältnis entwickeln.

Zuschnitt und Gehaben in Wertheim waren recht urväterlich. Wegen großen Hausputzes konnte die Schule noch ausfallen! Bis kurz vor meiner Ankunft erhielten die Lyzeisten schulfrei, wenn der Fürst von Löwenstein nach längerer Abwesenheit zum Aufenthalt in Stadt und Umgegend ankam, und der durchlauchtige Herr mochte sich dann noch ganz unmediatisiert vorkommen, wenn die dankerfüllte Schuljugend ihm am Bahnhof eine Hecke bildete. Der zu meiner Zeit „regierende“ Fürst galt als übersparsam; man vergaß wohl, daß seine Genauigkeit ihm ermöglichte, die Schulden seines Vorgängers in ehrenvoller Weise zu tilgen. Unter dem alten Fürsten

sollte eine gar lustige, tolle Zeit gewesen sein, wo sich Hofbälle, Maskengesellschaften, Schlittensfahrten in buntem Reigen jagten; manchmal hörte man noch schwärmerisch von jenem verlorenen Paradies erzählen.

Die Lebensweise der Wertheimer war mäßig und einfach. Daß ich, an höflichere Residenzsitten gewöhnt, in der ersten Zeit vielfach Handschuhe trug, erregte städtisches Aufsehen; ich gewöhnte sie mir bald ab und verwilderte zu meinem Vorteil. Eine Mutter, die hochbefriedigt von meinem neuen Brauche war, kam zu Frau Ribstein und sagte: „Ich werde meinen Otto dazu anhalten, sich der selben Handpflege zu befeißigen.“ Der Griff an meinem Regenschirm wies eine kleine, braune Schnitzerei auf und mochte vielleicht um einen Grad weniger klobig als die hinterländischen Regenschirmknöpfe sein; einer meiner Lehrer nahm ihn betrachtungsvoll zur Hand und äußerte nach bewunderndem Stillschweigen: „Man sieht doch gleich, daß dies aus der Residenz kommt!“

Von meinen Eltern war ich frühzeitig angehalten worden, ältere Leute durch tiefes Hutabnehmen ehrerbietig zu grüßen; die Wertheimer Schuljugend läufte kaum ihre Kappen, als wenn sie Späßen darunter hätte. Eines Abends kehrte Herr Ribstein heim und erzählte: „Vorhin war ich im Laden bei Frischmuth; da sieht mich Stadtpfarrer Reithardt drin stehen, eilt herein und erkundigt sich eifrig: ‚Wie heißt doch der junge Mann aus Karlsruhe, der bei Ihnen in Pflege ist? So anständig grüßt mich hier kein Mensch.‘ Heinrich, bei dem hast du einen großen Stein im Brett.“ So oft ich künftig dem betagten Geistlichen begegnete, breitete ich förmlich meine garstige schwarze Schildmütze zu seinen Füßen auf das Gassenpflaster hin, und er zirkelte seine Grüße genau nach dem jeweiligen Maße des ihn Grüßenden ab.

Donnerstags roch das Taubertal wie eine große Sauerkrautschüssel; an diesem Tage pflegten ausnahmslos alle Bewohner nach einer vielleicht in heidnisch-germanische Vorzeit hinabreichenden Sitte von jenem lieblichen Gemüse zu schmausen; ich habe das bis dahin mir verhaßt gewesene Gericht, zumal in Verbindung mit Schweinebraten, dort erst schätzen lernen. Man neckte mich wegen meiner Sauerkrautfeindschaft und führte Uhlands „Mehlsuppenlied“ ins Feld gegen mich, was mich zu sofortiger gereimter Erwiderung stachelte:

Dies Lied ist schön für den, der's gerne singt,
Doch schauerlich für den, der es verachtet;
Wenn es von Mehlsuppen helter klingt,
Vom Schweinchen, das soeben ward geschlachtet,

Da mach' ich mich mit schnellem Fuß davon,
Verzichte gern auf solchen süßen Lohn.
Umland! sing du von Sauerkraut und Schwein,
Nicht jeder Magen stimmt mit überein!

In unserm Tisch lebte man nach dem Verfahren des Dr. Schweningen, lange bevor von dem Bismarckarzt irgend in der Welt die Rede gewesen wäre. Keinen Wein, nicht einmal Wasser, gab es während der Mahlzeit; nach aufgehobener „Tafel“ erschien eine Kanne frischen Brunnentrankes auf einem Seitentischchen, und lechzend setzte sich die kleine Karawane der Tischgenossen zum Erfrischungstischlein, wie zum Dasenquell, in Bewegung. Am 18. Oktober jeweils, als dem Gedenktage der Leipziger Völkerschlacht, stiftete Herr Ribstein, getreu den Leitsternen seiner Jugend, eine Flasche Wein!

Die zweite Wochenhälfte lebte man in freudiger Erwartung des Samstags; nicht bloß weil der schulfreie Sonntag dahinter winkte, sondern in höherem, schöngelstigem Bezuge: mit dem Samstag kam ja die „Gartenlaube“! So oft es nachmittags an der Gängtüre klingelte, eilte man nach der Pforte, ob das vielgeliebte, heißersehnte Blatt noch immer nicht da sei! Man genoß in kleinen Mengen feinschmeckerisch, wie Schlüßchen alten Süddeines, während der Kriegszeit den Bernerischen Roman „Ein Held der Feder“, späterhin „Das Geheimnis der alten Mamsell“ und „Das Heidesprinzesschen“ der Marlitt; ich las die jeweils erscheinenden, noch druckerschwärzefechten Abschnitte jener Romane sofort nach ihrer Ankunft, be gierdevoller Spannung, meiner Pflegemutter vor.

Seit den ersten Stunden meines Eintritts ins Haus wartete man von Tag zu Tag auf die Ankunft eines jungen Russen aus Odessa. In dieser Erwartung verging ein volles Vierteljahr. Endlich am Abend des vierten Advents, knapp vor Weihnachten 1870, erschien der seltsame kleine Fremdling, von dem man sich allerhand barbarische Zerrbilder entworfen hatte. Herr Ribstein brachte ihn auf gefährlicher Glatteisbahn vom Bahnhofe nach Hause, denn in Main und Tauber war das Wasser bei furchtbarer Kälte gestiegen, hatte sämtliche Gassen nebst dem Marktplatz überschwemmt, ja bis zur Steinstaffel der hochgelegenen, uns benachbarten protestantischen Stadtkirche war es spülend heraufgedrungen und nunmehr von gangbarer, glänzender Eiskruste dick überzogen; aus den Kellern waren in schleuniger Hast Holz und Kartoffeln und Lohkäse geflüchtet worden.

Frau Ribstein und ich saßen im heimlichen Eßzimmer um die Lampe; draußen heulte der Wintersturm, als unter der Lüre die gedrungene Ge-

stalt des elfjährigen, mutigen Bärchleins erschien, das ganz allein die weite Fahrt vom Schwarzen Meer zum Raine bei solch unwirklicher Jahreszeit in zwölfstägiger Reise, durch die Schneewüsten der Bukowina theilweis im Schlitten jagend, glücklich zurückgelegt hatte. Auf dem Kopfe des Jungen saß eine zuckerhutförmige, weißgraue Kirgisienpelzmütze; seinen geschmeidigen Körper umhüllte ein bis zur Hüfte dicht anschließender, pelzgefütterter, hellgelber Ledermantel, der mit vielen grünen, blauen und roten Ligen verbrämt und verschmückelt war und von den Lenden abwärts vom Leib abstand, wodurch er seinem Träger fast das Aussehen einer frauenhaften Erscheinung lieh. Der „Kusse“ mit seiner eigenartigen Volkstracht war ein Ereignis für das noch kleinstädtische Wertheim; die Buben liefen ihm in hellen Haufen nach, so daß er sich bald deutscher Kleidung anzubequemen begann; bei seiner großen Anpassungsfähigkeit hatte sich Alexander schnell in den Verhältnissen des deutschen Städtchens zurechtgefunden. Auf ungezählten Gängen durch Wald und Feld waren wir trotz des Altersunterschieds von vier Jahren stete Gefährten. Manchmal übertrug er mir aus einem Bändchen russischer Dichtungen Verse von Puschkin, und ich vernahm zum erstenmal die schönen Klänge der fremden, schwer erlernbaren Sprache.

Ein munterer, aufgeweckter Junge, war mein Stubengenosse der erste Vertraute, den ich in meine bescheidenen dichterischen Anfangsversuche einweihte. Da sein Vater Deutscher war, sprach er Deutsch so gut wie Russisch. Zwischen dem Prinzen Löwenstein und dem Russen gab es ständig Zwiespalt, und ich hatte den ehrlichen Friedensmakler unablässig zu spielen. Der Prinz schalt ihn einen Kosaken, Talglichterfresser und Lampenölsäufer, was der Sohn Ddessas mit allerlei südrussischen Steppenliebhosungen gleich offenerzig erwiderte. Ein Glück für beide war es, daß der Prinz bald abberufen wurde. Alexander verließ Wertheim erst Ostern 1874, einige Monate vor mir. Viele Jahre vernahm ich dann nichts von ihm; es war sogar das Gerücht zu meinen Ohren gedrungen, er sei im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 mit einem Kriegsschiff in die Luft geflogen. Da bekam ich Mitte der 1890er Jahre den Brief des Führers eines Fahrgasldampfers auf dem Kaspischen Meere mit der dringlichen Einladung, in das erdölquellenreiche Baku zu ihm zu Gaste zu kommen. Der Brieffschreiber war der totgeglaubte Alexander, der nach abenteuerlichen Schicksalen, die ihn in alle Erdteile verschlagen hatten, zuletzt auf jenem für uns fast rätseldunkeln Gewässer Schiffskapitän geworden war!

Das erste Weihnachtsfest außerhalb meiner Heimat suchten wir uns nach Kräften traulich zu gestalten. Unter dem Tannenbaum senkten wir kleine Spiegelscherben in grünes Moos und ließen auf den lichterpiegelnden Flächen weiße blecherne Schwänchen, wie auf Weihern, schwimmen. Wollte sich ein geheimes Tränlein der Weihnachtssehnsucht nach Hause vom Aug' ins grüne Moos stehlen, bis man zum Troste schnell in die vanillegebäckten Anfangsbuchstaben unserer Namen, die eine Wertheimer Sonderkunst herrlich herzustellen vermochte, und alles war dann leichter zu tragen. Ein geschenktreiches, wünschefüllendes Bündlein aus der Heimat brachte nützliche und angenehme Sachen in Masse mit den Weihnachtsdüften des Elternhauses.

In jenen Zeiten verschlang ich Hauffs „Lichtenstein“, und nichts schien mir heimlicher und altdeutsch-traulicher, als in gotisch gewölbtem Spitzbogengemach ein „Biersüpplein“ zu verspeisen, wie es die ritterlichen Helden in jener Geschichte tun. Da kam ein bebrämter Diener des Fürsten Löwenstein und beschied mich auf kommenden Sonntag zur Mittagstafel nach Kreuz. Ich fühlte mich durch diese gelegentlichen Einladungen nicht wenig geehrt, wogegen mein von keinerlei Fürstenverehrung angekränkelter Hausvater den Verkehr mit der durchlauchtigen Familie nicht gerne sah; er hatte dem Fürsten nie verziehen, daß er seinen Sohn, meinen Mitpflingling, bei ausbrechendem Scharlach noch schnellstens ins Ribsteinsche Haus hatte schaffen lassen, um die Gefahr von seinen andern Kindern abzuwenden; so hatte denn ich das Vergnügen, wochenlang mit dem Scharlachfiebernden, Krebsrotten in unmittelbarem Verkehr zu sein, ohne jedoch angesteckt zu werden. Ich machte sämtliche Schulaufgaben in seinem Krankenzimmer; in der gesundheitspflegebedachten Neuzeit duldete dies sicherlich kein Arzt mehr.

Die Überfahrt nach Kreuz im rauhesten Jänner war nicht unbedenklich; haushoch türmten sich auf beiden Ufern des Mains die blaugrünen Eismassen; um zum Flusse gelangen zu können, war eine Art Schacht wie eine Grindelwalder Eisgrottenpforte zurechtgehauen, und wenig gemüthlich stauten sich, bald hell klirrenden, bald dumpf knirschenden Geschiebes, die weißgrauen Blöcke, gleich vorweltlichen Ungeheuern, um meinen polternd hin und her geworfenen Kahn, und die kräftigen Fährleute schalteten wie Übermenschen mit dem Staken. Die fürstliche Familie war von bestrickender Liebenswürdigkeit; auf silberner, funkenglühender Schneebahn ward eine Schlittenfahrt veranstaltet. Der Fürst hatte sich nicht lange zuvor in linkshäндiger Ehe mit der ehemaligen Erzieherin seiner vielen Kin-

der, einer bildschönen, stolzen, mecklenburgischen Küsterstochter, vermählt, die in eine Freifrau von Grünau verwandelt worden war. Bei Tafel ward eine rosafarbene Suppe aufgetragen, die mich in ihrem Fleischton an Strumpfhosen von Bühnentänzerinnenbeinen erinnerte; ich nahm herzhaft einen Löffel voll der fremdartigen Brühe, und — puh! — um ein Haar hätte ich voll Entsetzens den fürchterlichen Schluck wieder von mir gegeben; nur das Verzweiflungsgefühl, mich an solchem Ort ungeziemend zu benehmen, hatte mich ihn bereits hinunterwürgen lassen. Der Fürst warf mir einen Blick gütigen Mitleids zu und fragte: „Nun, lieben Sie diese Suppe nicht? Bieruppe ist unser Leibgericht!“ Von Stund an war ich aller Hauff'schen Bieräppleinromantik ledig.

Ein kindliches Heflein dürftiger, magerer Gedichte, vorwiegend Kriegsklänge, war entstanden, die ich trotz alledem glutbegeistert meinem moskowitzischen Begleiter auf verschneiter Wanderung längs der zugefrorenen Tauber vorlas, das prächtige Winterbild der altersgrauen Burg vor Augen, oft von zahllosen Kräbenschwärmen umkränzt. Kam man von solchen Sonntagnachmittagsgängen durchfroren, glitzernde Schneeflockensterne an tränender Wimper, mit winterblauen Händen heim, wie taute man in warmer Stube behaglich auf, wie köstlich mundete der heiße Tee mit eingetunkten, querdurchschnittenen, butterbestrichenen Fastenbrezeln!...

O ihr schönen, einsamen, unvergesslichen Gänge zu allen Jahreszeiten: winters schreitend über die schneeverwehte Heide, zu Häupten Sturm und Wolkenflucht, als fause das alte Wodansheer über seinen ästetnirschenen Odenwald; beim Schneestapfen blaue, saure Schlehenfrüchte vom nackten Gesträuche pflückend und im Heidhof am traulichen Kachelofen die erstarrten Glieder wärmend — sommers aber träumerisch in rosablühendes Heidekraut sich streckend oder mit knabenspielerischer Hand aus umhergestreuten Feldsteinen kleine Ringwälle nach altgermanischem Muster bauend, den pfingstenblauen Himmel mit ziehenden Wolkenlämmern über sich, von Glockenklängen aus den Tälern umflutet und den im Winde flatternden, wilden Hagerosenblüten duftig umweht, zuletzt im Heidhofe sich an einer Schale kalter Milch erquickend! Was an schöpferischer oder genießerischer Naturdichterfreude glühend in meinem Herzen lebt, ihr habt es geweckt, euch danke ich alles. Keine Zeile steht in meinen Jugendliedern und Naturbildern, die nicht zu euch heimreichte, an euch geschaut, in euch erlebt wäre! Wachen und geschlossenen Auges träume ich nach so langer, langer Zeit noch von dem Jugendglück, das ich auf jenen Höhen, in jenen Tälern verschwelgen durfte...

Anfang März 1871 schritt, weißgekleidet und palmzweigtragend, der Friede durch die deutschen Lande. In überschwenglicher Freude zitterten alle Herzen ihm entgegen, und Stadt und Dorf taten Feierngewänder an. Am dritten Abend jenes für Deutschland wohl glücklichsten Monats im ganzen Jahrhundert blieb kein Fenster unerleuchtet; auch Wertheim stellte zahllose Beleuchtungslämpchen vor die Scheiben; das Schloß leuchtete rot und grün und weiß in Feuerpracht; sinnreiche und sinnarme Leuchtbilder sammelten die Stimmung ihrer Fertiger; auf flaggenwehendem Marktplatz hielt von hohem Schanzerüst herab mein verehrter Lehrer Platz eine zündende, von vaterländischer Begeisterung sprühende Festsrede . . .

Eine schönere Zeit, als die allerersten 1870er Jahre, unmittelbar nach dem herrlichen Kriege, hat Deutschland niemals erlebt, eine solche Zeit wird auch wohl nie wiederkehren. Die Alten sahen ihre Traumbilder erfüllt; der Rotbart war aus dem Kyffhäuser herausgestiegen, das neue Reich stand festgegründet da, voll knospender Pracht hing alles! Wahrlich, wer in jener Zeit ruhmattmender Erfüllung starb, bevor die häßlichen, politischen und religiösen Quängeleien und Querköpfereien anhuben und die Nebelgehirne deutscher Wolkentuckucksheimer über „Hurrapatriotismus“ zu spötteln und in ihrer Kurzsichtigkeit sich selber die Lust an ihrem herrlichen Reiche zu verfehlen begannen, dem war das beneidenswerteste Los gefallen! . . .

Nun aber zählte ich Stunden und Minuten, sollte mir doch der Dsterrhas als österliche Fests- und Siegesfreude das Wiedersehen der Meinigen bescheren. Als die während des Winters beträchtlich emporgeschossene, schmalbrüstige, blaßgesichtige Gestalt des heimkehrenden Sohnes mit langen, blonden, bis auf die Schultern herabfallenden Locken im Elternhaus erschien, da brachen Mutter und Großmutter in bittere Tränen aus und waren schier zu Tode betrübt über die „leibarme“ Erscheinung; mit Eiern, Rotwein, Fleischkraftstoff und Malzjud ward ich vollgepumpt, und die Masspflege schlug so gut an, daß ich alsbald um etliche Pfund zunahm.

Am 3. April 1871 hielten die vom Feldzuge kehrenden badischen Truppen ihren Siegeseinzug in Karlsruhe; der Zug der umjubelten Helden bewegte sich vom Mühlburger Tore her durch die lange Straße (Kaiserstraße), die fast durchweg noch aus unscheinbaren, kleinen Häusern mit niedern Dächern bestand. Ecke der Lamm- und Lange Straße stand ich, als der uns aus Nassau her bekannte Geisterseher Hieronimus an der Spitze seines Bataillons, einen Eichenkranz um den Helm, unter klingen-

dem Spiele vorbeiritt, mit gezogenem Säbel die unzähligen zugeworfenen Kränze geschickt auffangend, als spieße er Tauben. Tags darauf fand auf dem Schloßplaz großes Gelage für die Truppen statt; unter den Bäumen standen reichbesetzte Tische für die auf Stadtkosten Schmausenden. Flugblätter mit Gedichten wurden verteilt. Ein vaterlandbegeisterter Buchdrucker hatte sich bereitgefunden, einen höchst unreifen „Gruß an die badischen Krieger“ von mir zu verbreiten; glücklicherweise nur mit den Anfangsbuchstaben meines Namens unterzeichnet, und ich genoß zum ersten Male stillen Stolzes, wenn ich so sagen darf: gedruckte Verfasser wonnen, so oft ich, durch die Bankreihen der zehenden Soldaten schlendernd, das Blatt in den Händen von vielen hunderten sah.

Auf der Rückreise nach der siegverklärten Osterzeit fuhr ich in einem Schwarm übermütiger, ausgelassen lustiger Kriegsurlauber, die sich in derbfrohen Liedern nicht genug tun konnten.

Mir war auf die Seele gebunden, die bekömmliche Mästung in Wertheim fortzusetzen: ein Fäßchen Rotwein ward abgefüllt; auf dem Ofen stand jederzeit ein Körbchen mit rohen Eiern — Bazillen waren gottlob noch unentdeckt — ausspfungsbereit; ich erhielt allfrühstücklich einen Kreuzer ausbezahlt — noch gab es nicht Mark und Pfennige —, mir einen Zehnuhrweck zu kaufen. Diese Anschaffung schien mir überflüssig und ich sammelte die morgendlichen Kreuzer in einer Schachtel. Herr Ribstein wünschte gelegentlich einen Gulden gewechselt zu bekommen. Flugs holte ich meine Sammelbüchse, stülpte sie selbstverräterisch zum Staunen aller um und eine Unmasse von Kupferkreuzern rollten klirrend über den Tisch. Nun galt ich als eine vorzüglich sparsame Seele! Kann man diese Eigenschaft einem Geschöpfe verargen, dessen Großvater väterlicherseits Bankherr, dessen Großvater mütterlicherseits Großherzoglicher Vermögensverwalter und dessen grauer Ahnherr bereits im Dreißigjährigen Kriege gar „Pfennigmeister“ zu Corbach im Waldeckischen war?

Die weiche, ausgesprochen protestantische Einsegnungsstimmung zitterte noch immer in meiner Seele nach, so daß ich den in Haus- und Stadtgesellschaft lebendigen Geist der Gottlosigkeit bitterlich beklagte; in dieser Seelenverfassung schrieb ich — ich müßte kein Lyzeumschüler gewesen sein — ein umfangreiches Schauspiel „Gustav Adolf“, das wenigstens einen Vorzug hatte: es war in ungebundener Sprache geschrieben. Zeit lebens mochte ich Schauspiele, die in Versen einherschreiten, nie recht leiden. Als im Juni die Kirchenglocken das Allgemeine Friedensfest einläuteten, las ich das Stück meiner dichtungliebenden Pflegemutter vor.

Etliche Zeit darnach erzählte ein Lehrer im Unterricht: es sei verdienstvoll, wenn angehende Dichter ihre Jugendwerke vernichteten; irgendein großer Grieche — ich glaube gar Plato — habe seine dichterischen Schöpfungen den Flammen überliefert. Da wollte ich hinter keinem Plato zurückstehen, lief heim und bereitete dem „Gustav Adolf“ ein Savonarolaschicksal!

In der Herbstfreizeit durfte ich meiner Familie nach dem Salzkammergute folgen. In München, wo kurz zuvor die Cholera gewüthet hatte, fuhr ich — solcher Abenteuer ungewohnt — in fürchterlicher Gewitternacht von einem überfüllten Gasthause zum andern, bis ich im „Bamberger Hof“ hoch oben unterm Dach ein letztes, bleikammerschwüles Kämmerchen ergatterte. Beim Stiefelausziehen lag ich plötzlich am Boden — mein Stuhl besaß nur drei Beine; und als ich ins berghohe Federbett stieg, sank ich in die weichen Pfähle schier bis zum Fußboden hinab und wälzte mich, wie in einer Mulde Leigs, die drückende Augustnacht hindurch, schlummerlos den Tag erharrend und mich mit Schreckbildern von Choleraleichenzügen zermarternd . . . In Salzburg holte der Vater mich ab und brachte mich zu den Meinigen nach Berchtesgaden, wo wir eine prächtige Zeit verbrachten. Einzig schön waren die Fahrten über den Königssee, um den in der Bartholomäusnacht die Freudenfeuer flammten. Zuweilen begleitete uns auf Ausflügen das geistvolle Fräulein Stephanie von Geusau, die einstige Jugendgeliebte Großherzog Friedrichs I. von Baden, mit ihrer jenem Liebesbund entsprossenen Tochter. Auf der Heimreise prägten die Passionsspiele von Oberammergau tiefen Eindruck in mein jugendlich wachswieches Herz.

In die Stille Wertheims zurückversetzt, hatte ich einen viel weiteren Schulweg als bisher, da das Lyzeum im Herbst 1871 in das neue Gebäude jenseits der Lauber übergesiedelt war. Ich kam zurzeit so gut in der Schule vorwärts, daß ich, übermütig genug, mich angefaßelt fühlte, ein Römerschauspiel „Geta und Caracalla“, die blutige Geschichte jenes trauervollen Kaiserbrüderpaares, in fünfßüßigen Jamben zu verfassen, trotzdem ich den Eltern gelobt hatte, alle Kraft bloß den Schulaufgaben zu weihen! Aber was sind Gelübde und „promissorische“ Eide gegen die Gewalt der Natur?

Am 1. Mai 1872 beglückten „300 Mergentheimer“ unser stilles Städtchen; die Häuser waren beslaggt, Kanonen donnerten zur Begrüßung, festlich bewimpelte Schiffe schwammen auf dem Main — ich träumte von einem herrlichen, unbegreiflicher Weise verschwundenen Aussichtsturm in den Birken hinaus ins Main- und Taubertal, indes aus der Schloß-

efte zu meinen Füßen die Volksliedklänge von der Lorelei zu mir herauf-
tönt und glückliche Frühlingsstimmung über der Landschaft hing, als
schwebte Frau Holle mit blauen flatternden Händen über Speffart und
Obenwald. Sommerausflügler schienen damals gern in Horden zu „300“
zu ziehen; als ich zu Pfingsten in das unferne, altertümliche Rotenburg
ob der Tauber ausrückte, waren dort gerade „300 Würzburger“ unter
Sing und Sang eingezogen . . .

Nach genussreicher, zu Schwyz verbrachter Sommerfrische von 1872
fiel mich wiederum der Hafer und ich fertigte, durch Beschäftigung mit
den sog. Grumbachschen Händeln angeregt, ein gestaltenreiches Trauers-
spiel „Grumbach“, dem ich ein opernhafes, mit regelrechter Himmelfahrt
des Ritters und Bischofsmörders ausklingendes Ende gab. Auch die Ein-
drücke der Schweizer Reise hatten balladenhafte Gebilde schauervoller,
feinerweichender Art ersiehen lassen, wie schon aus den grausenerragenden
Überschriften „Kindli-Mord“, „Die Braut am Grabe des gefallenen
Bräutigams“ oder gar „Das Lied von der Cholera“ zu ersehen. Ich las
diese Sachen mit Zagen meinem etwas spottlüsternen Privatlehrer Pro-
fessor John vor, der dann in der Prima sagte: es scheine die alte tränen-
selige Kirchhofdichtung des vorigen Jahrhunderts wieder aufzusteigen!
Der mir allezeit gewogene Lehrmeister verwöhnte mich nicht durch Lob-
sprüche. Als ich viele Jahre später ihn wieder aufsuchte, meinte er bei der
Begrüßung: „Ich fühle mich an dem, was aus Ihnen geworden ist,
durchaus unschuldig.“ Ich konnte dem Trefflichen nur dankbaren Herz-
zens die Hand dafür schütteln, daß er mir nicht durch verfrühte Anerken-
nung meiner unfertigen Leistungen den Kopf verdreht hatte.

Gleichzeitig mit den geschilderten Trauers- und Schauerergüssen war
eine fast unheimliche Begeisterung für Richard Wagner in mir erwacht;
ich spielte nur Klavierauszüge seiner Werke, stellte sein Bild auf meinem
Schreibpult auf, feierte sogar seinen Namenstag und schrieb ihm zu
seinem 60. Geburtstag einen in halbwahnsinniger Überschwenglichkeit
hinausgeschleuderten Brief nach Bayreuth; natürlich schnaufte ich, wie
man zu sagen pflegt, von diesem einseitig gebliebenen Briefwechsel wohl-
weislich keiner Seele meiner Umgebung etwas. Wagner wird über solchen
Schülerüberschwang herzlich gelächelt und ihn zu ähnlichem Unsinn in den
Papiertorb geworfen haben . . .

Otto Ribstein, ein Sohn des Hauses, war als Rechtspraktikant ins be-
nachbarte Tauberbischofsheim versetzt worden und kam an Sonntagen
regelmäßig herüber; er war Meister im Klavierspiel und huldigte dem

Schönen aus alter und neuer Zeit. So brachte er Wagners „Meisterfinger“ mit! Von diesem Tage rührte zu Wertheim eine Kunstumwälzung her. Da er kurz zuvor an seinem Amtsort aus Gefälligkeit in einem öffentlichen Musikabend mitgewirkt hatte und vom örtlichen Amtsverköndiger gefeiert worden war, beschloßen auch wir eine Huldigung zu seinen Ehren: der „Russe“ trat ihm, als Festjungfrau gekleidet, entgegen in weißem, langschleppendem Nachtgewand unserer Pflegemutter, um die Hüften eine rote Schärpe, in den Händen einen Lorbeerkranz, begeisterten Mundes ein Sonett sprechend — das einzige, das ich in meinem Erdenwallen verübte! Indes Otto das Vorspiel zu den „Meisterfingern“ spielte, stand seine Mutter vor Beethovens stets mit Blumen und Gräsern umrahmtem Bildnis und rief: „Armer Beethoven, armer Beethoven! was mußt du alles hören!“ Möglich sprang eine Flügelsaite; o weh! Jetzt ging's erst recht über Wagner los: „Auf keinem ordentlichen Klavier kann man seine Sachen spielen! Ist das Musik? Spektakelmusik, Ragenmusik! Nie mehr darfst du mir etwas von Wagner spielen!“ Je mehr sie wütete, desto eifriger wurde der Bayreuther Meister von uns verteidigt. —

Gleich nach Neujahr wanderte regelmäßig ein alter Tanzmeister, namens Pahl, von Haus zu Haus durch das Städtlein, klopfte an alle Türen, wo er tanzstundsfähige Weine witterte und lud zur Teilnahme an seinem Unterricht ein. Die Professoren sahen meist scheel dazu; für jede verfehlte Frage mußte monatelang bis zum Überdruß und zur Langeweile die Tanzstunde als Ursache herhalten! Den ungelenten, versteiften Gliedern der jungen Germanen konnte das bißchen Geschmeidigkeit wahrlich nichts schaden. Im Saal der „Kette“, dicht am Tauberufer, fanden die köstlichen Abende statt. Mit Ernst und Abgemessenheit ward einem da erst das richtige Grüssen auf der Straße beigebracht, sogar dreifache, bis zur Erde sich neigende Verbeugungen für Empfänge bei fürstlichen Persönlichkeiten eingeübt. Ein König würde sich den Leib vor Lachen gehalten haben, wenn die bei ihm Eintretenden ihn mit solchen Hopsfern betraufst hätten. Nach einigen Wochen getrennter Anstandsvorübungen kam der große Tag, wo „Herren“ und „Damen“ soweit herangebildet waren, daß man sie zusammenkommen lassen konnte. Bei trübseeligem Öllampenlicht wogten die Rundtänze durch den Saal, und ich freute mich stets auf die Abende, da ich meine Lieblingstänzerinnen Emilie und Theresie im Arme schwingen durfte. Altväterisch genug ging es dort noch her: einmal stand der Tanzlehrer vor dem Saal und deutete betrübt in den dunkeln Raum: „heute kann keine Tanzstunde sein; es ist große Wäsche, die muß trocknen!“, in

des auf finstern Hintergrunde weiße Leintücher und allerlei unterirdische Laten gespensterhaft schwannten. Der Tanzmeister ergöhte uns durch neue Wortbildungen, womit er den Sprachschatz erweiterte; so befehlte er mit Vorliebe: „Tanzen Sie Lürzu's!“ Herr Pahl war ein Allgeist: von Hause aus Hutmacher, in Mußestunden Tanzmeister, aus künstlerischem Drange Lichtbildner, schriftstellerte er sogar; er hatte ein Anstandsbüchlein herausgegeben, das man aus Anstandsgefühl kaufen mußte und das vielversprechend anhub: „Es gibt eine gewisse Gattung von Gesichtsgedärden, welche unter dem Namen von Grimassen bekannt sind und schon durch das angeborene Gefühl von Schicklichkeit für unanständig erklärt werden.“ Nach dreimonatiger Unterweisung war „Große Tanzstunde“, eine Art Abübung und Schauvorstellung. Die ganze Teilnehmerschaft ließ sich zum ewigen Andenken von ihrem großen Tanzvorbilde lichtbildern. Der tanzmeisterliche Höhenmensch wußte mit künstlerischem Geschmack die Gesellschaft so anmutig aufzustellen, daß von einem erklecklichen Teile bloß Ohren oder Haarspitzen dem Betrachter sich darstellten. Auch ein Tanzstundenausflug nach Waldenhausen wurde vom „vornehmen“ Teile der Gesellschaft veranstaltet; die Tante einer meiner Leibtänzerinnen hatte sich gütigerweise zur Waidame angeboten; ich sprach sie „Gnädige Frau“ an; so etwas war, seit Kaiser Heinrich II. im Jahre 1009 Wertheim das Marktrecht verwilligt hat, kaum vorgekommen! Erstaunte Stimmen zischelten einander ins Ohr: „Er muß, scheint es, ein Österreicher sein . . .“

Seit die Kunde von jenem dichterischen Flugblatt aus meiner höchst jugendlichen Feder, das den aus dem Feldzuge lehrenden Kriegern gewidmet war, bis in den hintersten Lauberwinkel sich ausgebreitet hatte, war ich selbstverständlich die Zielscheibe des Hohnes und Spottes meiner Mitschüler. Ein junger Deutscher konnte kaum ein größeres Verbrechen begehen, als, noch auf Schulbänken sitzend, ein Gedicht zu veröffentlichen! Leider geht in vielen Fällen das Verhöhnern solcher Unglückswärmer von seiten der Lehrer aus, die am roheren Teil ihrer Schüler eine beifallsbrüllende Hörerschar finden; derartige Schulmeister dürfen sich den traurigsten Totengräbern deutschen Höhenfluges getrost zur Seite stellen.

Mein Pflegevater Ribstein, der das nagelneue Buch „Der alte und der neue Glaube“ von David Strauß — wie dies ganz Wertheim tat — als Offenbarung und neue Heilsbotschaft verschlang, ließ sich selten herbei, etwas von meinen Versen anzuhören, aus Angst, mich zu „Allotria“ zu ermuntern und von Schulpflichten abzuziehen; ich durfte nicht einmal in der Familie des rheinischen Dichters Alexander Kaufmann und seiner geist-

vollen Gattin Amara George verkehren, aus lauter Besorgnis vor dichterischer Ansteckungsgefahr. Damals, in der allerersten Knospzeit des „Kulturkampfes“, da jeder unreife Bursche den „Pfaffen“ etwas am Zeuge flicken zu müssen glaubte, dreschelte ich einige gereimte Schmähredebblumen auf die ausgewiesenen Jesuiten zusammen: „Die schwarze Flut“. Dieses Zwegedicht eroberte sich im Sturm das Herz meines Pflegevaters, des leidenschaftlichen Straußenbeters, der nichts versäumte, meinen knabenhaften Pfaffenhaß zu schüren. Beinahe begann er jetzt an mich „zu glauben“. Der ganze Ton in den fortschrittlichen Kreisen des Städtchens, vor allem in der Lehrerschicht, war auf Strauß gestimmt.

Nun aber sollte mir, wenn auch keine Krönung auf dem Kapitol wie Petrarca, doch eine bescheidene Genugtuung in der Schule selbst werden. Der Religionslehrer, Pfarrer Maurer, gab uns eines Tages die seltsame, freiwillig zu lösende Aufgabe: den Siegesgesang der Deborah aus alttestamentlicher, ungebundener Rede in moderne deutsche Verse zu übertragen. Es war eigentlich dichterische Holzspalterarbeit, die allen höchst einfach erschien; einzeln und in Gruppen begab man sich — ans „Dichten“! Aber dem einen ward die Sache bald zu langweilig, dem andern versagten nach kurzem Flugversuche die Pegasussschwingen; nach Ablauf der acht-tägigen Frist lieferte schließlich ich allein, der ich mich ehrenhalber auf die Vollendung versteift hatte, dem erfreuten Pfarrherrn die gewünschte Arbeit. Er wiegte zufrieden sein Haupt, las die sehr anspruchslose, kleine „Dichtung“ der Klasse vor — mir eine besondere Wonne, zum erstenmal aus fremdem Mund ein eigenes Geisteskind vorgetragen zu bekommen — feuchtete dann seinen Bleistift an den Lippen und sprach mit hinaufgerunzelten Augenbrauen sehr erbaut: „So, dem Vierordt wollen wir jetzt einmal einen ‚Einsler‘ geben!“ Diese Note war etwas außerordentliches, da die „Zweier“ sonst das äußerste waren, was Sterblichen zu erreichen beschieden war. Von dem Augenblick an hörte Spott und Hohn auf, die Geltung meiner Dichterschaft schien gegründet . . .

Im Kometensommer von 1873 — allnächtlich sah ich vom Bett aus das prachtvolle Sternbild über dem Wartberg funkeln — waren meine Eltern zu Besuch gekommen; in offenem Landauer unternahmen wir einen Ausflug nach Würzburg; mein Vater wünschte alte Kriegserinnerungen aufzufrischen, und ich begehrte Grumbach'sche Gedenkstätten, so das Grab des von jenem Kaufbold ermordeten Würzburger Bischofs Melchior von Zobel im Dome zu beschauen. Auf der abendlichen Heimfahrt offenbarte ich den verblüfften Eltern meine stillgehegten Zukunftspläne: ich hoffte in meiner

Unschuld, nicht bloß das Nitterschauspiel „Grumbach“ an irgendeiner Bühne bald aufgeführt zu sehen, nein, ich wollte die Hauptrolle selber spielen! Kurz, ich bestand hartnäckig darauf, Schauspieler zu werden. Es kam im Wagen zu sehr unerquicklichen, höchst unnötigen Auftritten zwischen Eltern und Sohn. Drei Jahre trug ich mich mit der festen Absicht, zur Bühne zu gehen, und manche haben behauptet, ich hätte das Zeug dazu gehabt; allmählich ist diese Leidenschaft zu Grabe gegangen, und ich hätte später um alles in der Welt nicht auf den zettelungsvollen Brettern mein Wesen treiben mögen ...

Im selben Sommer 1873 verabredeten etliche Klassen einen Schwimmausflug nach Bestenheid, einem mainabwärts gelegenen Dorfe. Ein „Schelch“ fuhr als Kleiderschiff mit, in einem zweiten großen Rachen konnten müdgewordene Schwimmer sich ausruhen. Das Geschwader fuhr nahe dem rechten Mainufer. Beim Schwimmen in offener Landschaft täuscht man sich in den Entfernungen und überschätzt seine Kräfte. Schon kauerten viele in dem Rastschiff, als plötzlich das Kleiderboot ein Leck zu bekommen und zu sinken anfing. Alles sprang ins Wasser, um die notwendige Fracht am Lande zu bergen, was auch vereinter Anstrengung gelang. Wie blendende Odysseusgestalten stiegen die entkleideten Schiffbrüchigen zum beschülften Ufer im Mittagssonnenstrahl hinauf, aber keine Raufstaa tummelte sich mit ihren Mägden auf glänzendem Kiese, sondern erschrockene Schnitterinnen auf dem Felde, das schützende Kopftuch stittsam umgeschlagen, wandten sich vor den auftauchenden Adamserscheinungen entsezt zur Flucht, als habe der Gottseibeiums eine Schar teuflischer Verführungsbilder den Strand heraufgespien!

Schon seit geraumer Zeit bedrangsalte, striegelte, hudelte mich nach bestem Wissen und Gewissen der Mathematiklehrer Professor Böhringer. Dieser Mann, einst sogenannter 1859er Dffizier, hatte nach dem damaligen schleunigen Friedensschlusse den Dffizierssäbel mit dem Schulmeisterbädel vertauscht und völlig seinen Beruf verfehlt, denn ihm mangelte die eigentliche Lehrbegabung, vor allem die echteste, goldenste Mitgift des Unterrichtenden: die Geduld. Im Handumdrehen ließ er sich zu Ausbrüchen eines lehrerunwürdigen Jähzornes hinreißen; am unerschöpflichen Reichtum urwüchsiger Schimpfworte, einer nie versagenden Quelle, erkannte man die Truppenübungsvorbildung seiner Jugend. Er beschenkte mich unablässig mit den erlesensten Scheltwörtern, deren saftigste, duftigste Blüten ich in einer Auslese sorgfältig aufzeichnete und zur stattlichen Liste von 120 Ziffern steigerte! Diese Blumenlese gestaltete sich in meiner Hand

zu einer gefährlichen Waffe gegen den Schimpfbold, und ich schwang sie, sobald sich Gelegenheit bot, als Speer wider ihn. ... Im Herbst 1873 legte er mir eine Nachprüfung auf; meine im Familienkreise zu Wolfach im Schwarzwald verbrachte Freizeit war durch unablässige Arbeiten in der geliebten Größenlehre auf das angenehmste bereichert und ausgefüllt. Mein Lehrmeister ließ mich in der Nachprüfung — es war der Vorabend meines Geburtstages — mit hohnvollen Redensarten durchrasseln! Da ich sowieso meinen Klassengenossen im Lebensalter beträchtlich voraus war, brachte diese Niederlage mich schier zur Verzweiflung, und ich sann ernstlich auf — Selbstmord! Aber mein Quälgeist sollte wenigstens auch dranzuglauben! Ich stieg auf die Zinne des Bergfrieds in dem Burggetrümmer, suchte mir die abschüssigste Stelle aus und überlegte mir, durch welche Kriegslift ich den Tiefverhassten auf den Turm locken könnte, ihn mit mir in den Abgrund zu reißen. Ein trostvoll aufrichtender Brief, den ich bei der Rückkehr von dem schauerlichen Turmgange daheim vorfand, löste meinen Schmerz in Tränen auf, und ich gelobte mir, meinen Eltern das unermessliche Leid nicht antun zu wollen. An Allerheiligen, in häßlicher Herbstzeit, kamen meine Eltern wie rettungbringende Schutzgeister nach Wertheim. Mein Vater hielt kräftig Rücksprache mit Professor Böhringer, der sich in kläglich Weise wand und krümmte, ja, der das für einen Lehrer beschämende, tieftraurige Eingeständnis machte: er sei ein sehr aufgeregter, reizbarer Mensch und habe einen Gegenstand gebraucht, um sich daran reiben zu können!! Mein Vater hielt ihm unter Drohung einer Anklage beim Oberschulrat — bei dieser hohen Behörde war der Professor nicht zum besten angekreidet, er hatte schon zwei schwere Verwarnungen wegen ähnlicher Schülertrauerspiele dort auf dem Kerbholz, und ein dritter Verweis hätte ihm den Hals gekostet — das ihn schwer belastende, inhaltsreiche, von mir mit Bienenfließ gesammelte Schimpfwörterverzeichnis vor das Gesicht, und mit schlotternden Knien, förmlich zusammenschrumpfend, stammelte der Eingeschüchterte: er wolle in einer zu berufenden Lehrerversammlung meine nachträgliche Versetzung in die höhere Klasse unter der leerförmlichen Bedingung einer nochmaligen Nachprüfung beantragen! Und so geschah es. Zu Weihnachten ward ich in aller Stille in die höhere Klasse befördert — von einer weiteren Nachprüfung aber verlautete nie mehr etwas! Von dieser Zeit an — ich muß es ihm zum Lobe nachsagen — wußte sich Böhringer durchaus zu beherrschen und ich hatte nicht wieder über ihn zu klagen. Die Entschlossenheit meines Vaters hatte ihn offenbar von seiner krankhaften Erregbarkeit bestens geheilt.

In zwei Freunde, Georg Bach und Heinrich Sachs, die zwei Klassen über mir, aber in meinem Alter waren, hatte ich mich innig angeschlossen. Wir waren unserer Unzertrennlichkeit halber sprichwörtlich. Georgs Vater war Pfarrer im benachbarten, hochgelegenen Dorfe Nassig, und oft an Festtagen begleitete ich den Freund in das trauliche Pfarrhaus, dessen blühende Gartenbeete, von sorglicher Pfarrfrauenhand gepflegt, mir in schönem Gedenten leuchten.

Blickt man auf dem Wege nach Nassig von der Bockenroter Steige rückwärts auf Main und Tauber, so breitet sich eine Landschaft voll entzückender Anmut aus, deren Kleinod das ehrwürdige Burgbild ist. Am Halbrunn dort oben, einem schilfbesäumten, von Weiden und Pappeln umkränzten Weiher, könnte Hebbels „Heideknabe“ spielen; Einsamkeit und Landschaft stimmten trefflich zu dem erschütternden Vorgang der Ballade. In den Sandsteinbrüchen zuseiten der Landstraße bin ich manche Stunde herumgestiegen und herumgelegen.

Freund Georg kam auf das Polytechnikum nach Karlsruhe, und ich schloß mich noch inniger an den zurückbleibenden Heinrich an, der, von sanftem, fast mädchenhaft schüchternem, leicht in Schamröte glühendem Wesen, mir noch seelenverwandter als Georg war. In Berg und Tal der Wertheimer Gegend gibt es kaum einen Fleck, den wir nicht gemeinsam besucht hätten; es war eine ungetrübte, rein seelische Jugendfreundschaft, reich und sich selbst genug, um der Welt zu bedürfen. Auch in der Familie des geliebten Wandergenossen Heinrich war ich herzlich aufgenommen; sein Vater besaß trotz seines trockenen Steuerbeamtenberufes als badischer Obereinnehmer ausgesprochenen Sinn für meine dichterischen Erstlingsversuche, die ich jeweils brühwarm dort zum besten gab. Am Main, an der Straße nach Eichel zu, hatte die Familie einen Obstbaumgarten gemietet, da Gartenbeschäftigung eine Liebhaberei des Herrn Obereinnehmers in Mußestunden war — im Gegensatz zu meinem Vater, der ein Gartenfeind war, kein Grün sehen mochte und zeitlebens am liebsten vom Fenster auf die nüchterne Häuserzeile blickte. Manchmal kletterten wir noch spät in Mondnächten über die Mauer, um Johannis- und Stachelbeeren uns zu Gemüte zu führen. Oft an Sommerabenden schlenderten wir durch den „Hofgarten“ am Main und lauschten dem Schlage der Nachtigallen; schien der Mond durch die Parkbäume, sprachen wir schwärmend Goethes „Füllest wieder Busch und Tal“; es waren schöne, überschwenglich gefühlselige Jugendstimmungen, die von modernen Menschen verspottet zu werden pflegen. Wohl dem, der sie erlebt hat; er besitzt einen Schatz köstlicher

Erinnerungen, die bis ins späteste Alter ihn nicht verlassen, auch wenn die Freundschaft selber nicht Bestand für das ganze Dasein haben sollte. Leider ward Heinrich schon ein Jahrzehnt danach den Seinigen entrisen und schlummert auf dem malerisch gelegenen, aussichtschönen Friedhofe zu Wertheim, wo wir oft hainbändlerisch zusammen über die Gräber wandelten. Georg ist seit vielen Jahren tief im Innern Brasiliens an so abgelegenen Orten tätig, daß in halben Jahren kaum eine Lamakarawane dorthin gelangt, und ihm Gelegenheit bietet, Briefe zur Meeresküste zu befördern. —

Auch meine Zeit im geliebten Städtlein war um; ich sollte nach Wunsch meiner Eltern die beiden letzten Schuljahre zu Karlsruhe vollenden. Mit gemischten Gefühlen sah ich dem Abschied von den liebgewordenen Verhältnissen entgegen: Wehmut der Trennung, zumal von dem teuern Freunde Heinrich, aber auch Sehnsucht nach den Meinigen daheim mengten sich zwiespältig in mir ...

Auf meiner letzten Wertheimer Schlußfeier, im Herbst 1874, wirkte ich in der Rolle der „Eva“ in Hans Sachsens Fastnachtspiel „Die ungleichen Söhne Eva“ mit; die andern Jungen hatten die Frauentolle mit Entrüstung als unter ihrer Würde zurückgewiesen. Ein leidenschaftlicher Besucher des Karlsruher Schauspielhauses und mit etlicher Begabung für Schauspielerei von Natur ausgerüstet, stach ich in dem fecklaunigen Stückchen erheblich unter meinen ungelenten, jeglicher Darstellerbegabung ermangelnden Mitspielern hervor, so daß der starke Beifall mich nur noch mehr in meiner unglückseligen Absicht, zur Bühne zu gehen, versteifte, diesen Entschluß zuletzt felsenfest in mir einpflanzte. Beim Abschied von dem mir seit jenem Siegesliede der Deborah höchst gewogenen Religionslehrer, Pfarrer Maurer, meinte der würdige Mann mit gefalteten Händen und tief sinnig hin und her gewiegtem Haupte, mich in seiner gedehnten Satz- und Redeweise fast schon zum Kämpfer auf den weltbedeutenden Brettern einsegnend: „Nun, nun, Bierordt, ich habe ja gehört, daß Sie zur Bühne gehen wollen; ja nun, das ist auch ein ehrenvoller Beruf, und es haben sich ja die Anschauungen im Vergleich zu früher hierin vielfach geändert. Nun, nun, tun Sie halt, was Sie nicht lassen können ...“

In gehobener Stimmung und sicherer Hoffnung, vielleicht in einem Jahrzehnt mich den Wertheimern als berühmten Bühnenkünstler vorstellen zu dürfen, verabschiedete ich mich von Pflegeeltern und Freunden, trotz vereinzelter Erübungen vier reiche, schöne, goldene Jahre hinter mir lassend ... „O Wertheim, nie vergess' ich dein!“

8. Abschnitt

Letzte Schulzeit — Erste Weltfahrt (1874—1877)

In der Herbstfreizeit 1874 verfaßte ich ein erzählendes Gedicht im neuen Nibelungenvers: „Das Ottenlied“, dessen Held Kaiser Otto I., der Ungarstieger auf dem Lechfelde, war. Die letzten der neun Gesänge, die stark nach dem Vorbilde von Uhlands „Graf Eberhard der Rauschebart“ gedreht waren, wurden zu Thun in der Schweiz niedergeschrieben; dort hin waren die Eltern mit der ganzen Sippe zur Sommerfrische gefahren.

Unserm Fremdenheime gegenüber lag das hübsch im Schweizer Stil erbaute, mit Sprüchen Scheffels gezierte Landhaus des österreichischen Hauptmanns a. D. Klose, der winters in Karlsruhe lebte und seit alters her mit meiner Familie bekannt, vor allem aber mit Scheffel innig befreundet war. Wir verkehrten fast täglich dort. Friedrich Klose, der Sohn des Hauses, der nachmalige gefeierte Tonsetzer, damals noch ein kleiner Junge, spielte nach Knabenart im Garten umher. Mit Herrn Klose und dessen Schwager, Major Karl Friedrich Sachs, einem der wurzelhaftesten Altkarlsruher Eigenmenschen, erstieg ich den pyramidenhaft am Thuner See aufragenden Berg Niesen, wo ich nach oben verbrachter Nacht zum erstenmal einen hinreißend großartigen Alpensonnenaufgang genoss.

Zu meiner hellen Freude hieß es eines Tages im Kloseschen Hause: morgen kommt Scheffel und bleibt einige Zeit zu Gaste! Wer konnte dem Schicksal dankbarer, wer glücklicher sein als ich? Öffnete sich mir doch auf ungezwungene Weise die beglückende Aussicht, mit dem gefeierten Dichter des „Trompeter von Säckingen“ in ländlicher Ungestörtheit verkehren zu können. Beim sommerlichen Umgang auf dem Lande treten die Menschen sich rascher nahe, als im Bann einer Stadt. Kurz nach Weihnachten 1873 hatte ich Scheffel bereits flüchtig kennen gelernt; mein Vater, ihm von Schulzeiten her bekannt (beide waren 1826 geboren), mußte damals in einer geschäftlichen Angelegenheit — es handelte sich um die lateinischen Distichen, die Scheffel für das von meinem Großvater gestiftete Bierordt-

Bad verfaßt hatte — zu ihm und nahm mich mit. Ich entsinne mich wohl, wie ich Scheffel erstmals anstarrte und vor dem Abschiednehmen sorgfältig die Handschuhe abstreifte, um ja mit nackter Hand seine Rechte fühlen zu können; so hohe Ehrfurcht hegte ich vor dem Dichtertum.

Scheffel kam nach Thun und ergögte uns oft durch seine trockenen, launigen Einfälle; um seine Lippen spielte es von Schalkheit, und über seinen Augenbrauen zuckte es fast ununterbrochen wie Wetterleuchten. Das Auf- und Niederziehen der Augenbrauen war überhaupt ein präghaftes Merkmal an ihm. Wir unternahmen Ausflüge miteinander, gemeinsame Gondelfahrten über den See nach Oberhofen, ländliche Gänge nach Steffisburg und an die Kohlerenfälle. Meine Mutter sprach ihm von meinen dichterischen Versuchen, und er war gütig genug, mir die Vorlesung des „Ottenliedes“ zu gestatten. An heißem Spätsommernachmittage saßen wir in kählem, von brauner, holzgetäfelter Decke beschattetem Gemache des Hauses Klose allein beisammen, und ich las ihm, feierlich gestimmt, meine Dichtung vor. Sein Urteil fiel allzu günstig aus. In seiner breiten alemannisch gefärbten Sprechweise meinte er: „Das ischt eine brave Arbeit! Lassen Sie dieselbe ruhig drucken. Wenn Sie auch die Welt nicht damit erobern werden, so führen Sie sich immerhin auf eine reschpektable Weise damit ein.“ Glücklicherweise widerstand ich der Versuchung, auf die allzu freundliche Begutachtung eines Meisters der Dichtung mich mit dem recht unreifen Werklein in die Welt hinaus zu wagen; nach einiger Zeit genügte die Arbeit mir selbst in keiner Weise mehr. Später, als Hochschüler, habe ich die Dichtung völlig umgeschaffen, sie jedoch niemals veröffentlicht.

Junge angehende Dichter sollten niemals einer sogenannten „Autorität“ allein sich im Urteil unterstellen; der größte Dichter ist in Sachen des Geschmacks allein nicht zuständig, ist auch ein Mensch, von Augenblicken und Stimmungen abhängig; Goethe hat bekanntlich viel Mittelgut gepriesen, dagegen einen Hölderlin nicht entfernt in seinem vollen Wert erkannt — Kleists und Uhlands erst recht zu geschweigen. Unbedingte Maßgeber gibt es nicht; was ein feinfühligter Begutachter verwirft, wird ein anderer, nicht minder feinfühligter, in den Himmel heben. Darum muß jeder an die eigene Brust pochen und seinem Schutzgeiste folgen, ohne viel Umfrage zu halten; denn alle sind wir irrende Menschen; besser, es übertritt sich einer zehnmal den Fuß, als daß er ewig seinen Arm in den eines andern hängt ...

Scheffel tat gerne den zuweilen wahr werdenden Ausspruch: „Was wirklich gut ist, wird sich am Ende doch durchringen!“ Er erzählte behaglich im

Familienkreis, er habe auf seinen „Trompeter“ die geringsten, auf seinen „Ekkehard“ die höchsten Erwartungen gesetzt; das Umgekehrte sei jedoch eingetroffen. Damals, 1874, hatte der letztgenannte Roman noch lange nicht die ins Ungeheuerliche geschwollenen Auflagen erlebt. Ferner berichtete Scheffel gelegentlich, er habe den „Trompeter“ sogleich nach dem Erscheinen aus Verehrung an Uhland gesendet, ohne jemals eines Dankes von dem schwäbischen Dichter gewürdigt zu werden. Uhland sei damals schon „viel zu groß gewesen, als daß er auf derartige Zusendungen geantwortet habe“. In Wirklichkeit ist es erstaunlich, daß Uhland für die Trompetergabe Scheffel niemals persönlich gedankt hat, denn er pflegte sonst, wie seine Gesammelten Briefe beweisen, auf die Sendungen der unbedeutendsten Dichteranfänger freundlich zu antworten. Später erzählte Uhlands Witwe bei einem Besuche Scheffels in Tübingen, daß ihr seliger Gatte mit Vergnügen den „Trompeter“ gelesen habe ... Nun, der Grund einer mir überaus wertvollen, bis zu Scheffels Tode (1886) sich unausgesetzt fortspinnenden Beziehung war in Thun 1874 gelegt worden ...

Nach Karlsruhe heimgekehrt, richtete ich mich nestgemäß im Vaterhaus ein. Die fürsorglichen Eltern hatten dem Sohn ein neues, still nach dem Hofe gelegenes Zimmer anbauen lassen, damit er ungestört seinen Arbeiten nachhängen könne.

Ich trat in die Prima des Gymnasiums ein, dessen Neubau am Saume des Hardtwalds in jenen Tagen durch eine herrliche Festrede des Ministers Jolly eingeweiht wurde. Die alten Kerle in der Prima erlaubten sich noch recht törichte Schuljungenstreiche gegen ihre Lehrer. Selbst Wendt, dem gewaltigen Schulherrschers, wurde heimlich Ritzelpulver auf die Hände gestreut, wenn er sich, nach seiner Lieblingsgewohnheit, auf die Arme gestützt zwischen den Bänken hin und her wiegte, und des geheimen Jubels über das lästige Jucken und Handreiben des Schulgebieters war kein Ende.

In der Zeit der „Eri:Eris“ spielten auch diese Ohrenmartern in der Klasse eine Rolle. Die Eri:Eris, eine Pariser Einfuhr, waren winzige, für zehn Pfennig erstehbare, zwischen Daumen und Zeigefinger drückbare Tonwerkzeugchen mit stark gesteigertem Grillenlaut; alle Straßen waren erfüllt von dem markdurchschrillenden Gezirpe. Der Lehrer des Französischen, Achilles Fischer, war leichtgläubig genug, sich vorgaukeln zu lassen, es sei „ein Vögelchen in die Schulstube geflogen“! Lehrer und Schüler begaben sich auf die blinde Jagd, während bald hier, bald dort einer den schrillen Ton des Eri:Eri tönen ließ, bis endlich jemand das erlösende Wort rief: „Eben ist der Vogel zum Fenster hinaus!“ worauf Ruhe wiederkehrte und

der vogeljagderschöpfte Lehrmeister sich befriedigt auf seinem Hochsitz niederließ, ohne die leiseste Ahnung von seiner großartigen Verhöhnung zu hegen.

Meiner alten Richard-Wagner-Schwärmerei gefellte sich mittlerweile die außerordentliche Verehrung für Freiligrath. Kaum ein zweiter Dichter hat je solchen Reiz und Zauber auf mich ausgeübt. Meine dichterischen Ergüsse jener Frühzeit standen unter seinem unmittelbaren Einfluß, wie schon einige Überschriften: „Der Kolone“, „Kulturpionier“, „Labrador“ bezeugen mögen. Schon in Wertheim hatte ich manches Mal vom Wartberg ins Tal hinunter Freiligraths „Rebo“ mit lauter Stimme schmettern lassen. Damals kannte ich nur das wenige von ihm, was in Schullesebüchern stand; inzwischen war ich in den Besitz seiner Gesammelten Gedichte gekommen, und des Vortragens war kein Ende. Jahre dauerte es, bis ich mich von Freiligrath geistig löste, und manche Beurteiler meiner eigenen Sachen, selbst Verfasser von Geschichten deutschen Schrifttums, haben Vergleiche zwischen Freiligraths und meinen Dichtungen angestellt.

Im Herbst 1875 war ich in Eßlingen zu Gast und besuchte Cannstatt; voll Andacht schritt ich der Neckarbrücke gegenüber am Hause „Zum alten Hasen“, wo Freiligrath wohnte, auf und nieder, in der vergeblichen Hoffnung, einen Blick des Tiefverehrten zu erhaschen. Schon hatte ich den Fuß auf die Treppe gesetzt — doch Bescheidenheit und Schen hielten mich ab, zu ihm emporzusteigen. Wie oft habe ich später, als ich jahrelang der innige Freund und Wohngast von Freiligraths Witwe geworden war, diese über große Zurückhaltung bereut! Wie oft sagte die unvergeßliche, geistvolle Frau Ida: „Wären Sie doch damals zu uns gekommen! Mein Mann fühlte jedem Besucher alsbald ab, ob wahrer Herzensdrang oder gewöhnliche Neugier ihn zu ihm treibe; o wären doch Sie gekommen statt so manches zudringlichen Unwürdigen!“ Aber alles hat seine Zeit, und so hat eine persönliche Begegnung nicht sein sollen. Ein halbes Jahr darauf, März 1876, starb der Bewunderte, und ich konnte nur noch seine Ruhestätte besuchen, um Kränze darauf zu legen oder purpurne Rosen auf den weiß verschneiten Grabhügel zu streuen ...

Ofters verkehrte ich mit Malern der Kunstschule, machte in der Tracht der Mongezeit einen glänzenden Künstlerball im Museum mit, für den Scheffel ein hübsches Festgedicht verfaßt hatte. Im Mai 1875 ward unter Führung des großen Meisters und Bildersammlungsleiters Lessing ein Künstlerausflug auf den Durlacher Turmberg und in den Ritnerwald gemacht, wobei sich die schöngestaltigen, rechenhaft gewachsenen Söhne des

Friedrich

norwegischen Wassermalers Gude auszeichneten und in Gaultlertracht allerlei gliederverrenkende Vorführungen zum besten gaben. Im Walde spielte laubversteckt ein kleines, in grasgrüne Laubfroschkleidung gehülltes Orchester, und nach einem mächtigen, baumbefestigten Reichsadler — ähnlich wie bei Thüringer Vogelschießen — wurde mit Holzfiguren geworfen. Stürzten Flügel oder Krallen des Wappentieres herab, erhob sich walddurchschallender Jubel des Künstlervölkchens.

Außerhäuslichen Vergnügungen nachzujagen, hatte ich wenig Ursache, da meine gute Mutter durch gesellige Veranstaltungen daheim unablässig bestrebt war, mir das Leben zu versüßen, in Wirklichkeit aber zu versalzen. Große Hausbälle wie kleine Tanzereien wurden ins Werk gesetzt; da ich die Einsamkeit vorzog, galt ich als mädchenfeindlicher Leimsieder und Ofenhocker. Einmal war ich dermaßen entrüstet darüber, schon wieder das Tanzbein schwingen zu müssen, daß ich rücksichtslos mich aus dem Staube machte, Gäste Gäste sein ließ, mich ins Bett legte und auf kein Pochen das Zimmer öffnete, unter fernen Klängen verhallender Tanzmusik in Träume hinüberschlummernd.

Beim Anlaß eines Tanzfestes hatte die versgewandte Karlsruher Schriftstellerin Frau Alberta von Freyendorf, damals als jugendstrahlende Gattin des badischen Ministers Rudolf von Freyendorf auf glänzender Lebenshöhe stehend, einen berühmten Gast bei uns eingeführt: den Professor Brehm aus Wien, den weltbekannten Verfasser des „Tierlebens“, der natürlich auch für mich, den Sohn des Hauses, freundliche Worte hatte. Brehm hielt — es war in den ersten Wochen von 1876 — eine Folge von sechs Vorlesungen zu Karlsruhe, die an farbenblendender, sinnhaft anschaulicher Schilderung ihresgleichen suchen mochten. Im Saale der „Vier Jahreszeiten“, damals dem beliebtesten Raum für Vorträge, sprach er über die „Vogelberge im hohen Norden“; an seinen Lippen hängend, erlebte man den Aufgang der Mitternachtssonne mit; er gab mir die Anregung zu meiner Reise ans Nordkap, lange bevor diese Fahrten durch Kaiser Wilhelms II. norwegische Sommerausflüge bei den Deutschen überbeliebt worden waren. Auch in Pracht und Glut der Wüste verstand Brehm wundersam zu verzaubern; man sah leibhaftig die Rebekka gleichenden Mädchen, den Krug auf den Schultern, über lechzenden Wüstenand zum Brunnen schreiten, indes draußen der nordische Winter mit prickelnden Schneewehen an die reifkristallinen Fensterscheiben rieselte ...

Ungefähr gleichzeitig mit Brehm weilte Rubinstejn in der Stadt und gab im Museumsaal einen Musikabend. Er saß, von dichter Löwenmähne

Wolfgang
F!

umwallt, wie ein Weltbeherrscher am Flügel. Unvergeßlich ist mir, wie er sich niederließ, beide Hände, eine Zeitlang schwebend emporgehalten, hoch über seinen Kopf in die Höhe hob — jetzt atemlose Spannung bei der Hörermenge — und sie dann mit wuchtender Fellschwere, wie zwei Panther auf den Rücken von Antilopen, auf die zitternden Lasten niederfausen ließ.

Ab und zu besuchte ich in jenen Zeiten den alten Freund meines Vaters, Dr. Schnars, den bekannten „Schwarzwaldfahrer“, dessen wir uns von Freiburg her entsinnen, in seinem nunmehrigen Wohnsitz Baden-Baden, mit ihm die Yburg oder sonst einen herrlichen Punkt der Umgebung berührend. Der mir gewogene Mann, von überaus freigeistlicher Denkart und feinschmeckerischem Hanseatengaumen, war in jungen Jahren mit einer Hamburgerin vermählt gewesen, von der er einen Sohn und mehrere Töchter hatte. Als seine Gattin ihm allzu tief ins Fahrwasser des Unächtertums geriet, verließ er sie und begab sich auf große Reisen. In Zeiten, wo es mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft war, durchstreifte er Ägypten nilhinauf bis Rubien. Dann lebte er jahrelang als Arzt in Neapel, fuhr gar in seinem eigenen Wagen vom südlichen Golf bis Hamburg und wieder heim. Um seinen Sohn dem allzu frommen Einflusse der Mutter zu entziehen, entführte er ihn unter gefährlichen Abenteuern aus dem Hamburger Staatsgebiet und ließ den begabten Jungen in Süddeutschland erziehen. Mit Vorliebe durchzog Schnars während seines italienischen Aufenthalts die von Raubgesindel wimmelnde Provinz Basilicata, worüber er ein lesenswertes Büchlein schrieb.

Nicht durch Schnars, der viel zu sehr von harmlos genußmenschlicher Denkweise war, sondern schon durch die zu Wertheim stark verbreitete Freigeisterei hatte ich mein ursprünglich zartreligiöses Wesen nicht nur völlig abgestreift, sondern war nach Art halbwüchsiger Jugend zu einem so leidenschaftlichen Freidenker geworden, daß ich mich förmlich zum Sendboten des Unglaubens berufen fühlte. Fast in jedem Gespräch suchte ich meinen Gesellschafter zum Bekenntnis eines David Strauß zu bekehren, dessen „Alter und neuer Glaube“, wohl das schwächste Werk jenes scharfsinnigen Denkers, es auch mir in unheimlicher Weise angetan hatte. Meine Eltern waren entsetzt über mich und verwünschten manchmal, mich nach Wertheim getan zu haben, weil sie mit Recht jenem Aufenthalt die Schuld an meiner gänzlichen Entchristlichung aufbürdeten, indem sie das viele Gute, das mir aus der Entfernung vom Elternhaus und aus dem „Essen des Brotes unter Fremden“ erwachsen war, fast übersahen. Ich machte

Befehrerreisen im entgegengesetzten Sinn eines Paulus; so wiederholt nach Gebweiler im Elsaß, wo ich meine Gastfreunde, die Familie des Obersts Bauer, und eine große Gesellschaft mit halboerbauten David Strauß-Broden freihielt, um sie auf die Seite des neuen Heiles herüberzuziehen. In langen, wallenden Locken saß der sonderbare Schwärmer auf einem Lehnstuhle, bald Gedichte vorlesend, bald die Anwesenden von der Abernheit ihrer verrotteten, morschgewordenen Anschauungen zu überzeugen suchend. Lange hat der starre Unglaube in mir vorgehalten, allmählich sich abklärend und durch Lebenserfahrungen sich läuternd, einem allerdings über einseitig bekenntnishafte Eingeschränktheit hinausgerückten, nicht in kindlicher Ergebung willenlos sich gefallenden, sondern gelegentlich mit dem Welterschöpfer sich unzufüg in den Haaren liegenden Gottesglauben Raum schaffend.

Dabei fällt mir eine starkgeistige, willenskräftige Dame ein, die mit einer Empfehlung von Kufmaul uns aufsuchte: die merkwürdige Gräfin Rostiz aus Meran, eine sehr betagte Frau mit großem, geiernasigem Gesicht. Sie war in erster Ehe mit dem Indieforscher und Weltreisenden Dr. Helfer verheiratet gewesen und hatte gar abenteuerliche Kreuz- und Querzüge in Asien gemacht. In der Küste Tenasserim waren sie von Wilden überfallen worden; sie nebst ihren braunen Begleitern konnten sich retten, aber der dem Boote nachschwimmende Gatte ward von einem vergifteten Pfeile getroffen und sank unter. Nun war sie allein, ihrem fahigen, unzuverlässigen Gefolge preisgegeben in der Wildnis; in Mannskleidern, die Milypferdpeitsche über dem Nacken der indischen Träger, die sie verlassen wollten, schwingend, zwang sie die Eingeschüchternen durch unvergleichliche, männliche Triebkraft, sie viele Tage lang in einer Sänfte durch den Urwald zu tragen, bis sie zu kulturbelegten Niederlassungen gelangt waren. Nach einem Sommeraufenthalt im Himalaja kehrte sie nach Europa zurück und vermählte sich mit einem Grafen Rostiz. Zum zweiten Male verwitwet, lebte sie in Tirol. Unlängst nach ihrem Tode — 1886 — war ich bei Oskar von Redwitz, dem Dichter der „Amaranth“, in Meran zu Gaste gewesen. Er sprach mir von dem schrecklichen Ende der Gräfin; sie fühlte, obwohl 84 Jahre alt, eine so zähe Lebenskraft, eine solche Lust zum Leben in sich, daß sie, als es zum Tode gehen sollte, ein übers andere Mal schrie: „Ich will, ich will nicht sterben!“ Furchtbar, sagte Redwitz, sei der Anblick dieser Frau nach ihrem Kampfe mit dem Sensenmann gewesen: nicht in friedlicher Ergebenheit, nein, wie ein verendetes, wildes Raubtier sei sie auf dem Totenbett gelegen . . .

Wohltollende Zuneigung schenkte meinen dichterischen Erstlingsversuchen die große Trauerspielkünstlerin Frau Johanna Lange. Die Erinnerung an den herrlichen Morgen auf dem Niesen hatte eine kleine Dichtung in freien Versmaßen gezeitigt, die mir die Meisterin der Vortragskunst mit ihrer wunderbaren Stimme ganz überwältigend zu Gehör brachte; erstmals hörte ich Verse von mir aus berufenem Künstlermunde. Frau Lange vereinigte zwei seltene Eigenschaften in sich: sie war eine große Schauspielerin und eine musterhafte Hausfrau, die überall in höchster Achtung stand. Wer sie als Antigone oder als Hermione im „Wintermärchen“ schauen durfte, wird meiner Behauptung beipflichten, daß er Edleres und Gewaltigeres auf der Bühne niemals wieder sah.

Häufig verkehrte ich im Hause des Schauspielers und Hoftheaterleiters Gustav zu Putlitz, dessen Märchendichtung „Was sich der Wald erzählt“ in jener harmloseren Zeit ein beliebtes Büchlein war. Mit den Söhnen der Familie war ich nahe befreundet. Dort war jeden Nachmittag bis zum Beginne des Theaters offenes Haus, sozusagen Tee für alle.

Es gehörte lange Jahre zum guten Ton der badischen Hauptstadt, „bei Putlitzens“ eingeführt zu sein; niemand von Bedeutung kam an den Fürstentisch der Jähringer, ohne hier vorzusprechen; Litz und Moltke gingen aus und ein. Putlitz war ein lebenswürdiger, wohlwollender Gemütsmensch, seine kluge Gemahlin vertrat den Verstand mit etwas norddeutscher Schärfe. Den Bühnenuntergebenen gegenüber waren sie wie Vater und Mutter; beide waren bei hoch und nieder beliebt, und ihr Wegzug ward als Verlust für die Stadt empfunden. . . . Über dem Hause lag eine eigentümliche „Salonatmosphäre“; man fühlte: hier leben Leute, die „repräsentieren“ müssen. Da ich gar kein Salonmensch bin, war es mir behaglicher, wenn ich mit der Familie ganz allein sein konnte. Ich bedauere, den prächtigen Mann so selten allein gesprochen zu haben, ohne den Sternenschwarm des Salonplejadentums um ihn her. Aus allzu großer Bescheidenheit ließ er seine Stücke nur selten aufführen; es war klug und taktvoll von ihm. Ein Bühnenleiter hat so ziemlich den schwierigsten Posten im Staat inne. Er mag es machen, wie er will, nie wird er es den Leuten recht tun: bevorzugt er Klassisches, wird geschimpft, bringt er vorwiegend Modernes, wird geschimpft; bringt er Stücke von sich selbst, wird erst recht geschimpft; tut er dies nicht, wird sogar seine Zurückhaltung gescholten. Lieber Pfästerer in der Hölle als Bühnenleiter sein! Eduard Devrient, der nachträglich Vergötterte, dessen Bühnenleiterzeit als die eigentlich klassische Zeit der Karlsruher Hofbühne gilt, ist wesentlich seiner Schate

spearesucht halber bei der Karlsruher Bürgerschaft gescheitert, die fürchtete, „mit Shakespeare zu Tode gefüttert zu werden“ . . .

Am Katholischen Kirchenplatz wohnte eine Großmutter von mir, die verwitwete Frau Hauptmann Arnold; sie hatte, frühe schon Witwe geworden, sechs Kinder in sehr kleinen Verhältnissen großgezogen, und alle waren vorzügliche Menschen in angesehenen Stellungen geworden. Gern erzählte sie, wie die Karlsruher in den 1830er Jahren in das längst eingegangene Bad Langenseibach zur Sommerfrische gefahren seien; dort sei in jenen einfachen Zeiten so großer Bettenmangel gewesen, daß ihre sechs Kinder nachts in herausgezogenen Kommodeschubladen untergebracht werden mußten. Dankbar denke ich der gemüthlich verplauderten Dämmerstunden im traulichen Zimmer der guten, alten Großmutter Arnold. Läuteten die Abendglocken der benachbarten Stephanskirche ins Gespräch, verstummte dieses sofort und hob erst wieder an, wenn die letzten Klänge feiervoll ausgeschwungen hatten. Die gute Alte hatte mir 1871, als ich ihr freudetrunken mein unreifes Begrüßungsgeheim an die badische Krieger brachte und, ohne den Verfasser zu verraten, siegesgewiß vorlas, ahnungslos eine vortreffliche Lehre erteilt, indem sie trocken ausrief: „Das ist ja gar nichts!“ Ich war wie mit Eiswasser begossen. Peinlich war es ihr, als ich meine Dichterschaft offenbarte. Später widmete sie meinen Erstlingen ein warmes Verständnis, und ich saß so häufig in ihrer Stube, daß zwischen ihr und ihrer Schwägerin, meiner guten Großmutter, zuweilen kleine Eifersüchteleien in altdamenhafter Art entstanden . . .

Im Sommer 1876 wurden die Schulen der ägyptischen Augenkrankheit wegen früher geschlossen als sonst, und ich durfte meine Mutter zum Brunnengebrauche nach Marienbad begleiten. Auf dem Wege dahin brachten wir einen Tag in Bayreuth zu, das in Erwartung großer Dinge — etliche Wochen nachher sollten die erstmaligen, von der ganzen Kunstwelt mit feberhafter Spannung erwarteten Darstellungen der „Nibelungen“ stattfinden — von Grund aus sein Feiergewand rüstete; es glich einer Bäderstadt, die durch frischen Anstrich der Läden und Gartenzäune sich auf den sommerlichen Empfang der Gäste würdig vorbereitet. Wagners Bild wurde in allen menschenmöglichen Formen und Farben feilgeboten; sogar als Uhrgehänge konnte man ihn haben: ein Gefäßchen in Barett und ärmellosen Radmantel. Wir besichtigten das Wagnertheater und ließen uns die für Nibelungenzauber unentbehrlichen Rheintöchterschwimmvorrichtungen, Siegfriedshöhlendracben und allen sonstigen Übers

raschungszubehör eingehend zeigen; ich schwamm in Rheingoldwonne und konnte die zuweilen etwas krausen, vertrackten Stabreimdichtungen in großen Teilen auswendig. Wagners Antlitz selbst zu sehen war uns nicht vergönnt. Am Gartentore des Hauses Wahnsfried erwiderte ein biederer Bayreuther Bürger auf unsere Nachfrage nach dem Meister: „Dort kommt sein Leibarzt, fragen Sie ihn!“ Also hatte Wagner gar einen „Leibarzt“! Ja, Klehl hat recht, wenn er schreibt: „Wagner hatte eine fürslich gefreite Stellung.“ Als Wagner seine letzte Reise nach Venedig unternahm, stand in den Zeitungen: „Gestern abend ist N. Wagner mit Gefolge nach Italien abgereist.“ Aber auch der „Leibarzt“ konnte nur ungenügend Auskunft erteilen, und wir mußten unverrichteter Dinge abziehen.

In den unvergleichlichen Wäldern von Marienbad wurden vier herrliche Wochen verlebt; die Erinnerung an jene Zeit ist mir darum besonders lieb, weil ich dort meine Mutter ungeteilt genießen konnte. Auf der Höhen dörflicher Höhe hatten wir einen tüchtigen Schrecken; Warnungstafeln an den Bäumen machten die Badegäste darauf aufmerksam, daß es nicht ungefährlich sei, das Waldtal von Marienbad zu verlassen. Aber der Morgen war so wonnig, die goldenwellende Kornflur so verlockend; wir ließen also trotzdem den parkartigen Talgrund hinter uns und schlenderten plaudernd vom Talrande zur Hochebene hinaus. Weither im Goldstimmer des Julimorgens blinkte ein einsames Haus, eine Art Lenascher Heideschenke, uns entgegen; dorthin wollten wir. Plötzlich tauchte wohl ein paar hundert Schritte vor uns im Kornfeld ein zigeunerhaftes Wesen auf, schirmte sich die Augen mit der Hand vor den blendenden Sonnenstrahlen und beobachtete uns unausgesetzt. Ich wies meine Mutter auf die seltsame Erscheinung hin. Unmittelbar darnach tauchten noch zwei ähnliche Gesellen auf, die sich in scharfen Umrissen vom blauen Sommermorgenshimmel abzackten und daselbe auffallende, unheimliche Verfahren bewerkstelligten. Ich riet zu schleuniger Umkehr, da wir nicht nur unbewaffnet waren, sondern meine Mutter als wertvolles Beutestück eine lange, goldene Uhrkette um den Hals geschlungen trug. Wir bogen um, nach dem entfernten Waldsaume zurückzukehren. Weit und breit alles still und menschenleer. Da, beim Umwenden des Kopfes, bemerkten wir mit Entsetzen, daß die drei abenteuerlichen Burschen mit Blitzesschnelle durch das Kornfeld auf uns zustürmten. Wir, nicht faul, gaben spornstreichs Fersengeld, und in toller Flucht ging's über Wegstauden und Feldsteine fliegend davon; nie habe ich die geliebte Mutter derart fliegen sehen und später oft behauptet, diese Gajellenleistung habe viel zum Erfolge der böhmischen

Entfettungskur beigetragen! In unmittelbarer Nähe des Waldsaumes gewahrten wir helle Strohüte eines Badegästeschwarmes und fühlten uns in Sicherheit. Unsere Verfolger hatten die kleine Ausflüglerkarawane gleichfalls erspäht, denn plötzlich waren die Kerls in das ungeheure Halmenmeer auf Nimmerwiedersehen hinabgetaucht . . .

• Auch Königswart, das Schloß des alten Metternich, mit seiner umfangreichen Sammlung wurde besichtigt: im wesentlichen ein Zusammenhängnis der Merkwürdigkeiten, die dem einstigen Staatskanzler Österreichs während seiner vierzigjährigen Staatsleitung aus der ganzen Welt als Geschenke zugeflossen sind. An einer Wand hing in Wagners Handschrift das „Albumblatt“, das der Meister bei seinem 1861er Lannhäuseraufenthalt zu Paris der jungen Fürstin Metternich, seiner leidenschaftlichen Verehrerin und Fürsprecherin am napoleonischen Hofe, gewidmet hatte . . .

Im Marienbade befand sich zum Kurgebrauche die Prinzessin Elisabeth von Baden, eine Base des Großherzogs Friedrich I., die wegen ihrer auffallenden Größe die „Palaisstange“ im Karlsruher Volksmund hieß. Meine Mutter in ihrer natürlichen, herzlichen Weise bot ihr am Brunnen einmal morgens einen landsmännisch-freundlichen „Guten Morgen“. Da kam sie aber schön an. Die auf ihre fürstliche Würde hochbedachte Dame schickte meiner Mutter ihre Kammerfrau — die drolligerweise zwerghaft klein war und neben ihrer riesendamenhaften Gebieterin stets wie ein sich abjappelndes Schoßhündchen einherstrampelte — und ließ sie bitten, sie nur durch Verbeugung, ohne Wortgruß, künftig begrüßen zu wollen! Arme Prinzessin, du wärst jetzt vielleicht froh, es begrüßte dich im goldenen Sonnenschein des Lebens eine Frau, wie meine Mutter eine war, mit einem herzlichen Wort von Menschenmunde, statt den Totenschlummer in trübseliger Fürstengruft schlafen zu müssen . . .

Den Heimweg nahmen wir über Nürnberg, dessen trauliche, deutsche Altertümlichkeit zum erstenmal überwältigend tiefen Eindruck auf mein jugendliches Herz ausübte. Vom Fenster hoch über der gelblichen Pegnitz sah ich mit Rührung den Vollmond aufgehen und das alte Stadtbild beleuchten. Der berühmte Essenwein, der Vorstand des Germanischen Museums, ein Jugendgespieler meiner Mutter, ward aufgesucht, und an ihm hatten wir einen vollendeten Führer zu allen Nürnberger Sehenswürdigkeiten. —

Nachdem ich im September 1876 mit dem Vater die Schlachtfelder in Elsaß-Lothringen bewandert hatte — an einem französischen, mit Trauer-

fäden und gelben Strohblumenkränzen reichgeschmückten Denkmale saß weinend eine schwarzgekleidete Gesellschaft von Herrn und Damen, die mich an die trauernden Juden an Babels Wassern gemahnten —, rief mich im Spätherbst eine schmerzliche Pflicht nach Adelsheim im Odenwald. Dort war unser treues, langjähriges Kindermädchen, das uns schon in Rastatt und Freiburg gedient hatte, gestorben, und ich mußte, mein Haus vertretend, ihr die letzte Ehre bezugen. Die verstorbene Christine hatte sich immer gewünscht, „an einem Sonntage begraben zu werden, weil da das ganze Heimatdorf mit dem Leichenzuge gehe“. Der kindlich-ländliche Wunsch sollte wirklich erfüllt werden. Auf der Fahrt nach Adelsheim begleitete mich der alte, gute Hausgeist aus meinem großelterlichen Heime: die treue Schaffnerin Marie Itte, die vier Menschenaltern meiner Sippe gedient, meinen Großvater Schmidt jahrelang bis zum Tode gepflegt, später meinem verwitweten Vater und mir haushalten und nach vierzigjähriger Ausdauer noch meiner kleinen Tochter Helmitraut den Brei gefocht hat! Als ich mit der seelenguten, völlig zur Hausstippe zählenden Dienerin, die ihre zwanzig Jahre mehr als ich auf dem Rücken trug, an stürmischem Oktoberabend in der „Linde“ zu Adelsheim vorsprach, bedauerte der Wirt lebhaft, daß er kein „Zimmer mit zwei Betten“ mehr habe. Ich setzte dem Menschenkenner auf sein schmeichelhaftes Anmuten auseinander, daß wir kein Hochzeitspärchen seien und uns mit getrennten Gemächern begnügten. Andern Morgens suchte ich den Geistlichen auf, um ihm ans Herz zu legen, daß er der hingebenden Treue der Entschlafenen im Dienste der Meinigen nachdrücklich gedenken möge. Als Ehrengast aus der Ferne schritt ich mit den nächsten Leidtragenden hinter dem Sarge her, hatte jedoch Mühe, den Ernst zu wahren, da die Bauernbuben mir um die Füße hüpfen und einander zuraunten: „Guck, e goldene Uhrkett' hat er!“ Auf dem ringstufigen Friedhofe war das ganze Dorf zur „schönen Leich“ versammelt. Trotz unfreundlich windiger Witterung meinte der Pfarrer es allzu gut: er hielt eine Gedekrede, die eine geschlagene Stunde währte und alle zwanzig Minuten wieder von vornen anhub. Als er, die Verdienste der Seligen herausstreichend, betonte, daß „ein Glied der ausgezeichneten Familie den weiten Weg aus der Residenz nicht gescheut habe, um die tote Dienerin zur letzten Ruhestätte zu geleiten“, da hoben sich alle rings auf die Zehenspitzen, um meiner ansichtig zu werden, und mit schmerz erfülltem Kopfneigen nickte ich der großen Versammlung nach allen Seiten zu, als wollte ich sagen: Ja, ich bin's, der Unglückselige! Darauf verführten die heulenden Weiber ein

herzerreißendes Geschrei am Rande des offenen Grabes und gebärdeten sich, als wollten sie mit Sekreißche, vergelstert, wie meine Landsleute zu sagen lieben, dem Sarg in die Tiefe nachstürzen. Nach der Landessttte dort schloß sich ein vergnüglicher Leichenschmaus an das Begräbnis an, wobei der Begrabenen, der eigentlichen Veranstalterin, in keiner Weise mehr gedacht ward, und ein biederer Grobschmied, mit wuchtigen Fäusten auf den Tisch hämmernd, eifrig mit mir über den drohenden Orientkrieg kannedießerte. — —

Im Sommer 1877 ward ich endlich, endlich in geseßtem Schüler- Greifenalter von 21 Jahren mit dem Zeugnis der Reise zur Hochschule entlassen. Wegen der altbekannten Unfähigkeit in Mathematik und Physik hatte ich in Unterprima nochmals nachsthen müssen. Nun war ich Schulprügeljunge durch alle Klassen so durchgeseht, durchgeschmelt und von allen Schläden geläutert worden, daß ich mich fast als Stufe reinsten Goldes fühlen konnte! Und, o göttliche Einfalt! Der Gymnasiumsleiter hatte noch allen Ernstes auf meinem Entlassungsscheine höchstehendändig vermerkt: „Die Lehrerversammlung habe Bierodt wegen seiner guten Leistungen im Deutschen und in der Geschichte die Reise zugesprochen, hoffe aber, daß er die Lücken seines Wissens in mathematischen Fächern durch fleißige Privatarbeit künftighin ausfüllen werde!“ Kann man sich eine lächerlichere Schulmeister-torheit vorstellen? Diese Hoffnung verblendeter und vollendeter Ehrens-bürger von Borneo habe ich gründlich zuschanden gemacht: ich habe nie wieder ein mathematisches Buch zur Hand genommen, da ich gottlob mein Leben mit schönerem und meinen Gaben angemessenerem auszu-füllen vermochte!

Wir Abgangsschüler veranstalteten in einer bescheidenen, lehrträngigen Durlacher Bierbrauerei das schlichte Abschiedsfest. An feierliche Festkneipe mit Musik und Prunkreden im Festhallsaal, oder gar die Lehrer zum Abend einzuladen, wie dies nachmals geschah, hätte niemand zu denken gewagt. Auch will mir scheinen, als ob die steifen, übertriebenen Um-stände im Verkehr junger Leute untereinander sich erst später entwickelt haben; ein wenig förmliches Tippen an die Mütze, ein flüchtiges „Prost“ genügte beim Begrüßen oder Auseinandergehen. Zuweilen sah ich nachher Schüler nach der Schule sich unter Büdlingen und ehr-erbietigem Hutabziehen voneinander verabschieden, als wären es schon abgejirkelte alte Kracher und spitzbäuchige Geheimräte; wo bleibt da die Jugend? . . .

Für die Mauleselfreizeit gewährte mir mein gütiger Vater, der stets auf allseitige Ausbildung seiner Kinder bedacht war, die Mittel zu einer größeren Reise. Ich beschloß, einen langgehegten Lieblingsgedanken auszuführen und nach England zu reisen, womöglich auch, durch die Gesänge Ossians altmodisch angeregt, Schottland heimzusuchen. Zum ersten Male genoß ich das selige Gefühl, daß hinter der Freizeit kein oder, langweiliger Schulmeisterbafel mehr winkte; zwar drohte dafür der geschwungene Feldweibelstock dem künftigen Einjährig-Freiwilligen: aber dieser schien mir damals im Vergleich zur Schulrute wie der Stab Moses, mit dem man Wasser aus dem Felsen schlagen konnte. Die jungen, geradgliedrigen Deutschen können sich wahrlich über zu wenig Würberiebenwerden nicht beklagen; sind sie durch alle Siebe glücklich hindurchgetrieben, dürfen sie es als göttliches Wunder verehren, wenn noch eine letzte, schartige Kante von erdwüchsiger Ursprünglichkeit an ihnen haftet. Eine große Zahl von Lehrern und Vorgesetzten dürstete förmlich danach, aus dem jugendlichen Nachwuchs ebenso fade, traurige Durchschnittler zu kneten, als sie selber sind. So ist es wenigstens zu meiner Zeit gewesen; hoffentlich hat sich inzwischen alles ins rosige Gegentheil verkehrt! —

Von glückseliger, schwellender, deutscher Wanderlust erfüllt, wie sie nur jemals ein germanischer Hochschüler, Handwerksbursch oder derlei fahrend Volk empfunden haben können, ging es über Mainz, wo ein herrlicher Tag bei meinem alten Jugendfreunde, dem Leutnant Hermann Sachs, verschwelgt ward, zu Schiff den Rhein hinunter nach Rotterdam. Am liebsten wäre ich zu Fuß gewandert und hätte jede Burg, jeden Fels, jede Kapelle frisch erklettert; aber dazu war das Ziel zu weit gesteckt. In Köln, wo der Dampfer zwei Stunden anlegte, war großes Kirchenfest, Menschentreiben in allen Straßen und festliche Beslagung; mit heiligem Schauer betrat ich den andachtstimmenden Dom mit seinen wunderfarbigen Fenstern, der seiner baldigen Vollendung entgegenreifte. Nachts wurde notdürftig in der Kajüte des Rheinschiffes gelagert.

Bei Emmerich stieg ich mit Tagesanbruch auf Deck — eben ging die Sonne auf, und die Stadt lag im Morgenglanze prächtig da. O glückliche, mich heute noch überwältigende Erinnerung! Wie frisch, wie unberührt erschien mir alles, die schöne Welt ringsum und ich freies, ungebundenes Menschenkind mit offenem Herzen und wachen Augen mitten drin, besseelt von überschwenglich überschäumendem Nelsewonnegefühl!

Im selben Augenblicke sprach mich ein kleiner, dicker, freundlicher, vertrauenerweckender Herr an; nach wenig einleitenden Worten hatten wir

uns als alte Bekannte erkannt: es war der katholische Pfarrer Murad aus Wertheim! Nun war beiderseits Jubel über das Finden eines Landsmannes in der Wynheer-Umgebung. Der Geistliche hatte einen hellgrauen Mantel angelegt, um nicht auf Schritt und Tritt als katholischer Priester erkannt zu werden. Seelenvergnügt schmauseten wir auf Deck zusammen und schauten in die einförmige, stillfriedliche, niederländische Landschaft mit Kanälen, peinlich sauberen Ortschaften und fettgrünem Weideland, worauf Viehherden grasen und Windmühlen schlegelten, die riesigen Heuhupfern glichen. Der Herr Pfarrer wollte gleichfalls nach England zum Besuch eines Bruders. Liebenswürdig entschloß er sich einen Tag zuzugeben und in Rotterdam mit mir zu verbringen. An den mastenreichen Grachten schlenderten wir in ausgelassener Lustigkeit entlang; Murad sprühte von Wit und Laune; ein angenehmerer Reisegefährte ließ sich nicht erdenken. Die Hasenbilder mit den vielen Schiffen, deren Takelwerk sich negartig vom rot glühenden Abendhimmel abhob, weckten mir alte wehmütige Robinson-Crusoe-Erinnerungen der Knabenzeit. Andern Morgens las der Herr Pfarrer in einer benachbarten Kirche die gewohnte vorgeschriebene Frühmesse; dann trennten sich unsere Reisewege... Ich strebte der niederländischen Hochschule Utrecht zu, deren Stadthaus wertvolle Andenken an den hier geschlossenen Frieden birgt. Amsterdam — dessen Name der süddeutschen Jugend zuerst aus Hebels „Rannitverstan“ vertraut wird — machte mit Hafenanlagen und Ostindienfahrern gewaltigen Eindruck auf mich. Börse, Palast, See-Rüsthaus, Diamantschleifereien, das Reichsmuseum mit unvergleichlichen Schätzen niederländischer Malerei wurden bewundernd besucht, auch der reichhaltige Tiergarten mit riesenhaften sich auf dem Sande wälzenden Nilpferden, mit prustenden und brüllenden Seelöwen und Walrossen nicht vergessen... Im Haag entzückte mich die wundervolle Sammlung der de Potters und Rembrandts und zu Scheveningen ward mir zum ersten Male der Anblick des Meeres vergönnt. Trotz regendrohenden, wolkenverhangenen Himmels warf ich die Kleider ab und stürzte mich in das stählende Salzbad; kann ich doch kein Badewasser sehen, ohne mich in uranfängerischer Freude plätschernd darin zu tummeln. Vom eiskalten Dal-Elf im schwedischen Dalekarlien bis zum lauen afrikanischen Meer an Siziliens Südküste habe ich so ziemlich von allen Gewässern mir den Leib umspülen lassen...

In Antwerpen schiffte ich mich auf dem „Earl of Aberdeen“ nach London ein. Von Mittag bis Sonnenuntergang fuhr man sachte gewiegt auf der zuletzt meerbreiten Schelde. Als wir bei Blissingen in die offene Nord-

see kamen, hob sich heftiger Seewind; fürchterliches Geschäufel ging los. Fast alles wurde seekrank, ich nicht zum letzten. In die Kajüte vermochte ich nicht zu gehen, auf Verdeck konnte ich es des niederflatschenden Regens halber nicht aushalten: so mußte ich die schreckliche Nacht unter der Zugangstüre zur Kajüte halb stehend, halb kauern zubringen, mich mit beiden Händen krampfhaft festklammernd, um nicht die Treppe hinabzustürzen. Die Wellen schlugen derart über Bord, daß häufig der Mund vom Meerwasser bespritzt wurde. Lang und dumpf dröhnend rollte der Donner die ganze Nacht hindurch schauerlich über den Armelfanal. So hing ich bis zum grauenenden, mit Jubel begrüßten Morgen wie angewachsen am Stieggeländer, alle Viertelstündchen mich auf das Deck hinaus erbrechend, was mir Erleichterung schaffte, schließlich bei allem Weh sogar fast Spaß machte. So stark sind Jugend und unausrottbare Reiselust! Erst beim Einbiegen in die Themse fühlte ich mich wieder Mensch.

Mit sechsständiger Verspätung — so lange hatte das Nachtgewitter uns hin und her geworfen — landeten wir im Herzen der Weltstadt: am Tower! Als bald suchte ich meinen Vetter Wilhelm Arnold, den jüngsten Sohn meiner Großmutter vom Katholischen Kirchplatz in Karlsruhe, in seinem Geschäft auf, begab mich nach seinem im Lee Park gelegenen Landhause, wo ich in herzlichster Gastfreundschaft von seiner jungen, heitern Frau reizend empfangen wurde. Ausgehungert und erschöpft war ich, wie kaum je zuvor, und zwei Tage lang meinte ich, Haus und Zimmer drehten sich im Kreis um mich; nur das Anschauen der Bäume gab mir erst zuversichtliches Bewußtsein, auf festgegründeter Erde zu stehen. Was das ober- und unterirdische London an Sehenswürdigkeiten enthält, von den hellenischen Parthenonfriesen des Britischen Museums bis zu den Verbrecherzellen im Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud, von den Krondiamanten im Tower bis zu den Feuerwerken im Garten des Kristallpalastes zu Sydenham, ließ ich zauberhaft auf mich wirken. Jeder Tag ward überreich ausgeübt und der Abend, der als süßer Lohn auf die Arbeit des Schauens und Empfangens winkte, ward in munterem, von Scherzen gewürztem Gespräche bis tief in die Nacht hinein gelehnt.

Nach unvergeßlichen Tagen in der überwältigenden Stadt fauste ich mit dem „Fliegenden Holländer“ — so hieß der Eilzug — nach Edinburg; stellenweise fauchte die Maschine qualvoll durch Überschwemmungswogen, zischend und brausend mähten die Räder in den Fluten sich ab. Unter Regengüssen fuhr ich in der schönheitberühmten Stadt ein. Das unheimlich finstere Schloß Holyrood mit seinen bluttriefenden Erinnerungen gab

düstere Bilder aus der alten Königsgeschichte der Schotten. Vom zweiten Morgen an lachte die Sonne beständig über Robert Burns' regenberüchtigtem Heimatlande. Über das greuliche, rauchgeschwärzte Glasgow ging es durch den lieblichen Erinankanal hinaus auf den Atlantischen Ozean. Eine Musikbande spielte Weisen aus dem „Freischütz“ auf Deck; einer der Musiker war ein vom Schicksal nach Schottland verschlagener Pfälzer. Abends landeten wir in Dban, einem an reizender Meerbucht liegenden ausflugbeliebten Fischerstädtchen. Unterwegs lernte ich die Familie eines Reverends Lumsden aus Maidenhead bei London kennen; da die herzenguten Leute mich immer allein sahen, luden sie mich in den Gasthöfen ein, auf ihrem Zimmer mit ihnen zu speisen. Die Engländer sind in ihrem eigenen Lande von großer gastlicher Entgegenkommenheit und durchaus keine solchen Zerrbilder, wie man sie sich oftmals, vielleicht aus Lustspielen her, auf dem Festlande vorstellt. Die ganze Schiffsgesellschaft vollführte acht Tage lang die vorgeschriebene Reise zusammen; ein Abirren rechts oder links vom Wege wäre völlig unmöglich gewesen, da man sofort in der Wildnis einsam hätte zurückbleiben müssen. Da in den kleinen Gasthäusern Raummangel war, mußte ich mehrfach mit dem jungen Lumsden, einem netten, mir gleichaltrigen Jüngling, das Schlafzimmer teilen; niemals bestieg der jugendliche Brite sein Lager, ohne davor niederzuknien, den Kopf tief unter die Bettdecke zu stecken und ein langes, langes Gebet zu verrichten ... Ein biederer alter Gentleman kam nach jeder Mahlzeit zu mir und hub, um mir etwas Freundliches zu sagen, mit breitgedffnetem Munde feierlich an: „Aben Sie sich uohl aufgeessen?“ Es waren die einzigen deutschen Worte, die er kannte und womit er sagen wollte: Wünsche wohl gespeist zu haben ...

Von Dban unternahmen wir den wundervollen Ausflug nach den Hebrideninseln Jona und Staffa. Auf dem einsamen Eiland Jona liegt noch eine Bischofskirche des 12. Jahrhunderts in Trümmern, umringt von altherwürdigen Königs- und Heiligengräbern. Auf Staffa gondelten wir im Ruderboote bis an die hinterste Felswand der Fingalshöhle; in atemloser Stille hörten wir es oben in den Basaltsäulen von langsam fallenden Wassertropfen rauschen, als werde von fern eine Orgel gespielt ... Durch romantische Felsstäler, vorüber an schwermütigen Seen, vom Geiste Walter Scotts umhaucht, fuhren wir auf dem Kaledonischen Kanal, nächtigten zu Füßen des Ben Nevis, des höchsten schottischen Bergtulms, gelangten wanderstroh nach Inverness, überall Bergschotten in ihren malerischen Trachten beegend. Hier wurde der „englische Sonntag“ so überstreng

gefeiert, daß selbst das Spaziergehen zur Kirchenzeit für Sünde galt! Man warnte mich: es könnten mir sonst aus den Fenstern Schimpfworte nachgerufen werden. Das heiß' ich mir: ein edles Christentum! Da ich nach der langen Schiffahrt unbezwingliche Sehnsucht fühlte, mir Bewegung zu schaffen, sann ich auf Kriegslist. Ich trug geflissentlich ein großes Gebetsbuch in der Hand vor mir her wie zur Schau, ließ das goldgepreßte Kreuz darauf im Morgensonnenschein jedem schottischen Auge vertraueneinstößend entgegenblitzen und hatte, unbeschimpft bleibend, als Scheinkirchengänger meinen Zweck erreicht. Früher ruhte sogar jeglicher Eisenbahnverkehr an Sonntagen in Schottland; seit kurzer Zeit erst gingen etliche Züge. Daß ich an einem Sonntagabend von Inverness abreiste, hat mich als offenbaren Kezer so ziemlich die Freundschaft meiner Reverendfamilie gekostet.

Nach abermaligen genußvollen Tagen in London ward der Heimweg über Belgien angetreten. In Gent und Brügge wurden die Vesprien bestiegen und von Brüssel aus das Schlachtfeld von Waterloo durchstreift. Nichts in der belgischen Hauptstadt vermochte mich damals mehr zu begeistern als das — Musée Wiertz! Die schrullig wunderlichen Werke dieses abenteuerlich verstiegenen Malers, diese gemalten Gedankenbegriffe, wie „Napoleon in der Unterwelt“ oder „Die letzte Kanone“ schienen mir das Erhabenste der Kunst des Pinsels. Genau zehn Jahre später (1887), geläutert und geklärt durch zahlreiche Reisen in Italien, kam ich wieder nach Brüssel, sah abermals diese Bilder, und da faßte mich ein wahrer Ekel vor dieser aftererschöpferischen, mäschenhaft schauspielerischen, widerlich aufsehenhaschenden Blutwurstmalerei; so ändert sich der Geschmack in einem Jahrzehnte der Klärung ... Mit Schauern der Ehrfurcht betrat ich zu Aachen den Dom Karls des Großen und den Kaisersaal mit Nethels herrlichen Fresken ... In Bensberg bei Köln mußte ich meinen Bruder Alfred trösten, der wenige Wochen zuvor auf seinen dringlichen Wunsch in das dortige Kadettenhaus gesteckt worden war und vor Heimweh sterben zu müssen glaubte ... Ein hinreißender Sonnenuntergang auf dem Draufensfels, ein lustigerritt auf munterem Pferdchen zur malerischen Abtei Heisterbach im Siebengebirge, zuletzt eine zauberische Fahrt nach dem friedlichen, wassergespiegelten Kloster Laach an seinem schwermütigen Kratersee in der Eifel trönten meine „erste Weltfahrt“. Ich habe sie mit diesem etwas anspruchsvollen Namen so getauft, weil sie in meinem jugendlichen Leben einen Markstein bedeutete; da ich zum ersten Male mich als eigener Herr über meine Entschlüsse fühlen durfte, vor allem der Plan zur Reise

völlig selbstherrlich aus meiner Seele herausgewachsen war. Auch auf mein dichterisches Schaffen wirkte die Wanderung fruchtbar und reifend. —

Karlsruhe fand ich nach meiner Rückkehr wieder einmal in festlicher Erwartung. Die 1870er und 80er Jahre waren für die badische Hauptstadt Jahre, in denen sich fast unablässig Feste, wie Blumengewinde, aneinander schlängeln. Der Oberbürgermeister Lauter war ein wahrer Großmensch in der Aufmachung festlicher Veranstaltungen; ihn leitete dabei der höhere, staatskluge Gedanke, durch das häufige Zufließen der Bevölkerung des Gesamtlandes in die Hauptstadt das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den zersplitterten, künstlich und nagelstuhartig aneinandergeschweißten Stämmen, die Baden bilden, zu kräftigen. Diesmal war es allerdings nicht ein Fest von rein städtischem Gepräge: die großen Kaiserherbstübungen sollten demnächst stattfinden. Alles rüstete sich zur Aufnahme von Einlagerung. Im Stadtrate, dem mein Vater seit 1875 angehörte, war ihm nahegelegt worden, einen hohen Offizier aufzunehmen, und so war meinen Eltern als Herbstübungsgast eine gewaltig ragende Persönlichkeit, der Generalfeldmarschall Edwin von Manteuffel, der ruhmgekrönte Feldherr von 1866 und 1870, der spätere kaiserliche Statthalter von Elsaß-Lothringen, zugeteilt worden.

Ein glänzender Rokokoaal, den meine Eltern für große Geselligkeit hatten anbauen lassen, sowie dessen anstoßende Gemächer waren dem hohen Herrn vorbehalten und mit allen erdenklichen Aufmerksamkeiten und Einrichtungen für sein Behagen ausgestattet worden. Am spätem Nachmittage traf Manteuffel ein, von der ganzen Familie feierlich empfangen und in seine Wohnräume geleitet. Da wollte das Mißgeschick, daß soeben eine Maus über ein rotes Damastruhebett hinweghuschte, während sonst niemals derlei Ungeziefer unser Haus heimsuchte. „D, da haben Sie ja ein zahmes Bögeln“, meinte der gewaltige Gebieter der Feldheere irrthümlicherweise. Meine Mutter war entsetzt über das verwegene, so gar nicht ehrerbietige kleine Tier und klärte seinen Irrtum in der ihr eigenen bezaubernden Weise zu seinem Vergnügen auf ...

Nun begannen bewegte Tage, die das ganze Hauswesen auf den Kopf stellten. Prinzen, Offiziere, Meldereiter stürmten von früh bis spät aus und ein; sogar Moltke sprach einmal besuchmachend vor. Ein Sohn des Feldmarschalls war seinem Vater als Begleitoffizier beigegeben. Manteuffel äußerte mir den Wunsch, etwas zum Lesen haben zu wollen; natürlich hatte ich ihm mit Stolz und Freude die noch bescheidenen Schätze meines Büchereileins zur Verfügung gestellt. Der romantische Junker hat

bezeichnenderweise um das Werk eines junckerlichen Romantikers — um Fouqués „Undine“! Waren Feldmarschall, Begleitoffizier und Feldjäger auf das Übungsgelände mit dem kaiserlichen Stabe hinausgefahren, trieb mich zuweilen die Wissbegier in das „Marshallszimmer“, wie Manteuffels Schlafgemach von jener Zeit an für den Hausgebrauch getauft wurde. Auf seinem Nachttische lag ein vom Gebrauche ziemlich zerlesenes Gebetbuch mit eigenhändiger Widmung der Kaiserin Augusta, seiner langjährigen Freundin und Gönnerin; beide haben sich wohl in der gemeinsamen Abneigung gegen Bismarck zusammengefunden. Der Boden des Schreibzimmers war förmlich übersät mit halbzersehten, weggeworfenen Briefumschlägen, von denen manche das kaiserliche Siegel sowie die Handschrift Wilhelms I. und des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaisers Friedrich, wiesen und von mir als wertvolle Heiligthümer sorgfältig gesammelt und aufgehoben wurden. In den Abenden, an denen Manteuffel nicht zu Hofe befohlen war, nahm er auf seine besondere, liebenswürdige Bitte teil an unserem Familienteetische.

Unvergessen sind mir seine Erzählungen, die er offen und freimütig zum besten gab, indes seine prachtvollen Augen unter weißbuschigen Brauen vorblitzten, wie zwei Sonnen durch winterlich bereiftes Waldgestrüppe. Der sehr sprachgewandte Mann war bekanntlich der besondere Lieb- und Günstling des Zaren Alexander II.; wenn zwischen Berlin und Petersburg etwas nicht ganz klappte, fuhr er alsbald an die Neva, um es wieder ins rechte Gleis einzurenken ... Mit warmer Verehrung sprach Manteuffel von dem in jenem selben Monat September (1877) verstorbenen französischen Staatsmann Thiers, mit dem er in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich oft zu tun gehabt hatte. In frühem, noch dämmerigem Wintermorgen habe Thiers ihn bisweilen zu Spaziergängen in den Versailler Park abgeholt, auf denen viel wichtiges verhandelt worden sei; niemals habe Thiers etwas Schriftliches von sich gegeben, er habe stets selbstüberzeugt gesagt: „Mein Wort genügt.“ Und so war es auch. Thiers sei durch und durch ein Ehrenmann gewesen, dessen mündliches Versprechen die bindende Gewalt eines schriftlichen Vertrages völlig ersetzt habe.

Nach Ablauf der Kaiserherbstübungen war der Generalfeldmarschall, der sich unpäßlich fühlte, noch einige Tage als Genesender bei uns geblieben. Dann, auf seinen Stoß gestützt, am Arme seines Leibjägers, stieg er eines Abends mit wuchtigem Schritte die Treppe herunter und nahm Abschied. Manteuffel hat in edler Weise meinen Eltern zeitlebens freundschaftliche

Dankbarkeit für die ihm erwiesene Gastfreundschaft bewahrt, ihnen ein prächtiges Bild von sich zum Andenken gesendet und später, als er zu Straßburg als Statthalter Hof hielt, wiederholt uns alle zu sich geladen. Man fühlte sich in seiner Gegenwart in keinerlei Weise bedrückt oder befangen, weil er ein zu großartig denkender Mensch war, dem man sich selber menschlich geben konnte.

Froh war ich aber immerhin, daß ich dem Gewaltigen noch in bürgerlicher Kleidung gegenübertreten konnte; wenige Tage nach seiner Abreise mußte ich den bunten Rock mit den schwarz-weißen Achselschnüren des Einjährig-Freiwilligen anlegen, und dann wäre der Verkehr nicht mehr so harmlos und menschlich-ungezwungen ausgefallen, denn einem Generalfeldmarschall gegenüber spielt ein Einjährig-Freiwilliger kaum die Rolle einer Feldwanze, hinankriechend auf dem Riesenstandbildschenkel des Kolosses von Rhodos.

9. Abschnitt

Bei den Soldaten (1877/1878)

Am 1. Oktober 1877, meinem zweiundzwanzigsten Geburtstag, trat ich als Einjährig-Freiwilliger in das 1. Badische Leibgrenadierregiment Nr. 109 zu Karlsruhe ein. Meine Lockenhaare fielen unter klirrendem Scherenschnitt, und der schwere Diensthelm mit seiner geringen Ausdünnungsfähigkeit hatte mich bald der letzten Überbleibsel einstiger Herrlichkeit beraubt; diesem zielgerechten Haarausraufer widerstanden selbst die horstentwüchsigsten Bauernhaarböden nicht.

Ich wurde der achten Kompagnie unter Hauptmann von Böklin, mit zwei Schicksalsgenossen, Spieß und Kuhn, zugeteilt. Zunächst wurden wir Einjährige — es mochten so dreißig sein — unter gemeinsamer Fuchtel eingedrillt, um die dringlichsten Neulingskünste zu erlernen und in sechs-wöchiger Lernzeit der Einstellung in die verschiedenen Kompagnien entgegenzureifen. In den ersten Tagen, noch in Bürgerkleidung, wurden wir auf dem vorderen Kasernenplatze — wo sich jetzt das stattliche Gebäude der Reichspost erhebt — dermaßen mit „Raillieren“ hin und her gesprengt, daß uns Hören und Sehen vergingen. Einer — E. F. Ditto Müller aus Bremen, nachmals einer der bedeutendsten, verdienstvollsten Großkaufleute der badischen Hauptstadt — trug gar noch seinen englischen Zylinderhut, was sich bei dem affenmäßigen Durcheinandergewirbel sehr belustigend ausnahm. Ein teuflisch böser Unteroffizier, namens Regenscheit, der in abscheulichen Ausdrücken kein Hehl daraus machte, bis auf's Blut uns schinden zu wollen, hätte das Zeug dazu gehabt, den Soldatendienst uns jungen, vom besten Willen beseelten Leuten vom ersten Tag an gründlich verhaßt zu machen, hätte nicht der menschlich fühlende Feldwebel Neudob, dem das Herz am rechten Flecke saß, Einsehen gehabt und Einhalt geboten. Jener grausame Blutschinder wurde durch eine brauchbarere Kraft, den „gebildeten“ Unteroffizier Köhl, ersetzt.

Einer der ältesten Leute meines Zugangs, bereits wohlbestallter Lehr-
amtspraktikant — er wurde nachmals ein ausgezeichnete Schulmann in
Mannheim —, Otto Hammes, pflegte bei schon etwas entwickelter Gei-
st-
leibigkeit auf den Befehl „Stillstand!“ noch eine Art letzten, erschöpften
Nachschnaufers zu tun und dabei seinen Nachbar in Unruhe zu versetzen.
Ergrimmt stürzte der Unterweisungsoffizier, Leutnant Jägerschmid, auf den
Nebenmann des Hammes zu: „Mensch, wollen Sie endlich gleich still-
stehn?“ Dieser, angstverdattert, stottert zu seiner Entschuldigung: „Der
Herr Hammes drückt!“ Als habe er seinen Ohren nicht getraut, erstarrte
der Offizier förmlich und rief nach kurzer Versteinungspause: „Feldwebel
Neudold, kommen Sie mal her! Sie, wiederholen Sie dem Feldwebel,
was Sie mir soeben sagten!“ Der Unglückliche, noch furchtverwirrter,
stammelt nochmals die lächerlich-verhängnisvollen Worte. Nunmehr los-
brechend, herrschte der Leutnant den Einjährigen an: „Ja, seit wann gibt's
denn in Reih und Glied Herren? Man sagt: Der Hammes drückt!“

Vor dem Mühlburger Tore rechter Hand, wo jetzt der schlanke Bau der
Alt-katholischen Auserziehungskirche in die Lüfte ragt, war eine Lichtung in
den Hardtwald gehauen, worauf sich das Übungshaus der Feuerwehr und
allerlei Turngerüste befanden, die durch einen Wachtposten gehütet wur-
den. Der Wald erstreckte sich ungelichtet von den Schienen der Maxauer
Rheinbahn bis gegen Mühlburg hinaus; inzwischen ist die Landstraße aus-
gebaut und das einst scheinbar entfernt liegende Städtchen-Dorf ein statt-
licher Karlsruher Vorort geworden.

Auf jener Waldlichtung haben wir manchen Tropfen Schweiß vergossen;
man war romantisch genug gestimmt gewesen, einen schönen, großen
Baum inmitten der als Übungsplatz dienenden Waldblöße stehen gelassen
zu haben, wiewohl der Stamm der mächtigen, wilden Akazie die Be-
wegungen und Marschreihen erheblich in Zerrüttung brachte. Wie oft lief
der gute Feldwebel uns hier in langen Zügen auf sich zu marschieren und
rief: „Kerls, ihr marschieret ja wie Fastenbrettle, wie verrissene Zeitung,
wie Agelschwanz' im November!“ Als der Stehschrittmarsch durchaus
nicht glücken wollte, hob er die weißbehandschuhten Hände gen Himmel
und stehte verzweifelt: „Steig 'runner, heiliger Petrus, steig 'runner und
gieß ene (= ihnen) den Parademarsch ein!“ ...

Nach Verlauf einer Woche durften wir uns erstmals im Kriegerkleid auf
der Straße zeigen. Den Einjährigen war außer Dienst gestattet, eigenen
schmucken Waffenrock, glatt anliegende Beinkleider, einen leichten Helm,
ein Seitengewehr, fast eine Art Pierdegen, anzulegen. In der Kaserne

schlafen zu müssen, galt als schwere Strafe für einen Freiwilligen, die nur in seltenen, ernsten Fällen verhängt wurde; eine unsozialere Maßregel hätte kaum verfügt werden können. Wer die Stadt in Urlaub verließ, mußte bei Lochandrohung im Bürgerleide gehen; niemand hätte gewagt, im Soldatenrock einen Ausflug zu unternehmen. Später war so ziemlich von allem das Gegenteil Brauch. Die Erwähnung dieser scheinbaren Kleinigkeiten ist vielleicht zeitgeschichtlich nicht wertlos.

Ich habe keine Schilderung von Erlebnissen während der Freiwilligenzeit jemals zu Gesicht bekommen, vermutlich, weil sie bei der allgemeinen Verbreitung der volkstümlichen Einrichtung für alltäglich gilt. Mit Unrecht. Zahlreiche kulturgeschichtliche Kleinmerkwürdigkeiten könnten und sollten auf diese Weise verewigt werden. Wer selbst Freiwilliger war, dem werden meine Darbietungen verwandte Erlebnisse wachrufen; den Außenstehenden wird manches fremdartig anmuten. Jeder, der nicht bei den Soldaten dienen konnte, ist zu beklagen; niemand soll sich einbilden, sein Volk im Guten und Bösen bis in die Tiefen auszukennen, der nicht im Soldatenstande tätig war; er mag als Arzt, Geistlicher, Beamter noch so sehr „mitten im Volke“ stehen — in Wirklichkeit steht er darüber. Wer nicht als gleicher unter gleichen den ganzen Erdduft von Schweiß, Feldgeruch und Kasernendienst mitgeschwitzt und mitgeatmet, wer nicht in diese guten, langmütigen Herzen Blicke getan, wer nicht unter diesen bösen Anschlägen und Schürkereien mitgeseufzt und mitgelitten hat, dem muß vieles verschleiert bleiben. Darum halte man mir zugute, wenn dieser Abschnitt stark nach hartem, braunem Kommissbrot duftet, wenn ich manches Derbe, Waschechte und Lebenswahre berichte, sollte es gar an die herben Schilderungen eines Grimmselshausen aus dem Dreißigjährigen Kriege gemahnen ...

Rekrutenunteroffizier Kühl, der uns auch „theoretischen Unterricht“ erteilte, fühlte großes Bildungsbedürfnis. War in der Lehrstunde das Notwendigste glücklich heruntergehaspelt, so ward in früher Herbstdämmerung eine von der Zimmerdecke herabhängende Erdöllampe angezündet, die mit schwächlichem Schein die Stube nebst unserer kleinen Freiwilligenschar beleuchtete, und nun ging's an das — Erzählen! Da konnte ich meinen Mann besser als im Turnen stellen. Mehrfach mußte ich meine Reise nach England und Schottland zum besten geben; unermüdetlich war unser Lehrmeister im Zuhören, wenn ich von der einsamen, meerentflegenen Schönheit der Fingalshöhle sprach. Selbst beim Üben auf dem Turnplatz vor dem Tore kam er zuweilen an mich herangeschlichen, hieß mich den eisernen

Übungsstab niederstellen und flüsterte mir zu: „Also wie war das, Bierordt, mit der Finjalshöhle?“ Gewöhnlich war vor dem Unterrichtszimmer ein Aufpasser aufgestellt, um das gewitterhafte Heransausen des Unterweisungsoffiziers zu erspähen; in solchen Schreckensaugenblicken wurde die Reisebeschreibung jählings abgebrochen und die langweilige „Theorie“ froch mit grauen Spinnenfüßen weiter, bis die Wolke sich verzogen hatte.

Mitte November wurden wir „vorgestellt“ und nach dem „Aberzieren“ in die vorherbestimmten Kompagnien eingereiht. Ich kann mit freudigem Dank auf jenes Jahr zurückblicken; ich hatte wohlwollende, nachsichtige Vorgesetzte, die sich alle Mühe gaben, mich dauernd beim Soldatenstande zu halten; einen Strahlenschein verlieh es mir bei den Unteroffizieren, daß mein Vater einst Offizier gewesen war; da war „der Herr Papa“ vornen und hinten!

Gleich beim Eintritt in den Kompagniedienst ward ich durch Erkältung unwohl und mußte das Zimmer hüten: Hauptmann, Feldwebel nebst Unteroffizieren besuchten mich in väterlich besorgter Weise. Kaum war ich genesen, aber noch etwas frankenzimmerhaft aussehend, als wir vor dem Hauptmann „Parademarsch in Kompagniefront“ machen mußten; ich warf meine Beine fürchterlich heraus, um die Zufriedenheit des beliebten Kompagnieführers oder des „Alten“, wie die Soldaten gerne sagten, zu erringen; ich mußte jedoch einen solchen bis zum Zerrbild überanstrengten Eindruck hervorgebracht haben, daß mein seelenguter Hauptmann mich zu sich rief und mir in seiner gemüthlichen, unverfälscht badischen Mundart sagte: „Strenge Se sich doch net so schrecklich an, Bierordt, Sie werde mir ja wieder krank. Sie sehn noch so blaß aus. Sehn Se heim und ruhn Se sich noch e paar Tag aus!“ Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Mit strammem „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ und als hätte ich Angst, sein huldvolles Wort möchte ihn gereuen, machte ich schleunigst kehrt, stellte mein Gewehr in seine Stütze, warf im Hui den Dienstanzug in die Ecke und slog nach Hause, dort auf höheren Befehl häuslicher Ruhe und gemächlichen Lesewerts zu pflegen. So ziemlich ein Vierteljahr der Dienstzeit habe ich daheim krank oder halbkrank gefeiert; in keinem Jahre meines Lebens habe ich so viel gelesen und mich vorab in der älteren deutschen Schauspielwelt umgesehen, als im Soldatenjahre; es fiel gottlob noch in eine glückliche, harmlosere Zeit. War auch das Dienstanweisungsbuch vielleicht weit schichtiger und die Zahl der zu erlernenden „Griffe“ reichhaltiger, so soll dafür später eine fast unheimliche, ans menschenmögliche grenzende An-

Spannung aller Kräfte verlangt worden sein. Damals standen noch die Augen Bismarcks und Moltkes offen und man fühlte sich im Schatten solcher Brauen sicher wie in Abrahams Schoße! . . .

In der Kompagnie gab es ungezähltes Antreten und Verlesen. Ein großer Teil der Zeit wurde mit Warten und Herumstehen und wieder mit Herumstehen und Warten hingbracht; man kann sagen: im wesentlichen bestand und besteht das Soldatengeschäft im Warten der Dinge, die da kommen sollen. Eine geschlagene halbe Stunde vor jedem angefügten Dienste mußte bereits angetreten werden! Vor Ausmärschen war es ein Unsinn, wenn die Mannschaften in voller Feldmarschaurüstung sich schon durch zweckloses Stehen im Hausflur ermüdet hatten.

Anfang Dezember mußte ich die erste Wache „brennen“. Ich stand an frostglühendem Wintertage vor dem Schloßeingang und schirmte meinen Landesherrn vor Gefahren. — Meine ganze Familie, einschließlich der Dienerschaft, zog an meinem Schilderhause vorüber, um dieses großen Anblicks zu genießen! Behaglich war das Auftauen der kältestarren Glieder am hießsprühenden Eisenofen der Schloßwachtstube, wenn auch die unter den Pritschen sich herumtummelnden Ratten die Gemütlichkeit nicht zu erhöhen imstande waren. Jeder Freiwillige mußte dreimal als „Gez meiner“ und ebenso oft als „wachhabender Gefreiter“ die Wache beziehen. So kam ich gleich darauf auf die „Stoßwache“ in der Kaserne; dort vergnügten sich die auf der Pritsche hingestreckten Grenadiere zur Unterhaltung damit, daß sie an die tabakrauchgeschwärzte Decke des Wachtraumes mit unheimlicher Fertigkeit hinaufspuckten, was dann als erfrischender Morgentau wieder vom Himmel herniederfiel. Die Stoßwache stellte den Posten auf dem Turnplatze vor dem Mühlburger Tore; dort hatte ich von 8—10 Uhr abends und von 2—4 Uhr morgens die Turngeräte zu bewachen. In später Abendstunde kamen meine guten Eltern aus der Stadt durch das Gehölz und steckten ihrem einsamen Sohne zum Trost etwas Schnabelkündendes zu. Die Stunden zwischen Mitternacht und Tagesanbruch sind die unangenehmsten zum Wachtsitzen; da wirken, zumal im Walde, die ungeheure Verlassenheit und Stille bedrückend. Zwei Stunden lang wanderte ich mit Gewehr über und trug, um mich bei Mut und Wachsamkeit zu erhalten, mit lauter Stimme Freiligrathsche Gedichte mir selber vor, das Feuerwehrübungshaus umstapfend.

Am unheimlichsten war das Postensitzen draußen am „Wagenhaus“, das von der längst niedergerissenen Friedrichstorkwache — am hentigen Wendelssohnplatz — aus versehen wurde. Dort lehnte das Schilderhaus

an die graue Mauer des alten Kirchhofs. In regenschütternder, stürmischer Zännernacht von 1878 drückte ich mich stundenlang in das rotgelb gestrichene Schilberhäuschen hinein, indes der Wintersturm in den Holzschindeln, womit die Wetterseite des Wagens und Geschirrhäuses versetzt war, raste, wie wenn hinter mir im Friedhofs die Knochen mitternächtlicher Grabentstiegener rasselnd aneinander klapperten . . .

Ausmärsche bei strenger Kälte hatten mir Frostbeulen erzeugt. Man sagte mir, das beste Mittel dagegen sei, die Füße in heißen Leim zu stellen! Ich versuchte dies, ließ aber absichtlich die erkaltende Kruste sich um die Füße kristallisieren. Aus braundunkler Glitsche bildeten sich zwischen den Zehen die zierlichsten, entenhaftesten Schwimmhäute, womit ich mich in die Stiefel zwängte und, zum Erbarmen plattfüßig, in die Kaserne gewatschelt kam. Mein Anschlag glückte völlig; ich rief das lebhafteste Mitgefühl aller Vorgesetzten wach, die mich ungesäumt heim ins Bett sprachen. Zu Hause löste ich in warmem Wasser den erstarrten Brei wieder auf und hüpft munter auf menschlich gebildeten Fußgestellen umher.

Kompagniefeldwebel war der brave, ehrliche Hesenauer, der auf den Schlachtfeldern von 1870 zu dieser Würde bereits emporgestiegen war und als solcher seither unter Hauptmann von Böcklin gedient hatte. Hauptmann und Feldwebel verkehrten, natürlich mit dem gehörigen Abstände, wie alte Kriegsgenossen miteinander, die sich in schwerer Zeit gegenseitig erprobt hatten. Vor den Herbstübungen wurde der uns bereits bekannte Rekrutenfeldwebel Neudold, ein ebenso biederer Mann, unser eigentlicher Kompagniefeldwebel. Bizfeldwebel war ein langer, dicker, speckglänziger, den Gottheiten Bacchus, Gambrinus und der Venus sehr ergebener Falstaff, der, wie zum Selbsthohne, Fromm hieß. Meine beiden Unteroffiziere, Dimer und Kurze, in deren „Korporalschaften“ ich abwechselnd diente, waren mir freundlich gesinnt. Ab und zu spendete ich ein kleines Geschenk, weil solche nach dem Sprichworte die Freundschaft unterhalten; aber von großen „Schmieralien“, wie sie gleichzeitig bei den Reitern und den Geschütztruppen im Schwange waren, konnte keine Rede bei uns sein. Dies hätte der rechtlich denkende Feldwebel Hesenauer nicht geduldet, von dem ich bloß einmal sah, daß er sich im Zorne zu einer häßlichen Handlung hinreißen ließ: Beim „Löhnungsappell“ hatte der Hauptmann gefragt, ob irgendeiner noch etwas zu fordern habe; da bei solchem Anlasse die von Hause gekommenen Päckchen, Geldeinzahlungen u. dgl. offenkundig mit Nennung der Summen ausgehändigt wurden, trat ein Neuling vor und behauptete, daß ihm der eingetroffene Zuschuß nicht aus-

gezählt worden sei! Der Unvorsichtige hätte den Feldwebel unter vier Augen an ein bloßes Vergessen erinnern sollen und alles wäre gut gewesen. Nun stellte der Hauptmann erstaunt den Feldwebel zur Rede, wie das komme. Dieser, glutrot vor innerer Erregung und Unwillen, daß man ihm eine Ungenauigkeit zutrauen könne, entschuldigt sich des Versehens halber. Nachdem die Kompagnie weggetreten war und der Herr Hauptmann sich entfernt hatte, ließ der Feldwebel kraft eigener Machtvollkommenheit alle Mannschaften im Kompagniebereich abermals antreten und den soldatischen Brauches noch Unkundigen, der die Beschwerde gewagt hatte, vortreten und versezte ihm eine Ohrfeige, deren Schall mir heute nach vielen Jahren noch im Trommelfelle knallt; kein anderer hat sich je wieder beschwert!

Bei den Soldaten meiner nächsten Umgebung — ich darf es ohne Selbstruhm sagen — war ich sehr beliebt; ich verstand, ihnen auf der Wachtstube Geschichten zu erzählen und zeigte menschliche Wärme für ihre Persönlichkeit, ihr Heimatdorf, ihre Beschäftigungen zu Hause. So fand ich eines Tages zufällig jenen feldwebelbeohrfeigten Neuling in Tränen aufgelöst auf seiner Bettstelle sitzen; er hieß Ehrlinspiel und entstammte dem reichen Hanauerlande; seine Gefährten hänselten und verspotteten ihn: „Disch wohl e Mädle, daß de so greinscht!“ Der Armste litt unsäglich an Heimweh. Ich meinte, es gehe ihm hinderlich und bot ihm insgeheim Geld an, daß er sich Eswaren kaufen könne. Dankend lehnte er mein Anerbieten ab und ich ersah künftig aus den Auszahlungen der von Hause gesendeten Beträge, daß mein junger Schügling der wohlhabendste seiner Genossen war. Durch meine menschliche Teilnahme hatte ich von Stund an einen so ergebenen Mann an ihm, daß er mir alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwies. Ich merkte meine Beliebtheit besonders daran, daß, sobald ich in die Kasernenstube trat, fast alle Bewohner sich mit mir zu schaffen machten, mir beim Aus- und Ankleiden behilflich waren und, da ich einen ziemlich achtlosen „Wichser“ (Pugburschen) hatte, mit Bürsten, Lappen und Wichsbüchsen an meinen Kleidern und Stiefeln herumwirtschafsteten, bis ich fein säuberlich, wie aus dem Schächtelchen dasand. Dann und wann beglückte ich einen der Eifrigsten mit einer Zigarre; wiewohl selbst Nichtraucher, hatte ich stets einen gespickten Behälter in der Tasche stecken — Glimmstengel sind ja Zauberstäbe! Meine waren, offen gestanden, die billigsten, deren ich habhaft werden konnte; beim Rauchen tut die Einbildung das Beste, und so wirkten sie Wunder und mundeten vorzüglich; ich hörte mit stillschmunzelnder Genugthuung, wie hinter meinem

Rücken ein Grenadier zum andern sagte: „Du, die ist vom Bierordt, die muß man mit Verstand rauchen!“ — —

Meine äußere Erscheinung hatte sich seit meinem Dienstantritt völlig verändert: war ich früher langhaarig und bartlos, so besaß ich nun wenig Haupthaar mehr, trug aber dafür einen Schnurrbart, „ein ganz respektabiles Gewächs“, wie es ein Vorgesetzter zu betiteln beehrte . . .

Viel besuchte ich in jenen Zeiten ein betagtes, mir verwandtes Ehepaar: den alten, zur Ruhe gesetzten Pfarrer Zimmer und seine Frau. Saß der schöne, greise Pfarrherr mit großen Augen und weißem, emporgestrafftem Haar in seinem Lehnstuhle, gleich er auffallend dem Bilde des alten Goethe, wie es, aus der Boissieréschen Sammlung stammend, im Museum zu Köln an diebsicherer Kette hängt. Seine Gattin spann, eifrig den Finger nehend, am surrenden Spinnrad — ein gemütliches Hausbild alter Zeit. Zimmer, noch ein Schüler Hebels, von dem er mit Verehrung und Wärme sprach, war ein Geistesfeher und Traumdeuter und hatte fast allnächtliche Zusammenkünfte mit dem Teufel und seinen Höllengeistern, wobei es stürmisch herging, was man am Tage dem fühlverständigen, klugen Mann nicht angesehen hätte. Seine Schwägerin, die ihr Bett neben seiner Schlafkammertüre stehen hatte, wurde nicht selten durch ungestüm nach der Wand geschleuderte Bettkissen aus ihrem Schlummer geschreckt: da wähnte der Geistermann nebenan, sein Bett werde zur paradiesischen Insel, seine Stube zu ringsum brandendem Meere verwandelt und der Satan nahe sich bald in Gestalt von Seedracen, bald von verführungslistigen Mädchen; und mit Gewalt warf er eines seiner Federkissen, das sich ihm feherisch zum Felsblocke versteint hatte, dem höllischen Versucher an den Schädel. Der seltsame Pfarrherr hatte seine Gesichte vom zwanzigsten bis zum siebzigsten Lebensjahre sorgfältig aufgeschrieben, sie sogar als umfangreichen Band im höchsten Greisenalter drucken lassen und an alle Schulen des Landes geschickt, obwohl der Inhalt durchaus nicht immer für Schulzwecke geeignet war; mancher Lehrer sandte es in sittlicher Enttäufung zurück; trotzdem lebte und starb Zimmer des unerschütterlichen Glaubens: sein Werk werde dereinst als Schulbuch eingeführt werden! Der merkwürdige Schwärmer ist völlig vergessen; seit 1879 deckt ihn die Erde. —

Auch bei dem preussischen Kriegsgerichtsbeamten, Geh. Justizrat von Sillern, einem väterlichen Freunde, verbrachte ich manchen Abend. Sillern, der, als Stockpreuße, nie vom „Kaiser“, sondern stets mit schlesischem Mundartansflug vom „Kenig“ sprach, pflegte zu sagen: „Unser alter Kenig

Wilhelm hat eben gar kein Herz. Wenn wir ihm Straffälle unter Zuhilfenahme milderer Umstände vorlegen, erhört er niemals unser Gesuch, sondern verschärft sogar die Strafe noch; ihm ist jedes militärische Vergehen ein Schwerverbrechen. Glauben Sie mir“, betonte der milde, gerechte Mann immer wieder, „unser König hat eben kein Herz!“ Zum ersten Male hörte ich aus wissendem Mund ein solches Urteil über den alten, allbeliebten, für milde geltenden Kaiser Wilhelm den Siegreichen . . .

Von Mitte Februar bis Ende März war „Kompagnieerzieren“, die schwierigste Zeit für den Soldaten, der Prüfflein für den Hauptmann. Auf kaltem, bereistem Grasboden des großen Übungsplatzes im Hardtwalde stellten wir ungezählte Stunden in „langsamem Schritt“ wie Kraniche über das spärlich sprossende Frühjahrsgrün und stampften im Stechschritt nieder, was da keimen wollte. Sogar „Kompagniekarrees“ gegen feindliche Reitermassenangriffe wurden noch fleißig eingeübt. Wenn unser guter Hauptmann vom Gaul herab seinem Feldwebel über die Köpfe der Kompagnie zurief: „Hesenaue, das Ganze nach dem Ausgang zu sammeln!“ und auf seinem Fuchs in leisem Galopp über die grasige Fläche dabonsprengte, atmeten alle leichter auf und hatten das Gefühl, als ob dem vielgeliebten „Alten“ das Befehlswort „nach dem Ausgang zu“ gleichfalls das willkommenste sei.

Nach Schluß der Kompagnieübungszeit erhielt ich mit meinem Schicksalsgefährten Spieß die funkelnden Knöpfe des Gefreiten oder, wie man früher schöner sagte, des Gefreiten. Ruhn, der Israelit und zudem kein glänzender Soldat war, rückte nicht vor. Ich muß gestehen, ich betrachtete ihn mit einem Anflug stillen Neides; so unerhört es klingen mag, so wahr ist es: ich hatte keine rechte Lust, befördert zu werden. Mein Soldatenehrgeiz war noch geringer als mein Bürgergeiz. Solange ich unabhängig von andern bin, ist mir alles recht, und ich kann neidlos verschmähen, was andern als das erstrebenswerteste Ziel vorschimmert. Später wäre ich gar zu gern Diefeldwebel geblieben und bin lediglich, äußerem Zwange folgend, da ich die Offiziersprüfung abgelegt hatte und vor allem als Offizierssohn den Anstand wahren mußte, Reserveleutnant geworden; als „Dize“ hatte ich in Unterkünften und Dienstleistungen nahezu die Annehmlichkeiten einer Offiziersstellung ohne ihre Verpflichtung und Verantwortung; ich hätte jederzeit die äußere Ehre der Stellung dem inneren Behagen ohne Besinnen geopfert.

Als Gefreiter hatte ich die Wonnen des „Korporalschaftsführers“ zu kosten; für einen, der nicht in der Kaserne wohnte und seine Mannschaft

überwachen konnte, war dies fast ein Ding der Unmöglichkeit. Nun mußte ich schlechter Turner selber vorturnen! Groß war ich auf anderm Gebiet: in der Erteilung von „theoretischem Unterricht“ an meine Korporalschaft; da kam mir meine Schulmeistergabe zustatten. Feldwebel Reubold meinte mit schmeichelhaften Worten: „Ich muß Ihnen sagen, Bierordt, so etwas habe ich in meiner langen Dienstzeit noch nicht gehört; das geht Schlag auf Schlag.“ Sogar der Hauptmann kam persönlich auf die rühmende Meldung des Feldwebels, um sich von dem Wunder selbst zu überzeugen. Die größte Mühe des Soldatenlehrmeisters besteht darin, die Ungelenkheit der Denkfähigkeit seiner Schüler geschmeidiger zu machen. Nach Bismarcks Tode ging als Seltsamkeit durch alle Blätter die Nachricht, daß ein Offizier in der Lehrstunde seine Leute nach dem großen Toten und seiner Bedeutung für Deutschland gefragt und die absonderlichsten Antworten, wie „Bismarck war der letzte Papst“ erhalten habe! Ähnliches habe ich häufig erlebt. Man sollte voraussetzen, daß in dem kleinen Baden jedes Landestkind die Namen des staatsleitenden Fürsten und seiner Gemahlin gegenwärtig habe. Weit gefehlt! Mehrfach habe ich gefunden, daß Leute vom Lande den Rufnamen des Großherzogs nicht kannten, und auf meine Frage: „Wie heißt die Gemahlin des jetzigen Großherzogs von Baden?“ ward mir das abenteuerliche Gemengsel: „Ihre Kaiserliche Hoheit Prinzess Eugenie“ zur Antwort!! Vielleicht hatte der Mann etwas von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Baden oder gar von einer Erzkaiserin Eugenie läuten hören, was er in wildwüchsiger Vorstellung wirksam und sinnreich verschmolz. —

Feldwebel Hesenauer, der gerne Zeichen seiner Gunst spendete, war nicht zufrieden mit mir, weil ich fast niemals um Urlaub einkam. Die Hauptleute wünschten, daß ihre Einjährigen viel in Gesellschaft und Theater gingen. Ich aber war froh, abends meine Ruhe zu haben und früh ins Bett zu kommen. Auch war es zu kläglich für einen, den die Natur nicht zum bewundernden Hedenbilder geschaffen hat, sich in der Jacke des Freiwilligen von den Herrn Leutnants an die Wand drücken und die anzmutigsten Länzerinnen wegschnappen zu lassen. (Bei einer Offiziershochzeit wurde mir leidlich schlankgewachsenem, vorstellfähigem Menschen eine Zwergin als Dame zuteil, weil man die Mißgeburt keinem Offizier zu geben wagte und der Einjährige dafür gut genug war . . .) Nur dem größten Zwange nachgebend, ging ich in die „große Welt“. Einem Hausball im eigenen Heim, dem sogar der Held von Ruits, der gefeierte General von Werder, beiwohnte, konnte ich nicht ausweichen; daß dieser

berühmte Heerführer bei uns verkehrte, verlieh mir in der Kompagnie ein wahres Hochbild, das ich möglichst auszubenten beflissen war . . .

Vor Ostern rief mich der Feldwebel etwas unwillig in seinen Amtsraum: „Jetzt haben Sie den ganzen Winter keinen Theaterurlaub genommen und sind wieder der einzige, der um keinen Tag Osterurlaub eingekommen ist — ich gebe Ihnen jetzt sechs Tage Urlaub; machen Sie, wohin Sie wollen, eine Osterfahrt!“ Also zu einer Reise auf höheren Befehl verurteilt, begab ich mich — natürlich in bürgerlicher Kleidung — mit einem gleichaltrigen Verwandten nach dem malerischen Lauffen am Neckar; war es doch mein heißer Wunsch, Hölderlins Geburtshaus zu besuchen! In Weinsberg sprachen wir bei Theobald Kerner, Justinus Kerners Sohne, vor und ich legte den Grund zu einer viele Jahre dauernden Freundschaft. In einem der buntfensterigen Zimmer des Kernerhauses hing das Bild einer Frau von wunderbarer, elfenhafter Schönheit; bezaubert fragte ich den breitschulterig gedrungenen, breitschwäbisch redenden, immer zu Wit und Schalkhaftigkeit aufgelegten, damals schon über sechzig Jahre zählenden Hausherrn mit erhobener Stimme: „Lebt dieses herrliche Bild?“ Und siehe, gleich einer Erscheinung aus höherer Welt trat das Urbild in blendender Schöne hinter einer Efeuwand hervor, mit beglücktem Lächeln dem ahnungslosen Huldiger die feine, weiße Hand reichend. Ich glaube, von diesem ersten, bühnenwirksamen Augenblick an keinen kleinen Stein im Brette bei Frau Else gehabt zu haben! Fast Jahr für Jahr bin ich wieder gekommen und kann der Gastfreundschaft jenes Hauses ein hohes Loblied singen. Einen treueren Sohn, der ehrfürchtiger das Andenken seiner Eltern gepflegt und im Geiste väterlicher Überlieferung andächtiger gelebt hätte, als Theobald Kerner, hat es nie gegeben; wer zu ihm kam und sich als Verehrer seines Vaters auswies, war wie ein alter Freund empfangen, dem ward von dem unermüdlichen, unverdrossenen Sohne das mit Sehenswürdigkeiten erfüllte Dichterhaus gezeigt. Es stand wie ein Feenhäuschen mitten in einem Garten, dessen Gebüsch vom Schalle windgeläuteter Aolsglöckchen geisterhaft tönten.

Herrlich war der Sonnenuntergang auf der Weibertreu, urgemütlich der Abend in der „Traube“ mit Theobald, den wir in der Herzensfreude über die neue Dichterbekannntschaft und alles trunken geschauter sogar mit Sekt bewirten zu müssen glaubten . . . In der nächsten Frühe ging es zu Fuß über einen Berg nach Heilbronn hinab, aus dessen Tale die Karfreitagsglocken feiervoll herausschallten . . . Das turmbewehrte Wimpfen, von

ragender Brustwehr stolz herniederblickend, entzückte die Wanderer mit seiner alten Kirche unten am Neckar. Auf einer Fähre setzten wir über und wanderten unter blauem Himmel und schneeweißer Baumblüte bis Neckarselz auf der Landstraße, von wo des Abends uns nach schöner, alter Sitte der Postwagen unter schmetternden Hornklängen des Postillions nach Eberbach brachte. Wie prächtig fuhr es sich dann an sonnigem Sonntagmorgen hoch auf dem Boche der gelben Postkutsche durch blühendes Tal nach Neckarsteinach! Der Dilsberg ward in Eile erklimmen, danach im Kahn flußhinab bis Neckargemünd gerudert und zuletzt im offenen Wagen nach Heidelberg gefahren. Ein Gang durch den Schwesinger Schloßgarten und eine Wallfahrt zum Dom von Speier krönten den Ausflug — alles in gehobener, bewegter, angeregter Stimmung. Überall Frühlingssonnenschein, Blühen und Erwachen! Man war jung, kräftig, gesund, wanderfelig; das Herz geht mir auf, wenn ich an jene glücklichen Fahrts- und Marschstage zurückdenke; sie sind durch spätere ähnliche Erlebnisse der Hochschülerzeit keineswegs verdrängt worden, im Gegenteil, sie glänzen gleichsam durch diese hindurch, wie eine fern entrückte, verschwebende Traumlandschaft durch silbernen Schleier zu dem sehnsuchtsvoll die Arme nach ihr Breitenden herüberschimmert. So war ich dem Feldwebel hinten nach doch dankbar für den erst so unwillkommenen Osterreichszwang . . .

Daheim wurden die Überschwenglichkeiten mit Felddienstübungen, Feldwachstellen in umliegenden Dörfern, mit Streifwagängen und Scheibenschießen wieder auf das richtige Maß herabgeschraubt.

Im Juli hatte das Regiment große Tagesübung mit Abkochen auf den Feldern um das benachbarte Dorf Bulach. Nach ermüdendem Vormittagsgefecht lagerte unser Bataillon um die Kirche des Ortes. Die Gewehre waren in Pyramiden zusammengesetzt; Kochlöcher wurden gegraben; Feuer loderten; das Wasser quirlte, das Fleisch brogelte in den Blechkesseln. Doppelt herrlich munden Hungrigen und Müden Fleisch und Kartoffeln aus kriegsmarschmäßiger Feldküche. In den Mittagsstunden wurde bei glühender Hitze gerastet und auf hartem Erdboden Schlummer gehalten. Neben an lag der Kirchhof mit auffallend schönen Reimsprüchen auf Kreuzen und Steinen. Der Herr Bizefeldwebel und ein Unteroffizier hatten fürsorglich etliche Flaschen Wein mitgenommen, die sie in die Kirche schleppten, wo sie erquicklichere Kellerröhle vermutet haben mochten. Über einem Holzstuhle hing das liegengebliebene Gewand eines Wespdieners. Raun hatten die fettschwimmenden Schweinsänglein des „Bize“ dieses Kleidungsstück erspäht, so hatte der Kerl sich schon damit verbrämt und

in den Beichtstuhl gesetzt. Der Unteroffizier, gleichfalls ein Spafsvogel, spielte Beichtkind. Bei einem solchen Beichtvater war es nicht schwer, für die schlimmsten Sünden Lossprechung zu erlangen. In lustigem Beichtspiele, Sünden bekennend und Sünden vergebend, leerten sie die Flaschen, toll einander zutrinkend. Wahrlich, ein Bild, das Grimme's Hausens „Simplissimus“ keine Schande gemacht hätte! Gut, daß die wenigen Zeugen verschwiegen waren, sonst hätte die Fortsetzung des Spieles unter Umständen im Zuchthause geschehen können . . .

In Stunden der Waffenruhe liebte ich, allein oder mit einem Gefährten ins nahe Beiertheim zu gehen, um in den Wellen der Alb Kasernendunst und Ackerschollenstaub abzuspielen; von jeher war es mein Vergnügen, in offener, freier Landschaft zu baden und zwischenhinein den Leib in blumendurchsprinkeltes Gras oder in flüsternde Kornhalme zu strecken. In gemietetem Kahn ward eine idyllische Fahrt durch wehende Wiesengräserflur unternommen.

Kurz vor dem Austrücken in das Herbstübungsgebiet war noch Kompagnieübung angesetzt. Beim Heimmarsch „ohne Tritt“ winkte mich der Bizfeldwebel, der an der „Queue“ hinterher humpelte, zu sich, indem er die aufgetragene seiner Launenlarven aufsetzte und, mich ausholend, also begann: „Hätten Sie keine Lust, beim Militär zu bleiben, mein lieber Bierordt? Der Herr Papa war doch auch Offizier, und unser Herr Hauptmann tät' es so gern sehen, wenn Sie sich dazu entschließen würden.“ Ich versetzte ihm mit der für Untergebene geziemenden Höflichkeit, daß ich die Absicht hegte, zu studieren. Da meinte er herausplägend: „Ja, studieren, studieren, das ist ja schön und recht, aber einmal müssen Sie doch die Bücher ausgelesen haben“. (!) Dabei machte er eine unnachahmliche Armbewegung, indem er beide Hände einen Meter weit auseinanderhielt, wie um die Breite eines Bücherstapels zu verbildlichen; vermutlich hatte er irgendwo drei Duzend Einbände nebeneinander stehen sehen, die er für den Gesamtbücherschatz der Welt halten mochte. Es gelang der Geschicklichkeit dieses Diplomaten nicht, mich für eine kriegerische Laufbahn zu entscheiden.

„Manöver!“ Herbstübung, du Erlöser des Soldaten aus langweiligem Kleinmeisterdienst, du trittst in die Einförmigkeit des Besatzungslebens dem vielgeplagten Kasernenmenschen so willkommen herein, wie dem amtsstubenverhoften Kanzleibeamten eine lüftende Karlsbader Wasserkur! Du halber Krieg mit Abwechslungen, Abenteuer, Unterkunftsnoten, ohne blutige Gefahren, laß mich einige Bilder aus dir flüchtig entwerfen!

Nach stark abkühlenden Regengüssen hatte sengende Glut eingesetzt, als wir uns beim Morgengrauen des 27. August 1878 auf dem Kasernenhof aufstellten und durch die Kaiserstraße freudig gestimmt zum Durlacher Tore hinausjogen. Hier und dort winkte hinter dem Vorhängchen ein betrüblich zurückbleibender Schatz seinem austrückenden Grenadier einen verstoßenen Abschiedsgruß zu. Noch verband der stattliche Pappelbaumweg Karlsruhe mit Durlach. In der Frühstunde schritt es sich herrlich, trotzdem man den gerollten schweren Mantel noch, wie einen atembeklemmenden Wulst, quer über die Brust trug; ich kam mir wie ein schlangenumringelter Laotoon vor. Mit steigender Sonne wurde der Marsch minder angenehm, aber die Rast im Baumschatten an Straßenrainen bei zusammengestellten Gewehren erquickte wieder.

Unzählige Male klang von den Soldatenlippen meines Regiments ein Volkslied, das jetzt verhallt zu sein scheint; daheim in der Kaserne, beim Kartoffelschälen und Gewehrputzen, draußen auf Ausmärschen in den Sandwirbeln der Heerstraße, gleichsam zum Troste gesungen, ertönte das entschiedene Leiblied unserer Grenadiere, „Die Reise nach Jütland“:

Ich reise nach Jütland,
D wie fällt es mir so schwer;
D du einzig schönes Mädchen,
Wir sehn uns nicht mehr.

Und sehn wir uns nicht wieder,
Ei, so wünsch' ich dir viel Glück,
D du einzig schönes Mädchen,
Denke oftmals zurück.

Am Sonntag am Morgen
Stand der Hauptmann vor der Thür:
„Guten Morgen, ihr Soldaten,
heut marschieren wir.“

Ach, warum denn grade heute?
Ach, warum denn grade heut? —
Denn es ist ja heute Sonntag
Für uns alle junge Leut'!

Der Leutnant sprach leise:
„An mir ist keine Schuld;
Denn der Hauptmann, der uns führet,
hat keine Geduld.“

Stand ein Schifflein am Strande,
Schiffet hin und schiffet her,
Als ob im fremden Lande
Keine Rettung mehr wär'!

War dies Lied beim Dahintrotten auf der Landstraße wieder einmal hinausgeschmettert und es fühlte ein Lustigmacher im Orange jugendlichen Übermuts das Verlangen, bemerkbar zu werden, haspelte er unter schallendem Beifall und Mitjuchzen seiner Gefährten in raschem Zeitmaße herunter:

Und wieder ein Liedel gesungen
Auf eine neue Weis';
Wohl hinten auf dem Buckel
Da heißen mich die Läuſ';
Wohl unterm linken Arm,
Da heißen mich die Flöſ'
Und auf dem Buckel marschirt
Die ganze Armee:
's ist einer von ihnen gestorben,
Sie legen ihn ins Grab
Und marschieren wie der Teufel
Den Buckel auf und ab. — —

In Ulstadt bei Bruchsal, unserm ersten Nachlager, führte mich der Unterkunftgeber, der, mit langem Apostelbart und großem Speicherschlüssel in der Hand, an den heiligen Petrus gemahnte, halbsbrecherisch eine Hühnersteige zum Bodenraum hinauf, der von Brathize wie ein Siedekessel der Hölle glühte. Da sollte ich unter sprühheißen Dachziegeln in berg-
hohem, flaumweichem Federbette Schlummer finden! Ich bat, mich nachts auf den Tisch im Eßzimmer strecken zu dürfen.

Gemütlicher war die Unterkunft in Leimen bei Heidelberg, bis wohin wir uns am zweiten Tage weiterschleppten. Dort umgab mich die ganze, nur aus Frauenzimmern bestehende Hausfamilie: Großmutter, Mutter und zwei Töchter, reizende Landmädchen, als ich mich anschickte, große Waschung vorzunehmen. Sie wankten und wichen nicht, und ich dachte: wenn es euch recht ist, kann es mir auch recht sein. Als ich aber Hals und Rücken zu entblößen begann, trieb die züchtiger empfindende Großmutter alle zum Tempel hinaus: „'naus, 'naus, ihr Mädle, der Soldat will sich wasche!“

Ein mühseliger, harter Marschtag war von Leimen über Heidelberg und in flimmernder Sprühhize auf baumloser Landstraße, an Ladenburg

vorüber, nach dem Neckardorfe Feudenheim bei Mannheim. Braungrauer Staub hatte wie mit Riesenspinnweben uns überzogen. Auf diesem Feudenheimer Marsch erlebte ich die Nacht des Zwangswillens an mir: indes ich, Staub auf Lippen, Staub auf Wimpern, Staub auf Kleid und Waffen, hinter dem wie von Aschenregen umflorten Fahnenträger dahinschlich und manchen um mich her ohnmächtig niederfallen sah, zwang ich mich mit fast wahnwitziger Gewalt zu dem Glauben: ich bilde mir die höllenhafte Umgebung bloß ein und liege in Wirklichkeit in einem kühlen Felsbecken unter dem säubenden Strahl eines Alpenbaches. Der berückende Selbstwahn wirkte derart mächtig in mir, daß ich stundenlang den Teufelsstrahlen der Bluthitze siegreich Widerstand leistete ...

Niemals habe ich mich so sehr als Stück meines Volkes gefühlt, wie auf Übungsmärschen, wenn ich den urgründigen Schweißduft meiner Gefährten geatmet habe: im Ernstfall hätte ich mich in Gemeinschaft mit meiner schicksalverhängten Umgebung willig geopfert, ja mit einem gewissen Lustgefühl mein Blut mit dem ihrigen über ein Schlachtfeld zusammen rinnen lassen; so sehr fühlte ich mich selbst als Scholle deutschen Ackerlandes ...

Aus der Mannheimer Gegend zog sich das Kriegsspiel durch das Neckartal dem Städtchen Neckesheim zu. Urämliche Unterkünfte, urwüchsigte Bauernbekanntschaften, grausige Gewitternächte, dann wieder stilles Lager am Sonntagmorgen bei fernem Glockenklingen in morgensonnigem Walde mit netten Genossen wechselten in buntem Reigen — es war eine schöne, schöne Zeit!

Am 17. September 1878 wurde bei Grombach die Veitwacht mit ihrem Reiz und Zauber bezogen; eine Veitwacht in schöner Sommer- oder Herbstnacht gehörte zu den herrlichsten Erlebnissen. Die Lagerfeuer flackern, die Dunkelheit bricht ein; die ernsten, in düstere Mäntel gehüllten Gestalten sammeln sich zu Nachtverles und Abendgebet; die Trommeln wirbeln, die Musik spielt den Zapfenstreich; ein ergreifendes Nachtlied steigt auf Posaunenschwingen aus finstern Talgrunde zum Himmel empor; der Mond schwebt über duftblaues Waldgebirg und übersilbert das nächtliche Kriegsbild.

Über Eppingen und Gondelsheim ging es wieder Karlruhe zu, dessen fernüber blinkende Kirchtürme mit ähnlichem Sehnsuchtsgefühl erspäht wurden wie die Mauern Jerusalems von den Kreuzfahrern ...

Die Urlauber freuten sich, in den nächsten Tagen in ihre Heimat zu dürfen; wer noch weiterdienen mußte, freute sich auf eine Reihe dienstfrei

wintender Tage, die nach den Herbstübungen einzutreten pfliegen; die Freiwilligen freuten sich auf die goldene Borte des Unteroffiziers — silberne wurden erst später eingeführt —, die zugleich das Sinnbild ihrer Befreiung vom Soldatenjahre bedeuteten; und ich freute mich fast mehr noch als über das goldene Halsband — nach dem Ungemach der schauerhaften Dorfbetten auf meine altgewohnte Lagerstatt, in die ich, voll satter Befriedigung, mich allabendlich schon mit den Hühnern, selig der überstandenen Mühsal, legte; immerzu hätte ich mit May Piccolomini jauchzen mögen:

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit ...“

Erste Heidelberger Zeit (Herbst 1878—Herbst 1879)

Noch waffentragend hatte ich mir in Heidelberg ein gemütliches Nest für das Winterhalbjahr ausersehen; aber noch gab es den Oktober 1878 hindurch manch bunte Wanderung, bevor ich mich behaglich darin einnistete.

Mit Nahrung besuchte ich zu Lüdingen die Wohnstätte Uhlands und den runden Erkerturm am Neckar, der den wahnsinnigen Hölderlin so viele Jahre beherbergt hatte, und streute herbstliche Blumen über die Gräber der verehrten Dichter. Über das herrliche Kloster Bebenhausen zogen Wolken und Krähen Schwärme im Herbststurm dahin ... Der verträumte, aus dem Abgrunde strahlhaft emporgehobene Lichtenstein, die dichtungverklärte Rebelhöhle Herzog Ulrichs, deren einst lichtschimmernde Steinwände vom Fackeldunste verdüstert waren, wurden schwärmend berührt; der kahle Hohenstaufen in Jugendbegeisterung für deutschmittelalterliche Kaiserherrlichkeit, und Hohenurach im Gedenken an Nikodemus Frischlin erkloffen. ... In Cannstatt suchte ich Freiligraths Witwe auf, die mir im Zimmer ihres verewigten Gatten manches fesselnde Erinnerungsstück zeigte, und mit der ich eine von jenem Tag an sich immer inniger gestaltende Freundschaft schloß, die zu den wertvollsten Gewinnen meines Lebens zählt ...

Mit Stephan zu Püllig, dem ältesten Sohne des Dichters und Hofbühnenleiters Gustav zu Püllig, begab ich mich zur Weltausstellung nach Paris. Mein Reisegefährte, der späterhin erschütternd enden sollte, war ein an Geist und Körper hünenhafter Mensch, von einer Unermüdlichkeit und Leistungskraft sondergleichen; auf Reisen pflegte er elender als Handwerksburschen zu leben.

In einer Hochschülerbude der Rue de l'ancienne comédie im Quartier latin hatten wir uns spottbillig eingemietet — denn kosten sollte die ganze Unternehmung eigentlich nichts. Unser Frühstück nahmen wir in einem Duval ein, ließen uns schon um acht Uhr morgens eine tüchtige Krautsuppe vorsetzen, in die wir einen halben Laib Schwarzbrot schnitten und etliche

X) Das hier verbleiben, so kann bei der
Planung = 4 Tage, hier von ihm warten! 24. 8. 1872

Eier schlugen, so daß ein lehmartiger, magenfüllender Stampf entstand, der, unterstützt vom gelegentlichen Vertilgen einiger Schokoladetafeln, unser Leben bis zum Abend fristen mußte. Die weitesten Strecken wurden zu Fuß zurückgelegt, nicht einmal Stellwagen durfte gefahren werden — jeder Sou wurde für die Luftfahrt im „Ballon captif“ aufgespart ... Überwältigt von der Herrlichkeit der unvergleichlichen Stadt wanderten wir an den sonnigen Oktobertagen längs der Seine zur Ausstellung hinaus, Paris in seiner vollen Breite durchmessend.

Noch standen die malerischen Trümmer der Tuileries wie das Sinnbild der zu Boden gestreckten Kaiserpracht gespensterhaft da, und ein Urwald von Gestrüpp und Gesträuch war darin aufgeschossen; unvergeßlich ist mir ein Kristallkronleuchter, der noch an morschem, verkohltem Balken unter freiem Himmel hing, ein letzter Zeuge glänzender napoleonischer Hofgesellschaft. Schade, daß die Republik diese Stätte freilegen ließ; sie hätte ein Gelande herumziehen und sich täglich an diesem Anblicke weiden sollen, der etwaigen Kronbeanspruchern zur ewigen Warnung hätte dienen können. Auch St. Cloud lag noch als wunderbar stimmungsvolles Baugetrümmer in seinem Parke wie ein tiefergreifendes Trauergedicht ...

Eines Abends war Stephan zu einem Diamantengroßhändler eingeladen. Ich saß an fröstelnd kaltem Herbstabend allein in unserm ungaslichen Gemache, das überdies durch das Fehlen einer halben Zimmerwand etwas außerordentlich unheimliches hatte. Der Wind rauschte im ungeheizten Rauchfang. Ich wartete lesend, frierend und auf den Schritt meines Freundes horchend, bis lange nach Mitternacht. Kurz zuvor hatte ich die Mordgeschichte der Herzogin von Praslin verschlungen, und vermeinte bei jedem Windstoß im Rauchfang einen Pariser Bürger durch den dunkeln Schlot heruntersteigen zu hören. Endlich, gegen zwei Uhr, klirrte die Türe; mein Freund kam aufgeräumter Laune heim und konnte sich vor Lachen kaum fassen. In der vorwiegend aus israelitischen Börsengrößen und Diamantenkönigen bestehenden Gesellschaft war er gefragt worden, ob ihm der Aufenthalt im „Grand Hotel“ zusage; denn man setzte voraus, daß ein deutscher Freiherr selbstredend nur in diesem weltbekannt teuern Haus abgestiegen sein könne; ein besonders wißbegieriger Forscher hatte sogar ihn darüber zur Rede gestellt, ob er am Tage für seine persönlichen Bedürfnisse mit hundert Franken ausreiche, wobei Putzig lächelnd den Frager im Zweifel ließ; die ganze Reise kostete kaum mehr. Wenn ich abends todmüde vom Geschaute und den Niesenwanderungen auf meine Bettstelle sank, setzte sich Stephan an den Tisch und schrieb die halbe Nacht aus

fährliche Berichte für eine pommersche Ruhme, die das Reisegeld ihm unter dieser Bedingung gespendet hatte. Der Billigkeit und schickeren Arbeit halber hatte mein Gefährte sich nach alter, üblicher deutscher Sitte Frack und Gehrock in Paris fertigen lassen und für die Heimreise auf die Außenseiten seines Handkoffers geschnallt; wir wurden jedoch in solch überfülltes, gepäckvollgepfropftes Wagenabteil gepfercht, daß mein armer Freund die schwere Last durch ganz Frankreich bis zur deutschen Grenze auf dem Schoße tragen mußte. — —

Mit Eduard Nicolai, dem späteren geadelten Leiter der Großherzoglich Badischen Kroneinkünfte, der ganz aus dem Häuschen vor Vergnügen an seinem frischen Hochschülertume war, fuhr ich nach Heidelberg. Ich hatte im Hause der Frau Rat Nebel (Karlstraße 16), hoch oben im vierten Stockwerk, zwei kleine, nette Zimmerchen gefunden. Die Wohnung lag in vornehmer Ruhe abseits vom Lärm der Hauptstraße. Große, nachgedunkelte Familienbilder im Treppenflur machten den gesättigten Eindruck festgegründet gediegener Altbürgerlichkeit. Die gute Frau Rat war stolz darauf, daß in dem ihr gehörigen Hause dereinst Goethe, Voß, Stolberg, Helmine von Chézy und andere schöngeistig berühmte Persönlichkeiten aus und ein gegangen waren. Ihre eigenen Erinnerungen reichten weit in die erste Hälfte des Jahrhunderts zurück; sie hatte noch in dem seinerzeit weit hin bekannten Chore des alten Thibaut mitgesungen. Ihre hausmütterliche Besorgtheit war rührend; nicht einmal die warme Bettflasche war vergessen, als ich an windigem Novemberabend Einzug in meinem „Turm“ hielt, wie ich die beiden Gelasse ihrer Wolkennachbarschaft halber taufte.

Hinter dem Hause zog sich ein herrlicher Garten den Schloßberg hinauf; wie manchmal erlebte ich darin zur Sommerzeit um vier Uhr morgens das Erwachen des Tages bei Vogelsang und Laugefunkel. Durch ein großes, weinlaubumspinnenes Fenster blickte das ergreifende Burgbild romantisch in mein Zimmer. Noch einige letzte rote Nebenblätter flatterten jetzt im Spätherbste vor den Scheiben, ein stimmungsvoller Rahmen um das hinreißende Gemälde von Bergwald und Schloßgetrümmer. Es war eine Bezauberung, wert, daß darin ein Clemens Brentano den Gedanken an „Des Knaben Wunderhorn“ ausgebrütet hätte. Warf abends die von Hause mitgebrachte Lampe ihren traulichen Schein auf Tisch und Bücherbrett, kochte deckellüpfend der selbstangebrühte Tee im metallenen Kessel, so war der Gipfel der Gemütlichkeit erklommen. Öfters an Winterabenden waren alte und neue Bekannte meine Gäste; so der junge Kunstgeschichtler Friedrich von Göler-Ravensburg und der spätere Frauenarzt Alfons Wendtner.

Rümpel

Im „Prinz Max“, wo man für achtzig Pfennig ein gutes, reichhaltiges Mittagessen bekam, pflegte ich zu speisen. Die ausgiebige Menge war mir von besonderem Werte; ich war wohl ein Schreck der Wirte: ein starker Esser und ein schwacher Trinker ... Im selben Kosttisch aßen mehrere Genossen von mir aus Karlsruher und Wertheimer Zeiten; sie waren sämtlich einer wenige Jahre zuvor gestifteten hochschülerischen Verbindung beigetreten. Meine Mutter war durch den in Karlsruhe lebenden Minister a. D. Jolly, dessen Söhne gleichfalls Mitglieder geworden waren, auf den hohen Wert dieser Vereinigung aufmerksam gemacht worden. Bei sonntäglichen Besuchen im Elternhause wurde ich ständig von meiner Mutter, die als ehemalige Offiziersfrau von merkwürdig ausgeprägtem „Korpsgeiste“ besetzt war, geradezu gedrängt, ebenfalls „einzuspringen“. Meine Natur sträubte sich gegen den landläufigen Zwang des „Komments“, zudem ich keinen Tropfen Bier über meine Lippen zu bringen, noch mich jemals an ein Stattspiel zu gewöhnen vermochte; war also kein vom Schicksal vorher bestimmter Verbindungsmensch. So entschloß ich mich, mir möglichst viele Freiheit persönlich während, als „Konkneipant“ — welch unvergleichlich edles Wort! — einzutreten; als solcher unterlag ich keinerlei Kneipzwang, konnte bis morgens zwei Uhr an meinem Vierteltchen Rotwein herumsupfen und hatte mich um innere Verwaltungsangelegenheiten der Verbindung keinen Deut zu kümmern.

Eine Hochschülerverbindung ist ein Staat, sozusagen eine Gemeinde in der Westentasche; Beamtenköpfe, Bürgermeisterbegabungen finden da den richtigen Tummelplatz zur Entfaltung ihrer Veranlagungen, zur Vorübung künftiger Berufstätigkeit.

Die Kneipe, ein kleiner, bescheidener, der Gemütlichkeit vollgenügender Raum, befand sich im „Bremeneck“ am Schloßberg, einem altberühmten Heidelberger Zechraum; später, als der Teufel des Größenwahnes in die Mehrzahl der Deutschen gefahren war, alles ins Unendliche sich auszuweiten trachtete, nichts mehr großartig und kostspielig genug war, folgten auch meine Verbindungsbrüder dem Zuge der verfliegenen Zeit und bauten sich nach dem Vorbild anderer einen Kneippalast auf Bergeshöhe. Ob die Gemütlichkeit dabei gewann, ist eine andere Frage; wenngleich die neu-modischen Menschen sich krampfhaft einreden, diese habe bei gesteigerter Veräppigung keine Einbuße erlitten.

Paukzwang herrschte nicht; als später die nichtfarbentragenden „Blasen“ sich immer mehr auf die Korps hinausspielten, ist er als dringendes Kulturerfordernis eingeführt worden ... Der richtige Verbindungsmann muß

Herdenmensch, Allerweltsfreund und Duzbruder sein, sonst wird er nie recht warm werden; ich bin ein solcher niemals gewesen; ich habe zwar etliche sehr liebe Freunde der Verbindung zu danken, suchte sie jedoch selbstsüchtig für mich zu besitzen und der Allgemeinheit abspenstig zu machen, was von andern Verbindungsbrüdern begreiflicherweise nicht gern gesehen wird. Vielleicht bin ich zu spät auf die Hochschule gekommen; bezog ich sie doch erst in einem Alter, da sich andere bereits zum Abschied von dort rüsten; niemals habe ich den richtigen, völlig harmlosen Hochschülerfrohsinn gekannt und zähle jene Jahre trotz herrlichen Rankenwerkes keineswegs zu den unbedingt schönsten meines Lebens. Freilich bin ich dafür auch niemals in lederne Philisterhaftigkeit verfallen.

Mit angeborener Ehrerbietung vor allem geistig Überlegenen, mit andächtigter Bewunderung meiner Lehrmeister, mit einer gewissen Befangenheit solchen wissenschaftlichen Größen gegenüber, besuchte ich die Vorlesungen. Aus dem Munde von Hochschullehrern, die mir als Generalpächter der Bildung, als Rigikulme der Menschheitsveredelung erschienen, erwartete ich nur Duellgesprudel von Weisheit, Geist und Wahrheit! Insbesondere dachte ich sie mir als edle Menschen voll Anerkennung ihrer hohen Verdienste untereinander, indem ich einem bei jungen, unverdorbenen Leuten oft vorkommenden Wahn huldigte, als ob die grundverschiedenen Eigenschaften: Gelehrsamkeit, Bildung und Edelmut sich deckten! Langer Zeit bedurfte es, bis ich dahinter kam, daß es gerade in diesen Kreisen ganz ungewöhnlich mensche ...

Bei Runo Fischer, dem berühmten Geschichtschreiber der Weltweisheit, hörte ich Vorträge über Kant; an diesem glänzenden Redner funkelte und gleißte sozusagen alles: seine Beredsamkeit blendete wie elektrisches Streiflicht, seine Augen blitzten, und an seinen Händen, mit denen er eindrucksvoll seine Sätze auf dem Rednerstuhle zu begleiten verstand, spielten Edelsteine in glänzendem Feuer. So leuchtugelprächtigt die Vorträge über Kant dahinrollten, mir unweltweisem Kopfe waren seine Vorlesungen über Schillers Leben von höherem Genuß und nachhaltigerem Wert. — Kants Werke mit ihrer krausen, für Nichtweltweise scheinbar verworrenen Sprachwelt, sind mir stets Bücher mit siebenmal sieben Siegeln geblieben; ich habe es mit den späteren Weltweisen gehalten, die wenigstens Deutsch geschrieben haben ... Bei dem ehrlichen, trefflichen Erdmannsdörffer, dessen quellender Brustton kein Bindewörtchen sich unbetont entwischen ließ, hatte ich Geschichte des Revolutionszeitalters, bei Winkelmann, dessen lispelnder Gelehrsamkeit man die höchste Achtung zollen mußte, „Methodologie der

Wissenschaften“ belegt ... Im Seminar machte ich alt- und neudeutsche Übungen bei Otto Behaghel mit, damals einem jungen, hochstrebenden Privatdozenten — die Zukunft schaffe dafür ein edleres Wort! —, der es durch kräftiges, erfolgreiches Bemühen zu deutschforscherischer Berühmtheit brachte ... Da ich selbst deutschsprachlichen Forschungsarbeiten mich widmen wollte, war meine Hauptanziehungskraft der vielseitige, feingeistige Karl Bartsch, „Germanist und Romanist“ zugleich. Leider war der übersteifige Mann, dessen Werke, sowie Bearbeitungen und Herausgaben von Werken anderer Unzahl waren, in jenem Winter so leidend, daß er nur mit Aufbietung aller Kraft einmal wöchentlich eine Stunde „provenzalischer Textkritik“ einem kleinen Hörerkreis auf seiner Arbeitsstube daheim erteilen konnte. Durch fast selbstmörderisches Überarbeiten sollte sich Bartsch bis an den Rand des Grabes gebracht haben; man erzählte sogar, er habe seine Füße in kaltes Wasser unter dem Schreibtische gestellt, um sich für Nacharbeit wachzuhalten. Sein ältester Sohn, Rudolf, ein gescheiter, reizender Mensch, zählte zu meinem liebsten Umgang in der Verbindung.

Schon seit den ersten Tagen des Heidelberger Aufenthaltes saß mir unter neu aufgenommenen Verbindungsbrüdern ein junger Berliner, Theodor Lewald, bei Tische gegenüber, dessen ganzes Wesen eine nahezu grenzenlose Zuneigung in mir erweckte, wiewohl ich mich sonst gegen alles Berlinische vielfach ablehnend zu verhalten gepflegt hatte; dieser besiegte mein Vorurteil. In den ersten Wochen kamen wir über äußerliches Übereinkommen nicht hinaus, wenn wir uns auch nach traulicher Hochschülerfitt duzten; aber seit Neujahr 1879 traten wir uns von Tag zu Tage näher, und da wir den Sommer zusammen in Heidelberg zu bleiben gedachten und spätere Aufenthalte zu Leipzig und Berlin nach gemeinsamem Plan einzurichten verabredeten, so ist die Geschichte der nächsten anderthalb Jahre im Grund eine Geschichte der Freundschaft mit Lewald. So ziemlich alle andern Beziehungen traten in Schatten oder blästen ab. Friedrich Nietzsche meint einmal: daß es gewöhnlich die gleichen Studienwege seien, welche die Menschen, die sich im schönen Garten der Wissenschaft ergehen, zusammenführen und den Hintergrund einer sich bildenden Freundschaft abgeben. Dies war bei uns nicht der Fall. Theo, wie ich ihn hinfort kurzweg nennen will, war Rechtsbeflissener, vor allem aber ein Mensch, der für Großes und Hohes in Kunst und Schrifttum einen leidenschaftlich entflammbaren Sinn besaß. So waren wir vor jeglichem öden „Fachsimpeln“ behütet und unsere glühende Freundschaft konnte sich auf das menschlich schönste entfalten. Diese Freundschaft ist der goldigste Sonnenstrahl meines Hochschullebens.

Jrgendwo las ich einmal, daß nur gute Menschen Freundschaft spenden und empfangen könnten; verhielte dies sich wirklich so, dann müßte ich ein sehr guter Mensch sein, denn inniger und reiner Freundschaft zu spenden und zu empfangen, als mir es beschieden war, ist kaum menschenmöglich. Einmal wöchentlich opferte ich einen Abend der Kneipe; sonst war ich jede freie Stunde des Tages, des Abends mit dem Freunde zusammen, und wir hielten die Zeit des Umgangs mit andern so ziemlich für verloren. Daß Freundschaft eifersüchtig werden kann, erlebte ich stark an mir, denn ich war ungehalten, wenn Theo anderswohin eingeladen und mir dadurch entzogen wurde. Leute, die gern abseits ihre eigenen Pfade wandeln, sind nicht richtige Verbindungsbestandteile, und manche kleine Verschnupftheit hatten wir nicht mit Unrecht zu befahren. Auch die üblichen Sonntagsfahrten ins Karlsruher Eternhaus fingen fast an, einzuschlafen; damit wir uns über vortraglose Tage nicht zu trennen brauchten, nahm ich Theo bisweilen mit, und im Sturm hatte er sich die Liebe meiner Familie erobert; meine jüngeren Brüder hingen mit abgöttischer Schwärmerie an ihm.

Gleich in der ersten Zeit unseres Nähertretens hatte mein Freund einen Waffengang auszufechten. Von einem wildfremden Kerl nachts angerempelt, mußte er ihn nach hochschülerhaften Ehrbegriffen zum Zweikampf fordern. Als schlanker, hochgewachsener, stahlsehniger Jüngling führte er seinen Gegner zwar gehörig ab, bekam jedoch im letzten Augenblick noch eine leichte Verletzung oben am Scheitel; glücklicherweise wuchs bald wieder Haar über der Narbe; seine Züge waren nicht entstellt worden. Der andern Völkern so lächerliche Hochschülerstolz auf Schmisfe schien mir immer als veralteter, unausrottbarer Nest raufholdiger Urwaldbarbarei; ich pflegte den Verwundeten mit der Sorgfalt einer Krankenschwester und zählte in ängstlicher Spannung die Pulsschläge des Fiebernden.

Im erwachenden Frühling streiften wir durch Berg und Thal, nach dem karpfenreichen, schon von Ditz in einem Sonett gefeierten Wolfsbrunnen; auf den Dilsberg nach Neckarsteinach; in die Waldungen um Zwingenberg und unzählige Male hinauf zum Schlosse, von dessen ragendem Söller wir mit jugend- und schönheittrunkenen Blicken den Neckar durch frisch sich belaubende Landschaft zur Rheinebene hinauswallen sahen. Der zarte, duftige Schleier des ersten Grüns hing wie Zaubergespinnst über dem Bergwald, und von der jungen, keimenden Saat ferner Felder trugen die Winde den Duft des Lenzäthers berauschend herüber. Schwärmerische Lieder entstanden zu jener Zeit des Schwelgens in Natur, Frühling und Freundschaft, und wie Gebet strömte mir von der Lippe:

O Frühling, o Lieder,
 O Sonnenschein!
 Wie strahlt ihr beglückend
 Ins Herz hinein!
 Ach, würde die Stunde
 Zur Ewigkeit
 In der goldenen, herrlichen
 Jugendzeit! — —

Bis vier Uhr morgens Goethe und Hölderlin zusammen lesend, waren wir in der letzten Nacht vor Theos Abreise in die Osterferienzeit noch auf meiner „Bude“; zu genannter Stunde fuhr mein Freund nach Berlin, und ich begab mich bei Tagesanbruch nach Karlsruhe, um — Unteroffizier und Vizefeldwebel zu werden!

Durch die Übungszeit zurückgehalten, begann mein Sommerhalbjahr erst Mitte Mai. Theo war zwei Wochen vor Beginn seiner Vorlesungen mein Gast im Elternhaus, und ich zählte die Stunden, bis Heidelberg uns wieder vereinigte.

Mein verehrter Lehrer Vartsch war soweit genesen, daß er seine Vorlesungen über Parcival und deutsche Sagenkunde wieder hatte aufnehmen können. Runo Fischer hielt seine berühmten, gedankenklaren Vorträge über griechische Weltweisheit, und zweimal wöchentlich in dem großen Festsaale der Hochschule über den „Faust“. Die Vorträge über Goethes Werk haben mich von allen bei Fischer gehörten am wenigsten erbaut; er führte viel zu viel Verse der Dichtung selbst an und geriet dabei in solche Überbegeisterung, daß sein Hochgefühlsschwung oft unverständlich wurde, seine Stimme häufig sich überschlug und er die letzten Worte gurgelnd verschluckte ...

Das große Ereignis jener Tage — Ende Mai 1879 — war die Erstaufführung von R. Wagners „Rheingold“ und „Walküre“ in Mannheim. Dort war noch eine so starke gegenwagnersche Strömung, daß das Zustandekommen der Darstellungen eine zeitlang zweifelhaft schien. Mit meiner Mutter und Theo fuhr ich zu beiden Abenden hinüber und ging in Wagnerbegeisterung völlig auf. Ab und zu war ich bei Runo Fischer, der mir gütig gewogen blieb, in kleinem Kreise zu Tische geladen, und jedesmal setzte es heiße Kämpfe für und gegen Wagner ab. Fischer goß die gefalzenste Lauge seines Spottes über den Dichter des Nibelungenrings aus, den ich aufs leidenschaftlichste in Schutz nahm, drolligerweise sogar als einen „Mann meiner Wissenschaft“ verteidigte, indem ich den kindlichen Wahn hegte, die Wiederbelebung altgermanischer Stoffe zum Zwecke

des Musikdramas käme mittelbar der deutschkundlichen Wissenschaft wie-
derum zustatten. Damals lebte noch die erste Gattin des Hausherrn, die
edle, feingebildete Freundin von David Strauß und von ihm in seinen
Schriften gefeiert; sie legte durch zartes, echt weibliches Wesen wieder
Balsam auf die Wunden, die der stachelrednerische Gallenspott ihres geist-
sprühenden Gatten geschlagen hatte.

Einige Verbindungsfreunde, darunter auch Theo, hatten zu Pfingsten
eine Fußwanderung durch den Odenwald in mein altes Wertheim am
Main verabredet. Ich hatte den Eltern versprochen, über die Feiertage
heim zu kommen; aber dort hielt ich es nicht aus: Theo den andern über
Pfingsten allein zu gönnen, wäre mir unmöglich gewesen. Nächsten Tages
schon eilte ich, den Fußwanderern vorausfliegend, mit der Eisenbahn zum
altgeliebten Mainstädtchen und ging am späten Nachmittag auf der Land-
straße durch das Maintal den Freunden entgegen. Reizende, von sonnigem
Pfingstwetter umgoldete Tage wurden mit den lieben Wandergenossen in
dem entzückenden Städtchen verschwärmt: die Schloßfeste, der Wartberg,
die Rembergnase freudig erstiegen, und die heißen, jugendlich schwellenden
Leiber im wonnigen Main geühlt. Über den Eisenhammer ging es durch
ein stimmungsvolles Speßarttal zur Kartause Grünau, und ein lauer
Juniabend ward im Kloster Bronnbach, dem einstigen Sitze Don Miguels
von Portugal, trinkbar verjubelt.

Der Dichter Alexander Kaufmann, der seit den 1850er Jahren als Fürst-
lich Löwensteinscher Archivrat in Wertheim lebte, den ich aber in meiner
eigenen Wertheimer Zeit nie besuchen durfte — aus Fürsorge, ich möchte
durch künstlerische Einflüsse von Schularbeiten abgezogen werden —, emp-
fing mich im Vereine mit seiner geistvollen, unter dem Decknamen Amara
George schriftstellernden Gattin gastlich in seinem Hause und tannenüber-
schatteten Garten an der Lauber. Kaufmann, dessen reizende Gedichte sehr
mit Unrecht von der Nachwelt vergessen werden konnten, gehörte dem
Kinkel-Simrock'schen Bonner Dichterkreis an; er war ein zartes, feinglied-
riges, grundgelehrtes Männchen, das nur selten ausging und sich an den
heißesten Sommertagen den Hals mit einem Wolltuche bis zu den Ohren
umwickelte; in vier Jahren Wertheimer Aufenthalts erinnere ich mich, ihn
nur einmal auf der Straße gesehen zu haben, was in einer so kleinen Stadt,
wo man fortwährend übereinander stolpert, etwas heißen will. Als ich mit
wahrem Hochgefühl, nun für immer von der einstigen lästigen Schulfessel
befreit, bei dem verehrungswürdigen Dichter eintrat, rief er mir zu meinem
Erstaunen entgegen: „Mein Gott, wie gleichen Sie Mörike, als er jung

war!“ Der Bücherstaub seiner Grundgelehrsamkeit hatte sich keineswegs erstreckend auf die Blüten seiner Dichterbegabung gelegt; noch 1870 hatte er dem neuerstandenen Deutschland schöne Verszeilen gesungen. Die Hauptstärke seiner Dichtung ist nicht die vaterländische, sondern die reine Stimmungslýrik. 1890 besuchte ich Kaufmann zum letzten Male; da glich er einem nur noch mühsam fortglimmenden, verflackernden Kerzenlichte; 1893 ist er gestorben ...

Ein Teil der Pfingstreisegesellschaft beschloß, dem alten, von mir schon wiederholt geschauten Rotenburg ob der Tauber einen Besuch abzustatten. Da ich in der Geschichte der ehemaligen Reichsstadt sehr bewandert war, konnte ich den Gefährten mich als Führer nützlich erweisen; sie lachten zuweilen über meine bis ins kleinste sich erstreckende Jahreszahlenkenntnis; für Geschichtszahlen habe ich von jeher eine besondere Gabe besessen. Von unserm Gasthoffenster überschaute man prächtig die aus dem Taubertale kühn aufsteigende Mauer mit ihren Brustwehren, und in hinreißender Schönheit glitzerte das Sternengewölbe des mitternächtlichen Himmels über den dunkeln Türmen der altertümlichen Stadt. —

Am 11. Juni 1879 feierte Kaiser Wilhelm I. seine goldene Hochzeitgedenkfeier. Die Hochschülerschaft beging das Fest mit einer Feiertkneipe auf dem Schlosse. Wir hatten es vorgezogen, den Abend in der Stille meines Zimmers zu begehen; der Nachtwind trug die Klänge der Festlieder über meinen dunkeln Berggarten herab in die offenstehenden Fenster.

Um der lastenden Junihitze zu steuern, segelten wir zuweilen im Boot auf dem Flusse, wurden durch Gegenwind einmal unsanft an einen Pfeiler der alten, hölderlinbesungenen Neckarbrücke geschlendert, so daß wir nicht ferne von einem Nepomuktode waren; auch verschlug es uns nichts, von Ausflügen heimkehrend, zu nachtschlafender Zeit in den Fluß zu tauchen, ob auch die Uhren des schlummertrunkenen Heidelberg eben zum Schlage der Mitternachtstunde aus hoben ...

In jenen schwülen Frühsommertagen drang die Kunde von dem im Zululand ermordeten Prinzen Lulu Napoleon nach Europa. Das erschütternde Ereignis in dem französischen Erzkaiserhaus ergriff mich rein menschlich in außerordentlicher Weise; drei Jahre trug ich mich mit dem Gedanken, dem Unglücklichen einen dichterischen Denkstein zu setzen, bis 1882 mein seinerzeit am meisten bekannt gewordenes, von zahlreichen Beurteilern für meinen glücklichsten Wurf gehaltenes Gedicht „Die Tuilerienkinder“ entstand ...

Auf den Johannisabend hatte uns der mir befreundete Mathematiker Alfons Delisle nach Handschuhsheim in das Gasthaus der „Tante Felty“,

einer weitberühmten Hochschülermutter, geladen. Hier erlag ich meinem Schicksal. Meine fast sprichwörtliche Untrinkbarkeit bezog sich nur auf Bier und Wein; aber der edle Stoff einer Erdbeerbowle von hinreißender Süßigkeit brachte mich schwer ins Wanken. Ich konnte mich zwar noch leidlich tapfer auf taumelnden Beinen halten, hob jedoch ein eisernes Kränzlein vom Ofen ab, mich damit krönend, und warb im Schmucke dieser Stirnzier die alte „Tante Feltz“ zu einem Walzer. Theo geleitete mich in der Nacht heim; in der vollmondbeschiedenen Ingringasse bewegte sich, ächzend und uns wie um Hilfe ansehend, ein sinnlos betrunkenen Mann, auf allen vieren herumkriechend und glasigen Auges unter weißem Strohhute heraufstrierend — dieses Jammerbild brachte mich völlig zu besonnener Mäßigkeit, und ich war glücklich, daß ich nicht der allerbetrunkenste Hochschulbürger Heidelberg in jener Nacht gewesen war; es ist dies mein erster und hoffentlich letzter Rausch im Leben gewesen ... Unser Gastgeber, der vorzügliche Mathematiker, lieferte mir den Beweis für die oft behauptete Einseitigkeit der mathematischen Begabung; auf Spaziergängen gestand er mir, daß er lediglich für mathematische Aufgaben veranlagt sei, und beklagte, für Geschichte keinerlei Gedächtnis zu haben; er bat mich, ihm als Kenigkeit zu verraten, ob Napoleon bei Leipzig gesiegt habe oder geschlagen worden sei; aus der Geschichte jenes Zeitalters stimmerten ihn, wie er sagte, die zwei Namen Napoleon und Leipzig vor Augen; von einem russischen Feldzuge hatte er keinen Schimmer. Auf meinen Rat kaufte er zum Selbstunterricht die gefürzte Ausgabe von Webers Weltgeschichte und setzte sich mit rührendem, eisernem Fleiße dahinter; nach einiger Zeit von mir befragt, mit welchem Geschichtsabschnitte der Menschheit er sich gerade beschäftige, meinte er treuherzig: er sei jetzt an den Holznägeln der Walfingerschiffe! — —

Durch die von mir einst bewunderten Vorträge des Naturforschers Brehm, durch meine altnordischen Arbeiten, auch etwas durch Wagners Lonschöpfungen angeregt, hatte ich für den Juli eine Reise an das Nordkap vorgesehen gehabt; ich wollte Norwegen mit seinen Felsen, Fjords und Nebeln schauen. Aber da brach mit Beginn des Monats ein wochenlang währendes Regenwetter über ganz Europa los, das alle Reiselust ersäufte. So benützte ich die vortragfreien Vormittage jener Regenzeit, um die dichterischen Erstlinge meiner stark den Erzeugnissen der „Schwäbischen Dichterschule“ verwandten Muse zu einem Bändchen zusammenzustellen. Indes draußen vom schlossengrauen, aschenfarbenen Himmel ein unaufhörliches Niederrauschen auf die metallisch klingenden Baumblätter im Garten troff,

knospte in meinem Herzen ein voller Liederfrühling, reich an überschwenglichen Zukunftshoffnungen. Ein halbes Duzend mir Näherstehender, eine Auslese von Menschen, denen ich Verständnis für Dichtung zutraute, lud ich zu einem Leseabend, um ihnen meine fertige Handschrift vorzutragen; ihr günstiges Urteil bestärkte mich in dem auch von meiner Familie gut geheißenen Vorhaben, diese Jugenddichtungen zu veröffentlichen.

In einem der Regenabende jener Zeit war eine Anzahl meiner Verbindungsbrüder in ihrem beliebten Stammlokale, dem „Schiff“ zu Neuenheim, versammelt. Ein Bekannter hatte mir die soeben erschienenen Scherznachdichtungen des Berliner Schriftstellers Fritz Mauthner „Nach berühmten Mustern“ geliehen; ich hatte sie mit Vergnügen gelesen und nahm sie mit, meinen Freunden eine Überraschung zu bereiten; nie wieder habe ich solches Lachtrommelfeuer gehört, Tische und Stühle wackelten. Zum ersten Male tönte der Name des witzigen Berliners an mein Ohr, der mir unmittelbar danach in so drolliger Weise wieder begegnen sollte.

Das Sommerhalbjahr schloß mit feierlichem Fackelzuge zu Ehren des Hochschulleiters Blunzschli, des weltbekannten Rechtslehrers, wobei auch wir im Reigen mitschritten; Augusthitze, Pechflecken und Fackelqualmen hatten uns derart zugerichtet, daß wir stundenlang in der Nacht auf Theos Bude zu tun hatten, die letzten Kaminfegerspuren mit Hilfe reinigender Butterbrühe von der Haut zu salben.

Weder diese Schornsteinfegerei noch das hübsche, auf Neckarsteinachs Burgen gefeierte Stiftungsfest meiner Verbindungsbrüder schienen Theo und mir den richtigen Schlussstein für die schöne Heidelberger Zeit zu bilden; so entschlossen wir uns, zur Krönung der freundschaftigglühenden Lebensspanne, noch eine Schweizerfahrt zu unternehmen; hatte doch mein Freund das herrliche Land nie betreten gehabt.

Nach kurzer Rast im Vaterhause fuhren wir nach dem altvertrauten Konstanz. Damals waren zusammenstellbare Rundreisehefte eine neue Erfindung. Ein alter Mann im Abteil, der jeden Augenblick meinte: „Ich dünkte, wir müßten jetzt bald in Singen sein!“ — was geflügeltes Wort bei uns wurde —, hatte ein solches, nahezu abgelaufenes Fahrtscheinheft bei sich. Mir die Neuerung zu betrachten, bat ich ihn darum; zu unserm Vergnügen reichte er mir es mit den Worten: „Verzeihen Sie, es ist aber nicht mehr viel Literatur darin.“

Zu Konstanz erzählte ich einer altbefreundeten Dame, daß wir zwei Wanderer nächster Tage, Scheffels Einladung zufolge, zu Radolfzell anfahren wollten. Da meinte sie allen Ernstes: „Nicht wahr, der gibt Ihnen

Stunden im Dichten?“ Dies machte mir und dann Scheffel, dem ich es brühwarm berichten konnte, königlichen Spaß ...

Unter einem alten, herrlichen Baume, dem Lieblingsfuge Kaiser Wilhelms I. auf der Insel Mainau, lagerten wir einen halben Morgen, versunken in den Anblick des klaren Bodensees, der träumerisch an die Stadensmauer plätscherte, und des durch bläulichen Sonnenduft herüberglitzernden Säntis ...

Auf Arenenberg, dem ehemaligen Schlosse der Königin Hortense, wurden napoleonische Erinnerungen lebendig; zufällig war gerade der 15. August: der Napoleonsstag. Und da stand das weißmarmorne Standbild des Prinzen Lulu, des bei seiner Geburt mit unermeslichem Jubel begrüßten „Kindes von Frankreich“, des im fernen Südafrika von den Speeren der Wilden elend hingeschlachteten englischen Kriegsfreiwilligen, wie ein bleiches Gespenst das geborstene Glück napoleonischer Kaiserherrlichkeit versinnbildlichend.

Ein Boot setzte uns nach der Insel Reichenau über, die wir Etkhardts erinnerungsvoll, zuweilen unter schattigen Obstbäumen rastend, der Länge nach durchwanderten; in der uralten Kirche vorsprechend, wo Karl der Dicke, der kaiserliche Schmerbauch, von Heldentaten ausschläft. In gehobener Stimmung mieteten wir einen Kahn: sollte doch nun zum Etkhardtdichter selbst hinübergesteuert werden! Die warme Augustvormittagssonne strahlte über die lauen, bläulichen, den fernen Hohentwiel spiegelnden Seewellen. Nicht weit war der grauhaarige Fährmann vom Uferstreifen hinausgerudert, als wir die Kleider abschüttelten, uns in die Flut warfen — die wie ein tiefer, blauer Abgrund, ein umgestülptes Himmelsgewölbe hinuntergähnte — nackten Leibes, gleich Göttern, die Wasserbläue durchschwebend, wonnigen Geplätschers einen gewaltigen Teil der Seestrecke in jugendlicher Schwimmerfreude durchmessend ...

Scheffel empfing die angeschwommenen Odysseusse mit herzwärmer, gewohnter Gastlichkeit im Landhaus „Seehalde“, und meinte lachend, noch keiner seiner Gäste sei schwimmend zu ihm gelangt! Beim Mittagstisch erzählte er, wie er einmal zu Lübingen Dittlie Wildermuth habe besuchen wollen; diese, eine ebenso treffliche Hausmutter wie Dichterin, habe Bügel und Wäschetag gehabt, jedoch als sie seinen Namen hörte, in ihrem gemüthlichen Schwäbisch zur Türe hinausgerufen: „Sie dürfet scho' rein komme, Sie g'höret ja au zur Jonst!“ Sprach Scheffel von etwas ihn unangenehm berührendem, so konnte seine Stimme einen breitgedehnten, in gesteigertem Grolle fast — ich finde keinen die Sache richtiger treffenden

Ausdruck — stiermässig brüllenden Ton annehmen. So begann er wie fernes Donnerrollen: „Kam da kürzlich ein Kerl aus Berlin, um mich zu studieren. Da ich Gesellschaft erwartete, führte ihn mein Sohn Viktor auf dem Gute herum und zeigte ihm alles. Hier an diesem Tisch ist er gesessen; Salz und Brot hab' ich mit diesem Kerl geteilt — und nun schickt er mir neulich ein Buch, in dem er mich verhöhnt und als den gemeinsten Saufaus hinstellt. Viktor, hol's einmal!“ Da brachte der hübsche, blondhaarige Junge von einem Seitentischchen die Fritz Mauthnerschen Scherznachdichtungen! Der junge Viktor mußte sich das seinen Vater so überaus in Harnisch bringende Büchlein fleißig zu Gemüte geführt haben; alsbald hub er an, gerade das Gedicht auswendig herzusagen, das seinen Vater vor allen andern gereizt und aufgebracht hatte, weil es ihn als hurtigen, mitternächtigen Vertilger von zwölf Schoppen Seewein feierte!

In stirnaderquellender Wut rief Scheffel: „Bänk' und Bäume meines Besitztums habe ich nach meinen Freunden genannt; nur der Saufall hat noch keinen Namen — ich weiß, nach wem ich ihn künftig taufen werde!“ Ich glaube, Scheffel, der in solchen Dingen keinen Scherz, überhaupt sich selbst nicht zum besten zu haben verstand, hat Fritz Mauthner jenes Buch nie verziehen; jedenfalls schien er von Stund an kaum einen Menschen mehr gehaßt zu haben, als jenen fedmütigen Scherznachdichter. Solcher Gereiztheit gegenüber hatte ich nicht den Mut, zu gestehen, daß wir Hochschüler in Heidelberg die launigen Stüchchen mit vergnüglichem Behagen verschlungen hatten.

Während des Nachtisches trat zu unser aller Staunen ein feldmarschmäßig ausgerüsteter Soldat ins Eßzimmer, hielt Scheffel ein rotgebundenes Buch vor die Nase und entledigte sich in etwas barschem, kurz angebundenem Tone seines Auftrags: „Der Herr Oberst, der gestern hier im Quartier lag, schickt mich. Der Herr von Scheffel möcht' so gut sein und ein Gedicht von seiner eigenen Hand in dieses Buch schreiben. Der Herr Oberst hat mir ausdrücklich befohlen, das Haus nicht zu verlassen, eh' der Herr von Scheffel etwas hineingeschrieben hat!“ Etwas verblüfft und sichtlich ungehalten, verließ Scheffel brummend die Gesellschaft und kehrte nach einem halben Viertelstündchen mit dem Gewünschten zurück, worauf sich der zudringliche, die Pistoles auf die Brust setzende Kriegsmann sohlesenscharrend empfahl. Nach seinem Abmarsch jammerte Scheffel über die täglichen Anmutungen von Handschriftenwünschen. Gleichzeitig mit der gestrigen Einlagerung sei ein ganzes Mädchenerziehungsheim bei ihm ein-

gerückt, und zum Abschied habe jedes der jungen Dämchen ihr Stammbuch aus der Tasche gezogen ...

Nach Tische gondelten wir über einen Seearm nach der Mettnau hinüber, einer spitze in den Zeller See hinausgerecten Landzunge, worauf Scheffel sich in turmartigem Bauwerk eine Sammlung mit allerhand Erinnerungen und Gedentstücken eingerichtet hatte. Dieser Besitz sollte ihm später zu lästiger Plage fallen; sein Gebet:

„Gott schaff' uns auch die Mettnau
Zu einer trock'nen, fetten Au“

ist leider nicht erhört worden ... Viele Jahre nach Scheffels Tod, als sein Sohn Viktor die Mettnau, das unglückselige Erbe des Vaters, bereits abgestoßen hatte, kam ich wieder einmal des Weges gefahren; da erklärte mir ein der Gegend kundiger Mitreisender, der sich freundlich bemüht fand, mir die Sehenswürdigkeiten ringsum zu erläutern, mit dem Finger nach der Mettnau hinüberdeutend: „Sehen Sie, dort ist das Stammschloß des ehemaligen Dichters Scheffel!“ ...

Aber den Neuhauser Wasserfall ging es nach Zürich, dann über den Zuger See auf den nebelumhangenen Rigiberg; von hier an schwand unser heller Wetterstern. Bis in Kirchturmshöhe herab hingen die Regenwolken um die Berge des Vierwaldstätter Sees, jeden Ausblick hoffnungslos verwehrend. Erzwingen wir auch in einem halbwegs lichten Augenblicke den Aufstieg zum Pilatus, den man damals noch unter heißen Mähen erklimmen mußte, ohne die schwebenden Wonnen einer Bergbahn abgrundüberspielend genießen zu können, so geschah dies nur, um wassertriefend, wie in Polarsee getauchte Robben, und mit regengehärtetem Schuhwerk in einem kleinen Luzerner Gasthose halb zu Tod erschöpft aufs Bett zu sinken und das wetterzerschrumpfte Kleiderzeug an schnellgezündetem Ofenfeuer trocknen zu dürfen.

Erst in der deutschen Heimat lächelte die Sonne wieder, als wir rückkehrend das Freiburger Münster erstiegen und durch die steinernen Maschen der nebartig emporstrebenden Turmpyramide gen Himmel spähten. Mit diesem Ausblick nach oben schloß in meinem Herzen der erste, sorglos festlich gestimmte Teil meiner Hochschulzeit ab.

Nach beweglichem Abschied reiste Theo in seine Heimat, und nur die sichere Aussicht, für den Winter uns in Leipzig wiederzufinden, konnte wie ein tröstliches Leuchtturmslämmchen über die Kluft der nächsten Monate blinken.

II. Abschnitt

Leipzig (Winter 1879/1880)

Am 4. November 1879 feierten meine Eltern ihre silberne Hochzeit. Schefel brachte selbst ein Bild seines seebespülten Sommerfisches Mettnau in holzgeschnitztem Rahmen, und Putzig seine Gesammelten Werke. Aber mitten auf dem Gabentisch unter zahllosen Blumenspenden und silberzeuggefüllten Behältern lag, dem Jubelpaare das liebste Geschenk, ein schlichtes, olivengrün gebundenes Büchlein: Gedichte von Heinrich Vierordt ...

Den festlichen Strudel noch im Ohre, riß ich mich von den Meinigen los und eilte nach Leipzig, um in den Wintertagen der qualmoerfnsterten Stadt jene Frühlingsträume Heidelbergs mir von neuem hervorzuzaubern. Die Vorlesungen hatten bereits begonnen; durch das Familienfest im Vaterhause zurückgehalten, hatte ich nicht früher abkommen können.

Theo hatte, mit Vollmacht ausgerüstet, in einem hohen Eckhaus (Albertstraße 16) eine großzimmerige, nur allzu luftige Wohnung von vier Räumen für uns gemeinsam gemietet. Zwei Gemächer, deren eines ein söllergeschmückter Ecksaal von einer Größe, daß ich meine Hochschullehrer zum Ballfest hätte laden können, waren mein Reich; in den beiden anstoßenden, nach der Emilienstraße gehenden Zimmern waltete Theo. Aber was halfen mir walhallahafte Räume in einem Winter, der zu den eiffigsten des 19. Jahrhunderts zählte? Heizbar war nur Theos kleines Wohnzimmer; die beiderseitigen Schlafräume fasten das frostdurchschauerte Gebiet ein. In meiner Schlafkammer kauerte zwar ein kleines, eisernes Ofchen in einer Ecke; indes auch das grimmigste, darin gezündete Höllenfeuer vermochte den Raum nur mit ungenügendem Anflug von Wärme anzuhauchen.

Ein Gang zu Theos Zimmern durch den kältestarrenden Ecksaal glich einer kleinen Wanderung durch Sibirien und kostete fast einen Entschluß;

auch in diesem Saal, einer zu sommerlichen Festlichkeiten herrlich geeigneten Halle, ragte ein mächtiger, weißer Porzellankachelofen, an dem jegliche Feuerungsversuche kläglich scheiterten.

Warf man einen Blick durch das Fenster der ungaslichen Wohnung auf die Straße: nichts als Schmutzregen, Nebel, Schlotdunst! Bei jedem Ausgang watete man durch Kotmeere rußgeschwärzten Schnees — br! mit Schauern denke ich an den schwarzen Schnee von Leipzig. Manchmal legten wir zum Scherz ein Blättchen weißes Papier hinter den geschlossenen Scheiben auf den hölzernen Sims, und siehe, nach einem halben Stündchen hatte sich die schimmernde Fläche mit einer düsteren Kruste schwarzen Kohlenstaubs überzogen, der die Bewohner der reizlosen Stadt Gellerts und Gottscheds zum doppelten Verbräuche von Leibwäsche zwang. Unter meinen süddeutschen Bekannten herrschte einmütige Geiztheit gegen Leipzig, und der allgemeine Wunsch, höchstens ein Halbjahr an diesem Ort auszuharren, mochte gegen manches uns ungerecht machen. Bei mehrfachen späteren Besuchen Leipzigs bemerkte ich jedesmal mit steigender Bewunderung, wie die Stadt sich von Jahr zu Jahr erstaunlich verschönte und mit herrlichen Bauten und Bildwerken schmückte; was man durch Menschenmittel und Menschenkunst aus einer von Natur wenig begünstigten Stadt schaffen kann, ist hier mustergültig geschehen.

Entschädigung für die Abwesenheit von Naturschönheiten bot das einträgliche, niemals durch jugendliche Häßleien getrübt Zusammenleben mit Theo; aber es war doch nicht ganz das, was ich erhofft hatte; dies soll kein Vorwurf gegen meinen Freund sein. Wir unterlagen einem Naturgeseze: je näher junge Leute zusammen wohnen, desto weniger haben sie voneinander. Das Wohlgefühl der Besitzfreude an sich genügt schließlich und im übrigen geht jeder seiner Wege. Nach gemeinsam genossenem Frühstück führte der Tag mit seinen verschiedenartigen Pflichten und Arbeiten uns auseinander, und nur selten noch vereinigte uns der Tee in alter, schöner Heidelberger Weise. Manchmal besuchten wir zusammen das Schauspielhaus, wo allerlei Berühmtheiten sich vernehmen ließen: bald Frau Geisinger aus Wien in Fingers Aufsehen erregender „Here“, bald Friedrich Haase als unvermeidlicher „Königsleutnant“ in Guskows süßlichem Stücke. Die meisten Abende jedoch blieb ich allein daheim, verzehrte in Theos Wohnraume mein aus geräucherten Flundern, Kollmüpfen und Essiggurken bestehendes Nachtmahl, las, schrieb und klammerte mich zuletzt mit einem wahren Beresnastrostgefühl an unsern einzigen, dürftig

hinwärmelnden, allmählich erkaltenden Porzellanofen; beim Mangel an Wärme in meinem eigenen Zimmer konnte kein Heimatgefühl in mir Wurzel schlagen.

In unserer Nachbarschaft wohnte Theos kunstsinige, hochgebildete Schwester, an den berühmten, leider bald danach gestorbenen Krankheitsforscher Kohnheim verheiratet, und machte selbstverständlich viele Ansprüche an ihren geliebten Bruder; bei ihr war Theos Leipziger Heimstätte. Durch die schwägerlichen Beziehungen zu dem angesehenen Hochschullehrer kam mein Freund in einen Strudel geselliger Verpflichtungen, denen er sich unmöglich entziehen konnte, die ihn aber mir entführten.

Bei dem großen Deutschlehrer Zarncke, einem Manne von staunenswerter Gelehrsamkeit, hörte ich Allgemeines deutsches Schrifttum und Vorlesungen über Walthar von der Vogelweide; seine aalartig gewundenen, unruhigen Bewegungen auf der Pultbühne und seine heisere, etwas krächzige Stimme störten mir einigermaßen den sonst günstigen Eindruck; leider habe ich eine krankhafte Abneigung gegen unschöne Stimmen und bin leicht durch seelenvollen Stimmklang zu blenden.

Der ruhig maßvolle Rudolf Hildebrand, der tiefgründige Bearbeiter des Grimmschen Wörterbuches, einer der genauesten Kenner deutscher Sprache und zugleich einer der herzugewinnendsten Menschen, die mir in Hochschulzeiten begegnet sind, las über das deutsche Schrifttum im 18. Jahrhundert. Ich beklage sehr, daß Faulheit und Kälte mich oft veranlaßten, die bereits in dämmeriger Winterfrühe gehaltenen Vorlesungen des ausgezeichneten Lehrmeisters zu schwänzen; schon die verhältnismäßig wenigen Vorträge, denen ich anwohnte, haben mir einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen. Hildebrand lebte völlig in dem Jahrhundert des Popses; für ihn waren die Gestalten Gellerts, Rabeners, Gleims keine Abgeschiedenen; es war, wie wenn er mit ihnen selber spräche. Die Art seines Vortrags hatte etwas edel gefühlseliges, zuweilen weinerliches; es kam vor, daß der Stoff ihn so tief ergriff und überwältigte, daß er sich die feuchtgewordenen Augen mit einem riesigen, roten Taschentuche wischen mußte. Einmal sprach er hinreißend über Gellert in herzbezwingender Weise; um die in Deutschland unerhörte Volkstümlichkeit des Fabeldichters zu kennzeichnen, führte er den Gedenkpruch an, den der blinde Kolmarer Dichter Pfeffel einem seiner Zöglinge, einem französischen Marquis, der seine Erziehungsanstalt verließ, um in Kriegsdienste seines Königs zu treten, zum Abschied ins Stammbuch schrieb:

„Und pflanzest du auf Deutschlands Wälle
Einst dein Panier mit starker Hand,
So denke, daß auch diese Stelle
Ein Teil von Sellerts Vaterland!“

Hierbei wurde der Vortragende selber so von Rührung übermannt, daß ihm große, helle Tropfen über die Wangen liefen, die er mit dem Zipfel seines gewaltigen Schnupftuches, mit dem er als starker Schnupfer sich auch sonst viel zu schaffen machte, bewegt trocknete. Aber nicht eine Hochschülerlippe hätte sich spottlüstern zum Lächeln gespitzt; jeder Hörer schien vor dieser aus tiefstem Herzen vordringenden Rührung, dieser ungeheuchelten, ehrlichen Begeisterung des herrlichen Mannes Ehrfurcht zu hegen, was bei einer jugendlichen Hörerschaft, der sonst nicht allzu vieles heilig zu sein pflegt, etwas bedeuten will.

Hohen, kaum zu übertreffenden Genuß boten die Vorträge Anton Springers über Kulturgeschichte des Mittelalters; es war allein schon eine Freude, den ausdrucksvollen, Großgeistigkeit verheißenden, Kraft verständenden Kopf anzuschauen. Nicht leicht und müheles quoll ihm das Wort von der Lippe, wenn er zuweilen in reizbarer, bebender Hast seinen weißgrauen Knebelbart strich; nicht auswendig gelernt, nicht vor dem Spiegel eingeübt war seine Rede. Satz für Satz rang sich bedachtsam, wie Marmorgebilde gestaltet, von seinem Munde; man glaubte im selben Augenblick in die Tiefe seiner Seele wie in eine Bildhauerwerkstatt hinabzuschauen, worin seine Vorstellungskraft die Steinblöcke der Gedanken mit dem Meißel der Sprache bearbeitete. Jedes Wort schien ein erkämpftes, künstlerisches Erlebnis; er schilderte nicht, er meißelte. Springer mußte man den Aufbau eines Münsters offenbaren hören — denn eine Offenbarung war dies! Da meinte man, die Hammerschläge mittelalterlicher Steinmehnen zu vernehmen, da sah man leibhaftig, wie sich Stein auf Stein fügte von den Grundfesten bis zu den luftigen Turmschnecken, den felsgehauenen Sonnenblumen des Knaufes hinauf! Oder man mußte mit ihm, dem großen Führer durch die Jahrhunderte, einen Gang durch Gassen und Markthallen des mittelalterlichen Paris machen! In meiner ganzen Hochschulzeit habe ich nur einmal einen ähnlich urwüchsig rednerischen Genuß erlebt: als Treitschke zu Berlin die Entwicklung einer Schlacht in den Befreiungskriegen schilderte; da war alles Leben, klopfender Puls, sinnfällige Bildlichkeit, Anschaulichkeit; da sah man jeden Soldaten aufmarschieren, jeden Reiter ansprengen, jedes Geschütz auffahren! Nur ver- schwindend wenigen Rednern ist diese herzbezaubernde, echte, selbstwach-

sene Größe zu eigen — Springer und Treitschke sind solche Künstler-
naturen gewesen ...

In jenen, für mich denkwürdigen Tagen erlebte ich zum ersten Male die
Freude junger Dichter, mich in öffentlichen Blättern besprochen zu sehen;
mit Spannung harrete ich jeder Poststunde entgegen. Und ich hatte mich
nicht zu beklagen: von allen Seiten trafen über Erwarten günstige Be-
urteilungen meiner Gedichte ein. Ich hatte das Buch an verschiedene be-
rühmte Schriftsteller versendet und dadurch die Grundlage für manch
wertvolle Beziehung geschaffen. Auch der alte Feldmarschall von Man-
teuffel schrieb mir warm anerkennende Worte. Freiligraths Witwe meinte:
jetzt sei sie zur Gewißheit gekommen, was sie lange schon geahnt, daß eine
so liebevolle Zuneigung, wie ich sie für Freiligrath bekundet, nur aus
einem Dichterherzen stammen könne. Ein mir gewogener Berichterstatter
der „Karlsruher Zeitung“ behauptete gar: ich trete mit diesem Buche der
ganzen modischen Zeitströmung entgegen ...

Rudolf Hildebrand war der einzige meiner Leipziger Meister, dem ich
vertrauensvoll meine Dichtungen zu senden gewagt hatte; er ließ mich
kommen und sprach in seiner Bücherei verheißungsvolle, ermutigende
Worte zu mir. Viele alte Bekannte ließen sich ähnlich vernehmen in
Briefen oder, was mir noch lieber, in Zeitschriften, um gleichgestimmte,
für schlichte Naturdichtung empfängliche Seelen auf diese Sachen hinzu-
weisen. Emanuel Geibel ließ mir durch Lübecker Freunde das für einen
so ausschließlichen Lyriker fast seltsame Urteil künden: er habe das Buch
gerne gelesen, könne jedoch nach einem Bande „bloß subjektiver“ Gedichte
nicht viel sagen; erst müsse er etwas „Objektives“ von mir gelesen haben;
jedenfalls besitze Bierordt eine große Formgewandtheit.

Als Josef Siehel, ein Schüler Liszts, in Rom einige meiner Lieder ver-
tonte, sie der Herzogin von Marino widmete und in einer römischen
Morgenmuskauaufführung spielte, als mich ein Schweizer Hochschüler mit
Gedichten aufsuchte und mein Gutachten hierüber erbat, als ich aus Wert-
heim von Alexander Kaufmann gar mitgeteilt bekam, daß sich in dem
altgeliebten Mainstädtchen die jungen Damen meine Verse einander ins
Stammbuch schrieben — da glaubte ich in gehobener Stimmung doch
schon einigermaßen den Erdkreis erobert zu haben, bis ich freilich all-
mählich einsehen lernte, daß dazu doch ein bißchen mehr gehöre, als ich
mir anfangs träumen ließ ...

Rudolf von Gottschall, der gewaltige Schrifttumspapst und Geschmacks-
richter im damaligen Leipzig, brachte in seinen „Blättern für literarische

Unterhaltung“ eine eingehende Würdigung meiner Erstlinge; da diese Zeitschrift in allen öffentlichen Räumlichkeiten an der Pleiße verschlungen wurde, schwebte mein Name für einige Tage den dortigen Menschen vor Augen, und ich hatte in Kaffeehäusern eine stille Freude, wenn meine Freunde von ihren Bekannten gefragt wurden: ob dies der Verfasser der neuen Dichtungen sei? Dieses harmlose, kindliche Vergnügen wird nur einigermaßen, ohne zu lächeln, nachempfinden können, wer selber von der allerersten, noch halb träumerischen Morgenröte wirklichen oder auch bloß vermeintlichen Dichterruhmes angeglüht worden ist.

Natürlich machte ich Gottschall meine Aufwartung, um dem mächtigen, einflußreichen Manne meinen Dank auszusprechen; in seiner finsternen Schriftleiterstube waren wir bald in lebhaftem Gespräch über zeitgenössisches Schrifttum; wie alle schönwissenschaftlichen Menschen jener Tage, sobald sie von meiner Karlsruher Herkunft vernahmen, erkundigte er sich nach meinem Landsmann Scheffel und seiner unglücklichen Ehe. Das Jahr 1876 mit der fünfzigsten Geburtstagsfeier des Dichters, das die Augen der deutschen Welt auf ihn gelenkt hatte, war noch nicht in allzu große Ferne gerückt und die fast übertriebene Scheffelverehrung der Zeitgenossen sehr im Schwange. Man hätte glauben können, daß Scheffel um den Preis seines inneren Lebensglückes sich unfreiwilligerweise noch mehr Volkstümlichkeit verschafft habe als durch seine Dichtungen; allen Menschen, die mir begegneten, war der herzbewegende Roman seines Lebens weit fesselnder als seine gedichteten Romane.

Aus leidenschaftlichem Triebe nach schriftstellerischen Bekanntschaften suchte ich den Sänger zahlreicher, einst vielgesungener Kneipbuchlieder: Müller von der Werra auf, und fand einen schon ziemlich ergrauten, gutmütig bieder männischen Volterer. Ich hätte fast nötig gehabt, meine badische Staatsangehörigkeit zu verheimlichen, denn auch hier war im Handumdrehen der beliebte Gesprächsstoff: Scheffel. Müller von der Werra war erbost über dessen „Geiz“ und erzählte, er habe einige Gedichte Scheffels in sein „Kommersbuch“ aufgenommen — wozu er vertragsrechtlich befugt gewesen sei —, ohne dem Urheber dieser Lieder für den Abdruck ein Entgelt zufließen zu lassen. Scheffel habe ihn deshalb zur Rede gestellt, und er habe dem „Habsüchtigen“ etliche „Goldfische“ übersendet, um seine „Geldgier“ zu stillen.

Eine Bekanntschaft vornehmster Art machte ich in Georg Ebers, an den ich empfohlen war. Der berühmte Verfasser der vielgelesenen ägyptischen Romane, die lange Jahre hindurch die größten weihnachtlichen Buchs

händlerfolge erlebten, war gelähmt. Mit der Reisedecke auf den Knien saß er im Rollstuhle, den ihn peinigenden Körperschmerzen mit der Seelensgröße des Altertumes Trost bietend. Durch seine allzu gütige Anrede mit „Herr Kollege“ fühlte ich junger, ohrenfeuchter Schriftsteller mich nicht wenig geschmeichelt. Unmittelbar nach meinem Besuch reiste er in den Süden, dem gewohnten Winteraufenthalt in seiner Leidenszeit ... Fünf Jahre später, an sonnigem Junitag 1884, lud Ebers mich für einen Nachmittag ins Wildbad ein. Auf einem Spaziergange längs der rauschenden Enz erzählte er mir, daß er ein gut Teil seiner Romane hier in einem Birkenhäuschen geschrieben habe, indes die Enz, zu der er nun zum siebzehnten Male zurückgekehrt sei, ihm ins Ohr murmelte. Die Spaziergänger seien so feinfühlig gewesen und hätten ihn stets allein bei seiner Arbeit gelassen; wobei mir merkwürdig war, daß man so offenkundig an der Heerstraße überhaupt schriftstellerisch tätig sein könne. Heftig tadelte er die modernen Erzeuger kulturgeschichtlicher Romane, vor allem seine „Nachahmer“, die jetzt Deutschland überschwemmten; sie ekelten ihn derart an, daß er oft bei seinen eigenen Werken einen Widerwillen gegen den geschichtlichen Roman empfinde. Die meisten Romanschriftsteller, meinte er, wählten sich zur Erforschung einen engbegrenzten Zeitabschnitt; auf dieser schmalen Grundlage bauten sie ihr Gebäude; er habe sich erst an die Bearbeitung der ägyptischen Stoffe gewagt, nachdem er jahrelang den Gegenstand wissenschaftlich vollkommen beherrscht habe, so daß er ihn wie ein Töpfer nach Gutdünken habe formen und kneten können. Ungerecht sei der ihm oft gemachte Vorwurf, daß seine Altertumsmenschen eigentlich modern fühlten, eben moderne Menschen in altmorgenländischem Aufputze seien; er behauptete, die Grundleidenschaften der Menschen seien ewig die selben gewesen und nur die Form, in der sie zum Ausdruck gekommen seien, habe im Laufe der Zeitalter gewechselt ... Bei diesen Worten wandelte ihn ein schnell gehobener, ohnmachtartiger Zustand an; seine edle, ihn jahrelang aufopfernd pflegende Gattin leitete ihn zu einer Bank und war ihm mit Morphiumeinspritzungen behilflich. Als er sich wieder gekräftigt fühlte, schritten wir weiter, und er fuhr fort: seine „Frau Burgemeisterin“ sei das Erzeugnis siebenjährigen Forschens; in der Leydener Bäckerei sei ihm der Gedanke gekommen, in der Wolfenbütteler die Quelle der Flugschriften jener Tage zugeflossen. Bei seinem ersten ägyptischen Romane habe Lepsius ihn sehr ermuntert. Auch sein „Homo sum“ sei im Wildbad entstanden; den Anlaß zu diesem Werke habe ihm ein kleines, eisernes Kreuz gegeben, das er vor Zeiten in der Wüstenhöhle eines Einsiedlers ge-

funden, und das auf der Rückseite in koptischer Sprache die Worte: „Sprecht Gebete für mich, ich bin Johannes“, getragen habe. Von dem Bilderschmucke dieses Romans durch Ferdinand Keller sei er wenig befriedigt, nur Alma Ladema vollbringe dies mustergültig ... Was der Bielfeseierte sprach, war der Ausfluß einer lebenswürdigen Seele, die neidlos das Gute bei andern suchte und anerkannte. Oft redete er mit der gedämpften Gelassenheit des Leidenden; er meinte seufzend: wie glücklich doch die Menschen seien, die keine Ahnung, kein Gefühl ihrer eigenen Körperhaftigkeit hätten. Das Plätschern des Flusses, die glänzenden, spielenden Sonnenlichter, die felschöpfende kleine Bachselze entzückten ihn derart, daß wir oft stehen blieben und er sagte: daß er von Strömen und Meeren stets gerne wieder zu diesem anspruchslosen, wechselreichen und lieblichen Gebirgsbache zurückgekehrt sei.

Doch zurück nach Leipzig! Ein kleiner, angenehmer Kreis Heidelberger Verbindungsbrüder hatte sich zusammengefunden; die kleine Siedelung speiste im Kaffee Hochstein für eine Mark leidlich zu Mittag. Meine Bekannten gaben sich als Freunde meiner neuen Dichtungen; wir waren sogar kunstgefühlvoll genug angehaucht, „Nathan den Weisen“ und den „Tartüff“ mit verteilten Rollen zu lesen. Albert Benda aus Lübeck, ein edelsinniger junger Mann, in dessen Nähe kein unlauteres Wort hätte laut werden dürfen, verschönte manche Stunde durch meisterliche Vortragskunst; sein Steckenpferd war der „Liberius“ seines Landsmannes Geibel. Da die Gegensätze sich berühren, wußte Benda mit Vollendung „Ballett“ zu tanzen, und wenn er als „Tanzkünstlerin“ auf der Spitze seiner großen Zehe durch die Lüre hereinschwebte, mußte man sich den Leib vor Lachen halten ...

Mit der kleinen Genossenschaft — auch mein getreuer Freund Heinrich Haedel, Ernst Haedels Nefte, war stets dabei — wanderte ich hinaus an die Völkerschlachtorte, an den Napoleonstein, nach Gohlis zum Haus, worin das „Lied an die Freude“ gedichtet wurde, wohl auch ins Schillerschlößchen, um das beliebte Hochschülergetränk: die Gose, eine für meine süddeutsche Durchschnittsgurgel entsehtenerregende Weißbierbrähe, aus Flaschen mit ellenlangen Hälßen zu schmecken.

Erhob sich vor uns in der ganzen Breite von Leipzig, winterlichen Abendduftes, eine ungeheure, mit dem Fuß auf die Ebene gestellte, mit der Krone sich schwarz ins Gewölke verlierende, rechts und links wie mit dem Messer abgeackte Kohlendunnsäule, so kehrten wir mit Abscheu, unsere Atmungswerkzeuge beklagend, in das Weichbild der rauchigen Stadt heim.

In Auerbachs Keller, in spanischen und ungarischen Weinstuben, suchten wir uns nach Theodor Storms Anweisung manche Stunde des „grauen Tages zu vergolden“. Meine einsamen Gänge lenkte ich gern in das Rosental zum schlichten Denkmal Sellerts, oder nach der Johanniskirche, wo man als Rest des ehemaligen Friedhofs gemütvollerweise das Grab des alten Fabeldichters unverfehrt stehen gelassen hatte ... Ein winterlicher Ausflug ward nach Halle mit seinem herrlichen Marktplatz und dem benachbarten malerischen, dichterberühmten Sibichenstein unternommen, unter dessen zerfallenen Mauerfenstern die eisblaue Saale prächtig vorüberstrudelte.

Die Zeit der reinen Naturdichtung war aber für mich vorüber, und ich gab alsgemach manchem meiner Beurteiler recht, der bedauerte, daß in meinem ersten Bändchen bloß diese Gattung Raum gefunden habe; ich ward „epischer gestimmt“, und eine Reihe von Balladen und Romanzen entstand. Angeregt durch meine Vorlesungen, gewannen Stoffe nordischer Sagenwelt die Oberhand: die schöne Mär vom Ursprunge der Deutschen formte sich zur „Felsengeburt“; die eigene Einbildungskraft war eifrig im Gestalten selbstwachsener Meersagen und Adlerfabeln, und eine unsägliche, noch nicht zur Entfaltung gelangte, unbestimmte Sehnsucht in die Weltferne fand im „Schwanentod“ ihren schwermütigen Ausdruck. Alle diese, sowie die im Berliner Sommerhalbjahr gereiften Dichtungen habe ich in meinen „Liedern und Balladen“ zum Buche vereinigt und glaubte denen, die meine ausschließliche Naturdichtung getadelt hatten, Genüge getan zu haben.

Eine Gewandhausaufführung zu Beethovens Geburtstagsfeier, worin die A-Dur-Symphonie und die „Coriolan-Duvertüre“ aufgeführt wurden, Marsik die Geige spielte und Frau Joachim, damals auf der Höhe ihres Ruhmes und Könnens, wunderbar sang, sowie die öfter gehörten Motetten Bachs, auf dem klassischen Boden seiner altehrwürdigen Thomaskirche aufgeführt, warfen flüchtige Sonnenstrahlen durch Leipzigs trüb brauenden Winternebel ...

Zu Weihnachten beschloß ich, die Meinigen daheim zu überraschen und den Weg über Bayreuth zu nehmen, um dem vielbewunderten Meister der Töne meine Huldigung zu Füßen zu legen. Ein dem Wagner'schen Hause wie mir gemeinsam befreundeter junger Kunstschriftsteller hatte die nötigen vermittelnden Schritte getan. Zu meiner schmerzlichen Enttäuschung erhielt ich in der Stunde meiner Abreise einen Eilbrief mit der niederschmetternden Botschaft, daß Wagner an Gesichtstrose schwer erkrankt sei.

Während der Karlsruher Weihnachtstage schielte ich bei Besuchen bei freundeter Familien auf allen Tischen umher, oder mein Auge klammerte sich wie Schwalben an die Bücherschäfte, zu erspähen, ob meine Gedichte sich auch pünktlich zum Fest eingestellt hatten, und der sittliche Wert der Menschen ward danach abgewogen, ob sie mein Buch angeschafft hatten oder nicht!

Scheffel fand ich ein bißchen verschnupft über einen „etwas grünen“ Aufsatz im „Schwäbischen Merkur“, worin der Verfasser, ein Mannheimer Professor, hervorgehoben hatte, daß, „wie die Schwäbische Dichterstaude stets dreifach geblüht habe“, sich „in Baden ein ähnlicher Naturprozeß zu entwickeln scheine“, indem hier „neben Scheffel und Eichrodt ein drittes Reis ansetze“. Der Dichter der „Bergpsalmen“ war nicht mit Unrecht einigermaßen ungehalten darüber, daß ein junger Anfänger in einem Atem mit ihm als nahezu ebenbürtig genannt wurde. Aber eine wundersame Eröffnung machte mir Scheffel: kurz vor dem Christfeste sei Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar in Karlsruhe gewesen, habe zufällig im Residenzschlosse meine Dichtungen zur Hand bekommen und sich derart damit befreundet, daß er bei ihm genaue Erkundigungen über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers eingezogen habe, den er selbst kennen zu lernen wünsche; ich solle mich für die nächste Zeit auf eine Einladung nach Weimar gefaßt machen! „Für wen Karl Alexander von Weimar Feuer gefangen“, sagte Scheffel, „den läßt er so leicht nicht wieder los; denn er ist ein treuer Mann.“ Dies alles kam mir erst wie Scherz, wie Traum vor; doch Scheffel versicherte, es sei greifbarste Wirklichkeit. Erwartungsvoll kehrte ich zu meinen Freunden in die Wintertrübseligkeit Leipzigs zurück.

Mitte Jänner 1880 rief eines Abends Freund Wenda, der Lübecker, in unsere jugendliche Tafelrunde: „Wer geht morgen mit nach Pristäblich?“ Allgemeines Staunen über den seltsamen, nie gehörten Ortsnamen. „Dort“, fuhr der Rufer fort, „wohnt mir eine Waise, an den Pastor verheiratet; ich kenne zwar meinen Herrn Vetter nicht persönlich und kann nicht für die Aufnahme stehen, noch vermag ich mich für ein gutes Nachtlager zu verbürgen; aber eine Nacht im Dorfwirtshause wird einen auch nicht umbringen, und für den äußersten Notfall haben wir junge Beine und können mit Nachteinbruch irgendwo die Bahn erreichen.“ Niemand war zu dem Abenteuer aufgelegt; nur ich verspürte Lust und gab meine Zusage.

In nächster Frühe, einem Sonnabend, ging es mit der Bahn nach Eilenburg, von dort zu Fuße bei klingendem Frost auf schneeverwehter Land-

straße Stund' um Stunde durch das Thal der eisbedeckten, bis zur Unkennlichkeit zugeschnittenen Mulde. Mitten in einem Walde, dessen Äste seufzend unter lastenden Schneemassen zu brechen drohten, erwärmten wir uns in einsamer Schenke an einem Gläschen Brantwein. Fluß und Heerstraße bildeten unter unendlicher Schneedecke eine weite, weißschimmernde Fläche, und nur mit Mühe gelang es, auf dem richtigen Wege zu bleiben. Endlich, nach etlichen schneedurchstapften Wanderstunden, gewahrten wir durch den Winterduft, wie durch Wasser gesehen, ein gespenstisches Etwas, das den Turm einer Dorfkirche vorstellen konnte. Kümmerliche Lehmhäuschen schälten sich aus Reif und Nebel; winterschläfrig verdußte Bauerngesichter glozten durch niedrige, halbblinde Fensterscheiben nach den beiden seltenen Ankömmlingen heraus.

Bald war das Pfarrhaus erfragt. Klingeln, Thüröffnen und wahre Ausbrüche leidenschaftlicher Begrüßungsfreude seitens des noch jugendlichen Pfarrherrn und seiner gastfrohen Gattin waren ein Augenblick! Mit fast menschenfresserischem Gästehunger stürzten sich beide auf uns; man hatte das Gefühl, daß hier zur Winterszeit nur äußerst selten menschliche Seelen über die Schwelle träten. War es doch das erste, was der Hausherr that, als die Türe glücklich hinter uns in die Falle geklirrt war, daß er den Hausschlüssel abzog und in seiner Tasche verschwinden ließ, um uns in sicherem Gewahrsam zu wissen, wobei er machthaberisch bestimmte, daß er seine Gefangenen vor acht Tagen nicht wieder freigebe! Alle Gegenvorstellungen, daß wir am Abend abreisen wollten, sollten, müßten, fruchteten nichts und wurden hohnlächelnd zurückgewiesen. Mit sächsischer Liebenswürdigkeit wurden wir an den Haustisch genötigt; die Frau Pastorin holte aus dem behaglich Wärme strahlenden Eisenofen die dort in Dauerzustand erflärte Kaffeekanne und schenkte von der duftenden braunen Brähe in die geblümten Porzellantassen ein. Sachsen muß das Schlaraffenland für Kaffeeschwärmer sein. Nicht bloß den ganzen Tag, wie der Geisliche versicherte, kochte der Topf mit diesem Saft zu jeweiligem Handgebrauch im Ofen, auch zur Nachtzeit stehe ein Gefäß mit kaltem Kaffee stets auf dem Nachttische neben ihm, damit er zu jeder Stunde beim Erwachen einen Tropfen des unentbehrlichen Labials kosten könne.

Wir waren noch kein halbes Stündchen plaudernd gegessen, als die Hausglocke stürmisch gezogen ward und ein Eilbote des benachbarten Rittergutsbesizers angepustet kam: „Warum der Herr Pastor noch nicht hinüber gekommen sei mit seinen Gästen? Jedenfalls sollten wir beim ‚Herrn Leutnant‘ das Abendbrot nehmen!“ Es schien, als gönne der Sender

dieser Botschaft dem Pastorenpaare gar nicht den alleinigen Genuß unserer Gesellschaft. Wie ein Lauffeuer hatte sich durch Pristäblich die Wunderkunde von der Ankunft der pfarrherrlichen Wintergäste verbreitet. Wir beteuerten, eben erst nach ermüdender Schneewanderung angekommen und erschöpft auf die Stühle gesunken zu sein, und nahmen dankbar die gütige Einladung zum Nachtmahl an. Auf dringendes Bitten, unser Gastfreund möge sich zur Vorbereitung für die morgige Sonntagspredigt ein Weilchen zurückziehen, meinte er, es gehe auch einmal aus dem Stegreif und er wolle keinen Augenblick des Zusammenseins mit uns einbüßen; in seiner Herzenssturmfreude fiel er uns um den Hals und erklärte, er könne nicht länger mehr „Sie“ sagen, er müsse uns duzen! So tranken wir schon nach einstündiger Bekanntschaft mit dem Seelsorger von Pristäblich Dußbrüderschaft in Kaffee ...

Der Mittergutsbesitzer, bei dem wir einen gemüthlichen Abend verbrachten, Herr Heyse, ein Mann in vorgerückten Jahren, der aber sehr darauf hielt, daß er trotz seiner weißgrauen Haare stets mit „Herr Leutnant“ angedeutet wurde, war, wie sein Titel besagt, ein seit langer Zeit verabschiedeter Offizier; auf soldatische Dinge schien er bedeutendes Gewicht zu legen und war glücklich, als ich ihm berichten konnte, daß mein Vater gleichfalls Offizier gewesen und ich selber eine Reserveleutnantsbestallung in der Tasche trage. Er versieg sich in seinen Behauptungen sogar so weit: er habe sogleich an meiner „statiösen Figur“ gesehen, daß ich ein „Soldatensohn“ sein müsse! Seine ältliche Schwester und die „Mamsell“, wie man in Norddeutschland ländliche Schaffnerinnen und Haushaltungssäulen zu bezeichnen pflegt, vervollständigten die abendliche, punschtrinkende Tafelrunde, die man nur mit Rücksicht auf die Mühsale des morgigen Landwehrfestes, zu dem wir feierlich eingeladen wurden, vor Mitternacht aufhob. Um das Füllhorn seiner Güte bis zur Reize auf unsere Häupter auszuschütten, bat der Herr Leutnant uns, nachmittags zwei Uhr sicher daheim zu sein: da werde er den „Gästen Pristäblichs“ durch die Landwehrmusik ein Ständchen bringen lassen! Das war fast zuviel Schicksalsgunst Leuten gegenüber, die tags zuvor noch Zweifel hegten, ob sie zu Pristäblich überhaupt menschlich empfindende Seelen anträfen.

Nachts heulte der eisige Sturm um den Giebel des Pfarrhofes und pfliff schneidend durch die bedenklichen Ritzen des Fensterrahmens in unser Gastgelaß. Draußen in die einsamen, dickverschneiten Dorfstraßen schien taghell der Mond, und winterklares Sterngeglitz funkelt über die Nachbarhäuser. Wir aber bauten emsig und sinnreich die ladenlosen Scheiben zu,

indem wir zu diesem Behuf einen ganzen Wandschrank voll alter Bibeln, von den Amtsvorfahren unseres Gastgebers wohl seit dem Dreißigjährigen Kriege hier aufgestapelt, austrantem und uns in schöner Sinnbildlichkeit aus dem Worte Gottes einen schirmenden Wall wider die Unbilden der Nachwelt schufen. Unter flaumenweichem, hochbausfähigem Federdeckbette, dem einzigen mir im Lande Sachsen vorgestellten, das seinen Namen mit Ehren führte, schlief es sich mollig in den Sonntagsmorgen hinein.

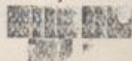
Unter Glockengeläute ging's in der Frühe zum Gotteshause. Die beiden Eingänge zum Raume hinter dem Altare sowie der Zugang zur Kanzel waren mit schweren, schwarzen, silberbefranzten Samtvorhängen behangen, die den Geistlichen und den Küster stets nötigten, gebückt durch die niedere Öffnung zu schlüpfen; ich mußte dabei an einen Hasenstall aus meiner Knabenzeit denken, wo die Kaninchen ähnlich durch Löcher aus und ein huschten. Die pfarrherrliche wie die rittergutsbesitzerliche Sippe hatten ihre besonderen Ehrensitze: bretterne, abgeschrankte Verschlüge, worin man wie in großen Badezubern hingegossen saß. Die Pristäblicherinnen trugen eine besondere Kirchentracht: hohe, schwarzspizige Halskrausen, wie die Damen am Hofe der Königin Elisabeth von England im 16. Jahrhundert. In feierlicher Stelzbeinigkeit kamen die Schwester des Herrn Leutnants und die „Mamsell“ von gestern abend im stattlichen Halschmucke herein stolziert und knickten gar anmutig an unserem Ehrenzuber vorüber. Unser neuer Duzfreund hielt seine Stegreifpredigt über Marias und Martas Verhältnis zu Jesu mit vieler Erbaulichkeit und Wärme. Am Ausgang der Kirche stand ein Zinnteller am Erdboden, worauf die spärlichen Almosen rasseln: den Gekirrtes fielen; jeder von uns Fremdlingen legte ein funkelblankes Halbmarkstück darauf, worüber der Pfarrherr außer sich vor Freude war, indem er behauptete: soviel spende der Rittergutsbesitzer im ganzen Jahre kaum für Kirchenzwecke.

Punkt zwei Uhr zog wahrhaftig die Landwehrmusik am Haus auf; gerührt und dankbar uns verneigend, hörten wir das verheißene Ständchen an. Dann ging's in feierlichem Zuge zum Wirtshause, wo sich großartiges Ballfestreiben zu entfalten begann und wir im Laufe des Nachmittags so ziemlich sämtliche Dorfschönheiten von Pristäblich in Walzer und Galopp schwangen. Auf keinem Stadtball habe ich je so viel wirkliches Vergnügen erlebt wie hier. In rauchigem Ortsgrößenzimmerchen — „Respektshöhle“ taufte wir es aus Scherz — wurden wir in den Tanzpausen auf Ausschußkosten mit süßem Gebäck, einer Art Ehrendampfnudeln, freigebig gefüttert.

Selbst der Herr Pastor zeigte sich durchaus nicht als engherzigen Tanzfeind, im Gegenteil, er war der flotteste, unermüdlichste im Reigen, was seiner Gemeinde in echt menschlicher Christenfreude mit Recht nur Achtung einzuflößen schien; das Christentum soll nicht sein Heulen und Zähneklappern, sondern Frohsinn und harmlose Freude.

Montag früh ließen wir uns von der herzlichst gemeinten Gastfreundschaft nicht länger halten. Der gütige Herr Leutnant hatte Schlitten oder Wagen nach Wahl zur Verfügung gestellt. Da, beim Besteigen des Gefährtes, erklärten Pastor und Pastorin: es sei ihnen unmöglich, sich von uns zu trennen, sie wollten uns nach Leipzig heimgeleiten! Und so geschah's. Erst nach einem lustigen Tage dort, nach heiterem Weingelag in Auerbachs Keller und gemeinsamem Schauspielgenusse von Kleists „Zerbrochenem Krug“ war ihrer freundlichen Herzen Sturm und Drang beruhigt; unter Umarmungen und Bruderküssen reisten sie auf ihre einsame Landpfarre zurück, und das winterliche Dorfstillleben war für immer verflungen. —

Nachtfrost und Kläglichkeit sächsischer Betten, deren Hauptwesen darin besteht, daß sie statt warmer Federdecken leere Säcke aufweisen, hatten mir eine heillose Erkältung zugezogen. Ich hatte mich gegen die wahrhaft russische Bärenkälte nach Kräften zu schirmen gesucht, indem ich mit schweren Wörterbüchern, gleich Backsteinen, meinen Bettrand einfaßte, zuletzt gar eine ausgeräumte Kiste, die meinen Büchervorrat zur Pleißestadt befördert hatte, als Riesenbriefbeschwerer aus Verzweiflung zur Nacht auf mein Lager stellte. Vergebens. Eines Morgens schwoll mir die Oberlippe mächtig auf, und ein glühroter Karbunkel hing in Fruchtgröße daran, daß er jedem Borsdorfer Apfelsbäumchen zur Zierde gereicht hätte. Meine Hausleute hatten zwar die edle Absicht, mich zu pflegen und wie Eliastraben für meine Nahrung zu sorgen, aber sie waren von großer Unreinlichkeit; die Krautbrühe, die sie mir brauten, ein wahrer Teufelstrank, schmeckte wie Abhub von abgestandener Blumenscherbe, worin noch eine Art Häcksel und Kleie rätselaufgebend herumschwamm. Da war Theos Schwester, als barmherzige Senderin von Büchsen Speisen, Apfelsinen und Mandelmilch, meine Ketterin vom Tode des Verschmachtens. Auch meine Freunde bewährten sich in der Not; alle saßen abwechselnd an meiner erbärmlichen Lagerstätte und suchten mich durch Vorlesen zu unterhalten; ich war so sehr in den Nerven herunter, daß ich, als Hebels alemannische, mich heimatlich ergreifende Klänge an mein Ohr tönten, in nicht enden wollendes, weinframpfhafes Schluchzen ausbrach.



Mitten in der Genesung von diesem Lippenkarbunkelend brachte die Post einen großen, rotgeiegelten Brief, der die Aufschrift „Angelegenheit S. K. H. des Großherzogs von Sachsen“ trug und mich auf den 16. Februar 1880 nach Weimar beschied. Also nun sollte es Wahrheit werden! Der Arzt versicherte, daß ich bis dahin dem Rufe Folge leisten könne ...

Im zweifelhaften Schmutz eines Schnurr- und Knebelbartes — später trug ich mich stets bartlos — machte ich mich nach Karl Alexanders Hauptstadt auf und kam gerade noch rechtzeitig abends an, um an klassischer Stätte einer Aufführung von Meyerbeers „Prophet“ anwohnen zu können. In der großen Mittellaube des gemütlichen alten Theaterchens aus Goethes Zeit sah ich aus der Ferne zum ersten Male den mir so gütig gewogenen Fürsten, von dem einmal Karl Frenzel mit Recht schreibt, daß er auch als Privatmann in jeder Gesellschaft durch seine Gestalt und sein ganzes Wesen Aufsehen erregt haben würde.

Nicht aus kleinlicher Eitelkeit, weil die Zuneigung dieses Fürsten gerade auf mich verfallen war, sondern, allgemein verstanden, möchte ich den Entschluß eines so hochgestellten Mannes, eines regierenden Landesherrn, einen unbekanntem Hochschüler aus reiner Freude an der Sache, aus tiefwurzelnder Liebe zur Dichtung, zu sich zu bescheiden und einem menschlich schönen Herzenszug ohne Herkömmlichkeitsstüfeleien zu folgen, einen Schritt seltener Hochherzigkeit, geradezu eine Tat zu nennen mir erlauben. Welcher andere deutsche Throninhaber hätte dies über sich gebracht? Ich durfte in der Folge auch an mir die Wahrheit von Scheffels Wort erfahren: Karl Alexander ist ein treuer Mann gewesen. Und er war durch und durch ein deutsches Herz. So ziemlich jeder deutsche Ortsfürst ward im Bannkreise seiner Gebietsmeilen als der „deutsche der Fürsten“ gepriesen, aber vielleicht bei keinem trifft der Kern des ehrenden Beiwortes mehr zu, als bei dem Erneuerer der Wartburg, der sich als einziger der deutschen Fürsten in schweren Tagen mit furchtlosem Freimute zur ungeschwächten Freundschaft mit dem Schöpfer des neuen Deutschlands, dem Fürsten Bismarck, bekannte; zu Zeiten, als über dem Haupte des einst so Gewaltigen, dann Geächteten, dunkles Jorngewittergewölk braute. Karl Alexander hatte des Jahres 1870 und der Versailler Tage in seiner Treue nicht vergessen; dies soll ihm als ewiges Verdienst gelten und hebt ihn hoch über seine fürstlichen Zeitgenossen.

Trotzdem mein Gasthaus dem Schlosse benachbart lag, meinte ich, es meinem Gönner schuldig zu sein, mir einen Stadtwagen mit mächtigen Glasfenstern zu mieten. Droschken waren im damaligen Weimar eine

Seltenheit. Als die altmodisch behäbige Staatskutsche, stolz wie zu einer Krönung, über das Pflaster des Schloßhofes rasselte, und zufällig ein Einjährig-Freiwilliger, der neugierig in mein Gefährt hereinspähte, an der Schloßpforte Wache hielt, mußte ich lebhaft der Stunden gedenken, da ich selbst vor kaum mehr als zwei Jahren am Schloßtor eines Großherzogs auf Posten stand, und kam mir fast wie ein verwünschter Prinz vor. Dem Kammerhusaren in seinem blauen, weißverschürzten Rocke nannte ich meinen Namen. Mit der mundoffenen Miene eines Halbtoben fragte er: „Graf Bierordt?“ Ich wiederholte meinen bürgerlichen Namen. Er ging, kehrte nach einigen Schritten nochmals zurück: „Aber, von Bierordt?“ — „Nein, einfach Bierordt, Student aus Leipzig.“ Ich konnte seinem ungläubigen Staunen entnehmen, daß er gewohnt war, nur mit hochgeborenen Herrschaften zu verkehren.

Hoch oben in seinem fürstlichen Sitz, in lustiger, zum Wintergarten umgewandelter Halle empfing mich Großherzog Karl Alexander. Der Hausmarschall Graf Wedell stellte mich vor. Der hochgestaltige, hagere Fürst nahm Platz; ich tat auf seinen Wink daselbe. Der Hausmarschall verschwand, wodurch das Zwiegespräch ein häuslich ungezwungenes Gepräge bekam. Karl Augusts Enkel hub an:

„Ich freue mich herzlich, Sie kennen zu lernen, nachdem ich Sie im Geiste schon aus Ihren Dichtungen kenne, die ich mit Genuß gelesen habe. Sie haben mein Herz für sich gewonnen, denn ich habe es tief empfunden, daß Sie einer der naturwahrsten neueren Dichter in Deutschland sind; ich bin den Bewegungen der neuesten Literatur gefolgt und liebe sie nicht, weil sie mir zu realistisch ist. Natur und poetische Wahrheit liebe ich über alles. Ich habe Ihre Heidelieder, Ihre Sturmbilder, das ‚Falkenlied‘ und noch mehreres meiner Familie und Herrn von Goethe vorgelesen, und sie waren alle ganz entzückt davon.“ Hierauf sprach er von den Verirrungen der modernen französischen Kunst und ihrem derben „Materialismus“ und beklagte, daß die neu aufgenommene Richtung in Deutschland an Aufblühtung falscher Wirkungsphraserei die französische noch zu überflügeln suche, und meinte: „Das hat mir bei Ihren Dichtungen so wohlgetan, daß alles so edel, so ideal in Ausdruck und Gedanke ist. Sie sind noch ein junger Mann, aber Sie sind frühe schon ein Meister der Sprache, des Verses geworden. Ich habe jüngst einen ganz neuen französischen Dichter Dorat (?), Verfasser einiger kurzen dramatischen Werke, aus seinen Schriften kennen lernen, und dieser hat mich mehrfach an Sie erinnert.“ Leider verstand ich den Namen des Franzosen nicht und war zu schüchtern, ihn zu erfragen.

Dann erkundigte er sich, ob ich verständnisvolle Freunde gefunden habe, was er bezweifle, da ich die Einsamkeit so sehr verherrliche. Ich vertraute ihm, daß ich mich über Freundesmangel nicht beklagen könne, und versicherte ihm, daß meine Dichtung trotzdem erlebt sei, worauf er eifrigen und schnellen Sprechens rief:

„D, das merkt man jedem Wort ab; ich sah es auch am Zug Ihrer Augenbrauen, daß Sie viel gedacht und viel gelitten haben; ich kenne die Ursache nicht, jedoch kann ich die Wirkung nicht beklagen, weil eine gewisse Schwermut erzeugt wird, wie ich sie liebe. Doch erzählen Sie mir aus Ihrem Leben.“ Dies geschah, wobei er sich eingehend nach meiner Familie erkundigte; dann verästelte sich das Gespräch auf Scheffel, Heinrich von Ofterdingen, Ebers, Liszt, Gustav Freytag und zuletzt auf die „Schwäbische Dichterschule“, von der ich ihm eine Menge Einzelheiten berichten mußte, die ihn höchlich zu fesseln schienen. Als ich Mörikes Liebhaberei, sich in Höhlen aufzuhalten, erwähnte, meinte er, ich müsse insgeheim eine ähnliche haben, weil ich das Rauschen unterirdischer Gewässer so anschaulich schildere, und führte „Der Seherin Grottenlied“ an, woraus ich mit vergnügtem Staunen seine Beschlagenheit in meinen Sachen ersah. Ich erzählte ihm, daß ich mir Weimar betrachtet habe und von der Stadt, die allenthalben Zeugnis von seinem Kunstsinne ablege, entzückt sei.

„Du mein Gott! Ich habe getan, was in meinen Kräften stand; ich danke Gott täglich, daß er mich in das schöne, große, aber schwere Amt eingesetzt hat, auf den Pfaden meines Großvaters und Vaters weiterzuschreiten, und ich habe es stets als meine heiligste Lebensaufgabe betrachtet, dieser hundertjährigen Tradition meiner Familie treu zu bleiben. Darum habe ich stets die Künste gepflegt und allen Künstlern und Dichtern Thür und Tor geöffnet“ — und dabei lächelte er mit verbindlicher Handbewegung — „oder wären Sie denn sonst jetzt bei mir? ... Gern möchte ich Ihnen hierzuland irgendwie behilflich sein, falls Sie einen besonderen Wunsch hätten —“

Ich wollte eben bitten, mir den Besuch des allen Fremden damals noch durchaus verschlossenen Goethehauses zu ermöglichen, als der Fürst nach kurzem Stillschweigen fortfuhr: „Nur einen Wunsch dürfen Sie nicht äußern: das Goethehaus besuchen zu wollen; hier hört meine Macht auf!“

Da dies mein einziges Verlangen im stillen war, so war mein Wunsch zettel schnell erledigt, und das Gespräch lenkte sich auf Goethe, dessen Karl Alexander sich deutlich erinnerte, auf Karl August, auf Heidelberg, Trifels

und die Pfalz; er sprach von einer genußreichen Neckarfahrt von Heilbronn über das „einzig“ Neckarsteinach nach Heidelberg, fast schwärmerisch von der Jugendfahrt erzählend, desgleichen von Ausflügen, die er in alten Zeiten in die pfälzischen Lande unternommen hatte.

Plötzlich fragte er: „Kennen Sie Jena? Sehen Sie sich's einmal an. Sie werden doch späterhin nicht bestimmt im Süden Deutschlands bleiben wollen? Studieren Sie vorerst ruhig weiter. Ich will nicht vorgreifen. Aber schauen Sie sich in unserm Land um, ob es Ihnen hier nicht auch gefiele.“ Dann bedauerte er, mich der Großherzogin nicht vorstellen zu können, da sie sehr leidend sei; doch werde sie sich freuen, zu hören, daß ich bei ihm gewesen.

„Besuchten Sie schon einmal die Wartburg?“ Ich verneinte das; doch gedächte ich, im nächsten Monat auf der Heimkehr nach Süddeutschland dorthin zu gehen.

„Lassen Sie mich wissen, wann Sie hin wollen, damit ich Ihnen Empfehlungen mitgeben kann; sehr viel Interessantes wird dem Publikum nicht gezeigt, und ich wünsche, daß Sie alles zu sehen bekommen.“

Durch Nennung der Wartburg kam das Gespräch auf die mittelhochdeutsche Dichterblüte des Thüringerlandes; schließlich teilte ich ihm mit, daß ich mich jüngsthin mehr der Balladen- und Romanzendichtung zugewendet habe. Er wünschte, Neues von mir zu hören; ich trug ihm „Soldens Klage“ aus meinen „Liedern und Balladen“ vor.

Nach Kenntnisnahme der kleinen Dichtung behauptete er, „ich dürfe mit der Herausgabe solcher Schöpfungen nicht lange zaudern“; worauf ich ihn in meine Absicht einweihte, Ende des Jahres sie herauszugeben und mit seiner Erlaubnis ihm widmen zu wollen.

Aufbrechend, sagte er zum Abschied: „Nun freut es mich, Sie zu kennen; ich hoffe, Sie besuchen mich bald wieder. Lassen Sie mich also sicher wissen, sobald Sie nach der Wartburg wollen. Mein lieber Vierordt, wir haben jetzt unsere Bekanntschaft gemacht und wollen Gutfreund bleiben. Ich werde stets mit großem Interesse Ihrem Leben, Ihren Werken folgen. Lassen Sie mich zuweilen von Ihnen hören. Auf Wiedersehen!“ Mit herzlichem Händedruck entließ er mich; wir hatten von zwölf bis halb zwei Uhr zusammen geplaudert. —

Im Park um Goethes Gartenhaus war alles öd' und kahl; eiszapfenstarr end rauchten die Wehre der Elm. Mit Rudolf Genast, dem Sohn des aus Goethes Tagen berühmten Schauspielers, wanderte ich nach dem Lustschlößchen Belvedere hinaus und besuchte die allen Deutschen heiligen

Stätten: das Schillerhaus und die Fürstengruft. Goethes Wohnhaus lag wie ein Dornröschenschloß, unnahbar, unbetretbar, an seinem weiten, brunnenmurmelnden Plage. Beim Schlendern durch die Gassen fiel mir eine Gestalt auf, die unverkennbar Goethes Züge trug, wenn auch durch einen Schnurrbart unklassisch entstellt. Vorübergehende bestätigten meine Vermutung, daß es einer der Enkel Goethes sei; der alte Herr machte ganz den mürrischen, verbitterten Eindruck, den man in der Ferne nach allen Schilderungen von ihm haben mußte.

Über Jena, das ich mir pflichtschuldigst, gleichsam auf großherzoglichen Befehl, ansah, über das winterliche Saalfeld mit seiner in der Saale malerisch gespiegelten Sorbenburg und zuletzt über Rudolstadt mit seinen teuern Erinnerungen an Schiller und Lotte, ging's nach Leipzig heim, wo ich, fast überwältigt von den Erlebnissen der letzten Tage, wieder anlangte.

Da ich jede Stunde, die mich außerhalb der Stadt an der Pleiße führte, für gewonnen erachtete, begab ich mich, die Qual des Halbjahrestes fürzend, mit meinem Freunde Karl Heimburger nach Dresden. Diese vielleicht schönstgelegene Stadt Deutschlands, die man allerdings im Schmucke sommerlichen Geschmeides sehen muß, bezauberte mich selbst in der Kahlheit des Winters. Mein Gefährte hatte noch einen jagdhundhaft tollen, jugendlich ausgelassenen Amerikaner als dritten im Bunde mitgenommen; meines älteren, gefeikteren Aussehens halber ward ich für den Erzieher meiner Reisegenossen gehalten, hinter denen man ihrer tadellosen äußeren Vornehmheit wegen wohl fürsiliche Jöglinge wittern mochte. Der Amerikaner betrug sich aber so wenig fürsilich, daß der Besitzer unseres Gasthofes zur Nachtzeit kommen mußte mit der Bitte, ich möchte dem schlafstörenden Gelärm Einhalt gebieten ... Von der Herrlichkeit der Sirtinischen Madonna bis herab zum mäßigen Genuße des Singspiels „Die Wottenburg“ auf einer Vorstadtbühne wurde Dresden in einer halben Woche ausgekostet.

Die ersten, leisen Zeichen des Vorfrühlings kündigten sich an: die Hochschullehrer, die noch weniger als die Hochschüler ihre Osterfreizeit erwarten können und die Auferstehung des Herrn am liebsten schon Aschermittwoch feierten, schlossen ihre Vorträge.

Als geschworener Feind alles Abschiednehmens beschloß ich, abschiedslos wie ein Flüchtling zu verschwinden. In einer Märzsonntagfrühe, als eben grau der Tag angebrochen war, schlich ich mich in Theos Schlafrum, um den Schlummernden stillschweigend noch zu betrachten. Halb offen stand das große Schiebefenster, und ein Teil des Estrichs war mit weißen,

glitzernden Reifkrisallen, die der Nachtwind hereingeweht hatte, übersät; mein abgehärteter Freund aber lag mit halb entblößter Brust, dürftig bedekt, tief schlafend auf seinem Lager. Mich fröstelte; ich winkte dem ahnungslos Träumenden mit der Hand noch einen Gruß zu, und war bei seinem Erwachen Leipzigs Winterbanne längst entronnen ...

Das Glück ließ seinen goldensten Sonnenstrahl in meine Seele fallen: es schenkte mir einen herrlichen Tag zur Wartburgfahrt. Leuchtender Frühling war, als ich zum ehrwürdigen Berge hinanpilgerte, und die alten Baumwipfel rauschten über mir, wie sie dereinst über den ritterlichen, zum Wettstreite ziehenden Minnesingern gerauscht haben mochten. Und mein Herz jubelte mit, leuchtete mit der Sonne und stürzte mit den Bergquellen überschäumend in die Schluchten hinab, der goldenen Zeit altdeutscher Dichtertage gedenkend ...

Vom Burgkommandanten von Arnswald wie ein langjähriger Freund begrüßt — und er ist mir von diesem Tag an wirklich ein langjähriger Freund geworden —, in seiner Familie liebevoll aufgenommen, als Gast des Großherzogs angesehen, verbrachte ich wundervolle Stunden in den gewölbten Bogenhallen, oft den gütigen, fürsüchtigen Wiederaufbauer der Burg begeistert preisend. Der kundige Führer zeigte mir persönlich den stolzen Landgrafensitz bis in seine letzten Winkel. Am Spätnachmittage machten wir einen Gang in die benachbarten Lannenwäldungen, der uns rund um den Berg führte und entzückende Ausblicke auf das prächtige, sagenumflüserte Schloß bot. Beim Gefunkel goldener Sterne ging's zur schlaftrunkenen Burg heim, und nach halb verplauderter Nacht, umstrahlt von der Sonne Thüringens, beim Geläute der Morgenglocken Eisenachs, weiter in Jugend und Leben hinein.

Berlin (Sommer 1880)

Die Osterfreizeit von 1880 war dem eifrigen Lesen der Werke Fritz Reuters gewidmet, da ich das Vertiefen in plattdeutsche Sprache seltsamerweise damals als würdigste Vorbereitung für einen Aufenthalt in Norddeutschland erachtete; wenn ich auch in Berlin alsbald die Erfahrung machen sollte, daß man dort besser mit der Kenntnis eines Berliner Mundartwörterbuches auskomme.

Mitten in diesen sprachlichen Bemühungen rief mich eine Einladung Manteuffels zu einem Fest im Statthalterpalaste nach Straßburg. Ich wohnte bei Rufmaul, der sich von dem neuen Heilmittel Salizyl die größten Wunder versprach; er meinte, man werde künftig so ziemlich alle Krankheiten damit heilen können! Launig erzählte der weltberühmte Arzt, der kurz zuvor aus Paris heimgekehrt war, von einer französischen Marquise, die sich einbilde, nur schlafen zu können, wenn er ihr das Bett hergerichtet habe! Sie behauptete: niemand auf der Welt verstehe so gut, die Kissen zurechtzulegen wie Rufmaul; so reise er ab und zu in den Freizeiten auf acht Tage nach Paris, um der hohen Dame die Kissen zu schütteln, damit sie wieder etliche schlaffame Nächte habe. Auch sonst gab er manches Lustige aus seinem Leben zum besten: wie er einmal als bekannter, gesuchter Arzt einen alten, verhassten Lehrer, der in Schulbankzeiten mit Vorliebe zu ihm sagte: „Sie Esel, aus Ihnen wird nie etwas!“ aufsuchte und sich vor ihm mit den Worten verneigte: „Der ‚Esel‘, aus dem nichts geworden, erlaubt sich, wieder einmal sich Ihnen vorzustellen“, wobei der großartige Mediziner, zitternd vor Scham und Verlegenheit, fast in die Kniee gesunken sei.

Manteuffel fand ich in den drei Jahren, seit ich ihn zuletzt in meinem Elternhause gesehen, sehr gealtert. Das brauenüberbuschte Auge schob zwar noch immer gewaltig blitzende Pfeile, aber wenn er nach Art junger Offiziere die Hacken spornkittrend aneinanderklemmte, kniff er unbewußt krampfhaft wie im Schmerze die Lippen zusammen, gleich Leuten, die sich mit Aufbietung letzter Kraft aufrecht zu halten suchen. Man sagte, daß er

nur dem ausdrücklichen Wunsche seines greisen kaiserlichen Herrn zufolge auf dem dornenvollen Statthalterposten ausharre. Seit kurzem verwittwet, fühlte er in seiner fürstlichen Amtsstellung mit Empfangspflichten den Verlust seiner Gattin doppelt schmerzlich.

Ein seltsamer Gegensatz zur hohen, ritterlichen Neckengestalt des Vaters war die Gnomenerscheinung der Tochter. Wenn die Zwergin Isabella von Mantuffel in ihrer mit schwarzglänzenden Perlen besetzten Maria:Stuart-Haube, von der ein schwarzer Spitzenschleier bis zum Erdboden wallte, und ihrem schweren, schwarzen Samtkleide mit meterlanger Schleppe fast gespenstisch über die Smyrna-teppiche des Statthalterpalastes dahinhuschte, glaubte man fast eine Erscheinung aus einem Kindermärchen leibhaftig zu schauen. Sie war eine treffliche Stütze des Vaters, übte glänzend die Pflichten der Hauswirthin, hielt die Fäden der Unterhaltung in ihrer Hand und verstand mit kluger Liebenswürdigkeit, manche gesellschaftliche Kluft zu überbrücken; drängten sich doch in ihren Sälen versöhnliche und unver-söhnliche elsässische Gesellschaftsbestandtheile: befractete „Salonlöwen“ mit wohlduftenden Taschentüchern sich zierlich Luft zuwedelnd, hochtrabende Damen mit Spitzenschürzen, Offiziere mit breiten Generalstabstreifen umschwirrten sie: ihr, dem natürlichen Mittelpunkt eines kleinen Hofhaltes, huldigend.

Mit einem Freund, Ernst Wolff — er ward ein geschätzter Tonseher und Lehrer an der Kölner Musikhochschule — erstieg ich den Münsterturm bis zur Laterne, der äußersten erklimmbaren Spitze des Riesenbaues, kletternd: ein schwindelerregendes, nur jugendlich geschmeidigen, schlanken und gelenkten Körpern zu empfehlendes Vergnügen. Das gewaltsame Sichdurch-zwängen zuletzt zwischen jahrhundertmärben, verwitterten Steinzaden und rostigen Eisenstangen dünkt mir heute wie ein Flug im Traume. Oben beim Ausblick auf das deutsche Land sangen wir hochgeschwellten Herzens ein vaterländisches Lied zusammen und verabredeten alsbald einen herrlichen Ausflug nach dem romantischen Fleckenstein, einer der Felsenburgen im Wasgenwald. O Jugend, o Zeit begeisterter, gehobener Seelenstim-mung, wie unvergeßlich schön bist du! — —

Ziemlich gerädert, nach schlechtlager Nacht auf den Brettern eines Abtheils dritter Klasse, kam ich in der Frühe des 18. April 1880 zu Berlin an, einem strahlenden Frühlingstage, der mir die noch jugendliche Reichshauptstadt in einer Art jungfräulich unberührten Glanzes erschimmern ließ. Mit Theo, der mich am Anhalter Bahnhof abholte, durchstreifte ich sofort nach der Ankunft bedeutende Strecken der nagelneuen Großstadt,

die sich noch gar nicht recht an die Würde einer Weltstadt gewöhnt zu haben schien. Mir wollte es wenigstens recht kleinstädtisch dünken, wenn mich in den nächsten Monaten Berliner häufig fragten: „Nun, wie gefällt es Ihnen denn in unserer Weltstadt?“ Dies hätten Pariser und Londoner kaum gefragt und gemahnte mich etwas an die Redeweise süddeutscher Bauern: Wie g'fällt Ihnen denn unser Hest (= Gehöft)?

Auch die Rangstufenordnung der Droschken erster und zweiter Klasse hatte etwas Kleinstädtisches. Mehr noch bei späteren Besuchen Berlins ward ich inne, welche Unterschiede in den Bierräumlichkeiten gemacht werden; da erhoben Assessoren und Referendare Schwierigkeiten, mit mir, dem Fremden, z. B. in den „Franziskaner“ zu gehen, weil dort — Feldwebel und Unteroffiziere aus und ein gingen! In München kneipen Minister und Dienstmann, unbeschadet ihrer Würde, ihr Bier im selben Garten Tisch an Tisch, und lassen sich ihre Rada noch obendrein schmecken.

Strömte durch Berlin auch keine Seine, die mir einst Paris so unvergleichlich erscheinen ließ, so beeindruckte mich doch der erste Gang vom Brandenburger Tore durch die Linden zum Königsschloß und zum Denkmale des Großen Kurfürsten mit seinen gewaltigen Erinnerungen auf das höchste. Die Amazone von Riß funkelte wie lauterer Gold im Morgensonnenscheine.

Müheelos, in zufälligem Umherwandern, fand ich in der Mittelstraße 44 bei einer Witwe Krecklow, zwei Treppen hoch, um den Monatspreis von fünfundvierzig Mark ein freundliches, gemüthliches Zimmer, nach der Straße gelegen. Im Erdgeschos hatte ein kaiserlicher Hoffschlächter seine Fleischerei, und wohlduftende Würstdämpfe stiegen an heißen Sommertagen, gleich Dpferrauch, zu mir empor. Um den Preis dieser Wohlgerüche hatte man, was nicht zu verachten war, stets frische, warme Würstchen im Hause, die allabendlich heraufgeholt und, ohne weitere Teller- oder Gabelvermittlung, in einen riesigen Senstopf aus Steingut getaucht wurden, der ohne Scheu vor etwaigen Besuchen auf dem eckunden Tisch inmitten der Stube sich in Dauerzustand erklärt hatte.

Mit einer Empfehlung Rufmauls suchte ich den berühmten Deutschlehrer Wilhelm Scherer auf, der, mit einem Fes auf dem Kopfe, mich freundlich aufnahm, aber entsetzt tat, als er durch Fragen herausgewittert hatte, daß ich im letzten Leipziger Winter keine Vorlesungen über althochdeutsche Grammatik bei Braune gehört hatte! Mein wissenschaftliches Ansehen schien von dem Augenblick an nicht mehr hoch bei ihm zu stehen und sein Glaube an meinen „germanistischen Genius“ einen Stoß bekommen zu

haben. In seinem „Seminar“ habe ich mich immer stillschweigend verhalten, während einzelne bevorzugte Streber und Lieblinge von ihm Vorträge über allerhand deutschkundliche Gegenstände hielten.

Bei Ludwig Geiger hörte ich Geschichte des Schrifttums des 16. und 17. Jahrhunderts. Der äußerst kurzschichtige, mit Kneifer und Brille bewaffnete Hochschullehrer hielt seine Handschrift dicht vor die Augen und sagte fischkalten Blutes vier volle Stunden in der Woche ungezählte hunderte von Büchertiteln seinen fleißigen Nachschreibern in die Feder. Meine unmaßgebliche Meinung ist, daß man von Hochschulvorlesungen etwas anderes verlangen kann; solche handwerksmäßigen Quellsammlungen, an sich verdienstvoll und notwendig, läßt man besser als Grundrisse und Leitfäden drucken und verschont junge Leute mit derart öder, sommerlanger Nachschreiberei. Geiger ist der gelehrte, ausgezeichnete Herausgeber einer Reihe höchst fesselnder schönwissenschaftlicher Werke, so daß man mit Recht von ihm Höheres erwarten durfte.

Welche Begeisterung und Erhebung nahm man dagegen aus Treitschkes Vorträgen über die Befreiungskriege mit heim! Seit Anton Springer hatte ich solch urgewaltig unwiderstehliche Kraft nicht mehr erlebt. Da der große Redner taub war, hörte er sich selber nicht; hatte man sich an sein leidenschaftliches, satzzeichenloses Dahinstürmen gewöhnt, hätte man ihm bis Mitternacht zuhören mögen. Treitschke war ein ebenso leidenschaftlicher Raucher als Redner; ich beobachtete ihn häufig, wie er sich regelmäßig sofort nach jeder Vorlesung in dieselbe Mauernische außerhalb des Hochschulgebäudes stellte und mit wohligen Zügen eine Zigarre ansteckte. Lange Jahre später, kurz vor seinem Tode, hörte ich, daß sein Arzt ihm vier Wochen lang zwecks eines Heilverfahrens das Rauchen völlig untersagt habe; er habe zwar die Zeit gänzlicher Rauchenthaltigkeit ausgehalten, aber erklärt, künftighin lieber zugrunde gehen, als nochmals vier Wochen ungeraucht leben zu wollen. Da mußte ich lebhaft seines behaglichen Passens in jener Mauernische denken. Solange mir die Augen offen stehen, werde ich mich glücklich preisen, daß es mir vergönnt war, in derselben Stadt mit einem Bismarck, einem Moltke, einem Treitschke dieselbe Luft atmen zu dürfen! ...

Bei Hermann Grimm, Lazarus und dem eisenhaltigen Deutschlehrer Müllenhoff hörte ich ab und zu „schindenderweise“ eine Vorlesung. Diese drei nicht regelmäßig gehört zu haben, zähle ich zu den Versäumnissen meiner halbverträumten Hochschülerzeit. Bei der Anzahl von Hochschulbesuchern fehlte naturgemäß der persönliche, ratgebende Umgang der Lehr-

meister, was für mich kein Glück war. Im Sprechzimmer der Hochschule fiel mir eine ungewöhnlich fesselnde Erscheinung auf, deren blauer Feuerblick mich merkwürdig an die Bilder Friedrichs des Großen erinnerte — es war Ernst Curtius, einer der edelsten Geister im damaligen Berlin ...

Eine Quelle stets neuen, erfrischenden Genusses war der Verkehr mit Frau Elisabeth Lewald, der Mutter meines Freundes Theo, einer seltenen, ungewöhnlichen Persönlichkeit. Mit allem Hohen und Erhabenen in Kunst und Dichtung war diese wahrhaft hellenische Seele innig vertraut; viele hervorragende Menschen zählte sie zu ihren nahen Freunden. Mit David Strauß hatte sie enge Freundschaft verbunden; sein selbstgezeichnetes Bildnis hing über ihrem Schreibtische; sie war dem vielbefeindeten Manne öfters mit ihrem Räte beigestanden, wie sie auch mehreren Werken Berthold Auerbachs mit ihrem feinen Stilgeföhle den letzten Schliff gegeben hat. Es waren glückliche Stunden für mich, die ich im kunstverschönten Heime meines Freundes, im Gespräche mit seiner edeln Mutter und im Verkehr mit seinen beiden geistig reichveranlagten Brüdern verbringen durfte. Frau Lewald teilte mit mir die Liebe zu Hölderlin, verstand meine in voller Blüte stehende Schwärmerei für Natur und hatte das feinste Empfinden für meine dichterischen Versuche, ohne sachklaren Urteils sich zu begeben. Mit innerer Freude bin ich jedesmal die vier hohen Treppen zu Theos Wohnung emporgestiegen, obwohl das Berliner Treppensteigen an sich nie mein Vergnügen war.

Bei Fanny Lewald, der Tante meines Freundes, verbrachte ich einige Teeabendsstunden; die geistvolle, betagte Dame mit ihrem ausdrucksvollen, von altmodischen Stirnlöchern umrahmten Gesichte, kleidete sich nach alter, vornehmer Sitte, selbst wenn sie mütterseelenallein aß, mit besonderer Sorgfalt zu ihren Mahlzeiten. Sie spielte in gütig herablassender Zurückhaltung und sinnpruchliebender Sprechweise ein klein bißchen den alten Goethe ins Weibliche übersetzt. Auf dem Gange zum Teetisch ergriff sie meine Hand, indem sich nur die Fingerspitzen berührten, als ging' es zu einem schäferlichen Mennett des 18. Jahrhunderts. Andern Tages äußerte sie ihrem Neffen: „Ich mag deinen Freund Bierordt gut leiden, wenn er mich nur nicht so anschreien wollte!“ Ich hatte damals die leidige Gewohnheit sehr lauten Sprechens. So ward ich auch im Kernerhaus zu Weinsberg dem Hausherrn von der Köchin angemeldet: „Der Herr ist wieder da, der so schreit.“ ...

Durch Scheffel war ich an den zeichnerischen Verherrlicher seiner Werke, den Geschichtsmaler Anton von Werner, empfohlen worden, dessen neues

Bild vom Berliner Kongresse — der das Jahr zuvor getagt hatte — das erbizte Tagesgespräch der Großstadt bildete. Alle vierzehn Tage verbrachte ich die Sonntagabende in der gasflichen Familie von Werner, wobei sich häufig der Berliner Romanschreiber Adolf Mügelburg, einmal auch an heißem Sommerabend Otto Devrient einfand; dieser übte den zweiten Teil des „Faust“ in seiner Bearbeitung ein; bis Mitternacht ging ich mit ihm unter den Linden auf und nieder, wobei er mir seine künstlerischen Absichten und Zwecke in fesselnder Weise auseinandersetzte; ich bin mehrfach in Beziehungen zu ihm und seinem Sohne Hans Devrient geblieben.

Anton von Werner war kurz zuvor zum Aufenthalt bei Bismarck gewesen und erzählte lustig von den unglaublichen Massen von Salzheringen und Kartoffeln, die der eiserne Kanzler bei seinen Mahlzeiten vertilgt habe und die zeitweise seine einzige Nahrung bildeten; das war natürlich noch in seinen vor schweningerschen Tagen. Bismarcks Unbild selber war mir den ganzen Sommer nicht ein einziges Mal vergönnt, trotzdem ich wiederholt auf das Gerücht hin, er werde reden, in den Reichstag eilte. Der große Mann lebte fast in freiwilliger Gefangenschaft hinter den Mauern und im Gartengehege seines Kanzlerpalastes, den Blicken der Außenwelt entzogen; erst zwölf Jahre später, 1892, gelang es mir in Kissingen, bei wiederholten Ansprachen in die unmittelbare Nähe des Gewaltigen zu kommen und einen unauslöschlichen Eindruck von ihm mitzunehmen. Wir werden noch davon hören.

Bei einem Oberst im Ruhestande, von Spankeren, lernte ich dessen Oheim, einen sehr alten Herrn, das Urbild eines zugeknöpften preussischen Geheimen Rats, kennen; nur in einer Hinsicht war der hochbetagte Herr auffallend aufgeklopft: in seinem Hasse gegen Bismarck! Ich hegte die landläufige süddeutsche Meinung, jedes preussische Herz müsse warm für den deutschen Niesen der Neuzeit schlagen. Wie staunte ich, aus dem Mund eines hochgestellten Mannes zu hören: Bismarck habe das preussische Beamtentum gänzlich heruntergebracht und ähnliches. Später las ich, Bismarck habe sich bewundernd über die außerordentlichen Fähigkeiten des Deutsch-Amerikaners Karl Schurz geäußert und die Hoffnung ausgesprochen, daß ein solcher Schlag Mensch den preussischen Geheimen Rat einmal ersetzen möchte. Da begriff ich den Haß des Mandarinentums gegen die Übermacht einer einzigen, unermesslichen Persönlichkeit. Allumfassender Großgeist und abgelebtes Herkommen, Weltblick und Altknemenschentum werden für ewig einander feindliche Welten bleiben.

Eine sehr volkstümliche Persönlichkeit, den Reichstagsabgeordneten Lasker, lernte ich bei Lewalds kennen; da ich aber für Abgeordnetentätigkeit zu wenig Sinn und Neigung besaß — mich beeindruckte von jeher weit mehr Cromwell, der die Schwabhelden mit Fußritten auseinanderjagte —, so blieb mir von dem vielgenannten Manne nicht der Schatten eines Schattens in Erinnerung. Als „Ersatz“ für den mangelnden Bismarck habe ich im Reichstag eine Rede des giftigsten Bismarckfeindes Eugen Richter mir angehört. —

Zu Pfingsten hatte ich mir eine eigenartige „Spritze“ nach der russischen Grenze ausgedacht. Tief in der Nacht dampfte ich über Stettin und durch Pommern in das Seebad Zoppot. Da es erst Mitte Mai war, pfiß am Ostseegestade noch eisig scharfer Wind; ich war der einzige Gast in dem noch sehr uranfänglichen Seebädchen. Feierlich klangen die Pfingstglocken über die Danziger Bucht, als ich nach dem Friedenskloster Oliva aufbrach, in dessen Kirche die berühmte große Orgel beim Gottesdienst gespielt wurde. Nach Besteigung des lieblichen Karlsberges ging es nach Danzig hinüber, meiner Sehnsucht seit Konstanzener Knabenzeiten. Ein Blick von der gewaltigen Backsteinfestung der Marienkirche auf Stadt und Bucht, ein Gang durch die altertümlichen Straßen mit ihren Lauben, ihren steinernen, auf die Gasse vorgebauten, mit regenwasserspeienden Drachenköpfen gezierten Terrassen, den sogenannten Weischlägen, werden jedem Besucher unvergesslich sein ... Im Artushof ergöhte ich mich an allerlei derben mittelalterlichen Handwerksburschenspäßen. Einem Ritterstandsbilde, das eine mit gewaltig langer Ausläuferspitze versehene sogenannte „Schamkapsel“ getragen hatte, war diese auf Veranlassung der kurz zuvor anwesenden preussischen Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich, gekürzt worden! Als englische Prinzessin hatte sie die altdeutsche Rittertracht für „shocking“ gehalten; eine vornehme Dame hätte daran vorbeigesehen ... Andachtvoll besuchte ich die Grabstätte des hier an der Pest gestorbenen Dichters Martin Opitz und schlürfte vom köstlichen Danziger Goldwasser in altersgebräunter Schenke ... Der Nachmittag entführte mich zur Deutschordensfestung Marienburg; während ich mich in den gewölbten Hallen erging, erhob sich draußen grimmiger Sturm und es sauste schaurig um Kemter und Gänge, daß man im Windsgeheule die alten Schlachtrufe von kämpfenden Ordensrittern und Polen zu vernehmen wähnte. Ich kam mir so weltverlassen vor, daß ich noch in der wilden Sturmnacht durch die westpreussischen Emden bis Königsberg weiterjagte. Aber weder Kant's Haus und Denkmal, noch Königschloß und Bilderhalle konnten mich lange fesseln; in fliegender Hast

ging's über das trübseelige Insterburg nach Memel. Die Nacht war mondhell und eiskalt; die Landschaft hatte Steppengepräge. Um Mitternacht tauchte die Mondscheibe so grell und unheimlich am graßigen Fernrand unter, daß ich jäh emporfuhr und einen Steppenbrand zu schauen meinte.

Vor dem Gasthof in Memel belustigten mich drei Schweine, die sich tänzelnd auf die Hinterfüße stellten und mit kühlungdurstigen Zungen nach eisgrau niederprasselnden Schlossenkörnern schnappten; ein mir bis dahin fremdes Naturschauspiel. Von Memel wollte ich mit dem Paketboote nach Stettin fahren — doch abermals erhob sich rasender Sturm, und grobkörniger Hagel fiel, mit Schnee vermischt, so daß kein Schiff abfuhr. So ging's zu Land über Tilzit nach Königsberg zurück.

Die Seefahrt hatte ich mir in den Kopf gesetzt und wollte sie um jeden Preis erzwingen. So trieb ich mich in der Stadt der „reinen Vernunft“ herum, hörte abends — als passendstes Vorspiel zur Meerreise — den „Fliegenden Holländer“ und schiffte mich vor Sonnenaufgang in eiskalter Morgenfrühe des 20. Mai 1880 auf einem nach Stettin segelnden Kaufahrer ein. Der stattliche Dreimaster war schwer mit Waren beladen und keineswegs für Fahrgastverkehr eingerichtet. Der Überfahrtspreis richtete sich nach dem Körpergewicht: ich zahlte für die zweitägige Meerfahrt fünf Mark Heringstonnengebühr! Für Verpflegung hatte man selbst zu sorgen. Ein Ehe- oder Liebespaar, das offenbar ähnliche Wagabundenabenteuer liebte wie ich, war meine einzige Gesellschaft an Bord. Glücklicherweise zeigte der Führer des Schiffes „Archimedes“ starken Bildungstrieb, und als ich ihm vom geschichtlichen Archimedes einiges zu berichten wußte, hatte ich gewonnen Spiel. Nicht länger brauchte ich zwischen Fischfässern unter schnellgeschaffenem Zelt mit den Zähnen zu klappern; gastfreundlich lud er mich an seine magere Tafel und labte mich mit dampfender Suppe, in der köstliche Teltower Rübsen wie Goldfischchen herumschwammen. Die Nacht durch saß ich oben beim Führer auf der Beobachtungsbrücke, durch ein Segeltuch notdürftig gegen Sturm und Regengetropfe geschirmt. Bei Tagesanbruch ward es stiller, und vom bleigrauen Himmel hob sich in weiter Ferne das Urgebirg des Domes zu Kolberg ab. Wie Kanonendonner trachten die gebrochenen Dfiseewogen an die Planken des schwerkeuchenden Kauffschiffes, so daß ich mich lebhaft in alte Lage Gneisenaus und Mettelbeck zurückversetzt fühlte, wo man hier landherüber den Donner des napoleonischen Belagerungsgeschüzes hörte. So recht von Herzen wohl ward es mir erst auf dem seestillen Spiegel des Haffes, als das Dfiseegeschautel hinter mir lag; zum Seemann bin ich nicht geboren. Der Schiffsführer

meinte, der Seemannsberuf sei kein beneidenswertes Los; sein Leben sei noch eins von den besten gewesen. Mit dem Nachtschnellzuge langte ich von mühsalvoller Fahrt glücklich wieder zu Berlin an, von meinen Freunden schier wie ein Nordpolfahrer mit Herzlichkeit überhäuft. Die erlebnisreiche Fahrt von acht Tagen und Nächten ununterbrochener Reisemühsal hatte bloß 110 Mark gekostet! —

Meine täglichen Mahlzeiten nahm ich in einem Kaffee Unter den Linden ein; drei Gänge wurden aufgetragen, und bei jedem hatte man die Auswahl zwischen zwei Gerichten, aber die Menge war spärlich zugemessen; allerhand Unheimlichkeiten erschienen auf den Platten, und es hieß da auch wie in einem alten Roman: „Schwarze, saure Brühen, überteufelt mit Pfeffer, und die Beiner wurden so sauber abgeschleckt, daß man alsbald Schachstein draus hätte drehen können.“ Ich dachte manchmal mit Grausen: heute hast du vielleicht Katzen und Ratten unter eigenreiziger, tintenfarbiger Lunte hinuntergeschlungen. Auch bei Privateinladungen machte ich häufig die Beobachtung, daß die Berliner weit weniger Nahrung zu sich nehmen, als dies in Süddeutschland geschieht. Die postpapierdünnen Brotschnitzchen, die durchsichtigen Wurstscheibchen genügten meinem an derbe Hausmannskost und holzpaltermäßig faustdicke Brotranken gewöhnten Magen nur selten; es war diese schöngeföhlige Bienenkost wohl noch ein Nachschmack der bekannten geist- und geföhlvollen Tees der Rahel und ähnlicher geiststriefender Damen. Ich bin mehrfach von Gastereien hinweg in den nächsten Gewürzladen gestürzt und habe giervoll ein halb Duzend rohe Eier hinuntergeschlürft, um wieder zu Kräften zu kommen.

Öfters verkehrte ich bei einem angeheirateten alten Vetter Sommerfeldt, der ein so eingefleischter Berliner und Freimaurer war, daß er nie Berlin verließ, um nicht weiter als eine halbe Stunde von seiner „Loge“ entfernt sein zu müssen. Als seine Gattin nach jahrelangem Drängen ihn veranlaßt hatte, eine Reise mit ihr nach Italien zu machen, hielt er's schon in Mailand nicht mehr aus und versprach ihr goldene Berge, wenn sie schleunigst mit ihm umkehren und nach Berlin heimfahren wolle, damit er alsbald im Logengarten wieder in Behagen seinen Glimmstengel schmauchen könne. Sommerfeldt reiste grundsätzlich nur im Bummelzuge, stieg beim Dunkelwerden aus und übernachtete in einem Gasthause, da er nach alter Sitte Nachtfahrten fürchtete; als übermäßiger Raucher fuhr er stets im Rauchwagen, indes seine arme Frau, deren Augen in Tabakqualm übertränkten, einsam trauernd in einem Damenabteile desselben Zuges saß!

Auch die „Badische Kneipe“ sowie die „Germanistenkneipe“ besuchte ich

an Abenden des Alleinseins; in erster gab es heimatisch schwäbische Spätzle und gute badische Landweine; in letztgenannter, wohin ich auf Scherers freundlich gemeinte Aufforderung gegangen war, fühlte ich mich ganz verloren und ging nie mehr hin.

Meine täglichen Tischgenossen waren der uns aus Heidelberg bekannte Mathematiker Alfons Delisle und mein alter Pariser Wandergefährte Stephan zu Putlitz. Beide weilen längst im Schattenlande. Es will mich oft seltsam und wehmütig bedünken, daß ich von so manchen gleichaltrigen kleinen Freundschaftskreisen der einzige Überlebende bin. Stephan kam selbst in den glühendsten Sommertagen ein Wanderständchen weit von seiner Vorstadtwohnung in weteroberndem Siebenmeilenstiefelschritte hereingestürzt, um Unter den Linden mit mir zu speisen; ein wirkliches Freundschaftsopfer, das ich ihm hoch anerkannte und das mich über kleine Unannehmlichkeiten seines Verkehrs leichter hinwegsehen ließ. Er sprach nämlich ungebührlich laut — noch viel lauter als ich — und liebte es, seine Bekannten in schonungslos verletzender Weise zu necken und zu hänseln, so daß unser Tisch in dem stillen Kaffee jeweils den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete, was mir oft peinlich war; teilte ich ihm meine Bedenken mit, trieb er's nur um so toller und übermütiger.

Nach Tische gingen wir auf mein unsern gelegenes Zimmer, streckten uns auf Ruhbett oder Stubenboden und lasen Dantes Göttliche Komödie einander vor — ein recht geeignetes Verdauungslesewerk!

Eines Spätnachmittags im Juni wanderten wir zusammen im Tiergarten; in Staub und Dunst ragte, von zahllosen Kränzen umduftet, das am selben Tag enthüllte herrliche Goethedenkmal von Schaper. Von Flugblattverbreitern wurde am neuen Standbild ein Schriftchen feilgeboten, das eine geradezu schandbare Zusammenstellung aller Liebesverhältnisse des großen Dichters aufwies; sogar, daß er als Leipziger Hochschüler einen Blutsturz infolge seines ausschweifenden Lebenswandels bekommen habe, ward lang und breit gedroschen. Von Goethes übrigen Verdiensten um die Menschheit verlautete kein Wort, und Leute aus dem Volke, die sonst von ihm nichts oder wenig wußten, mußten die falsche Vorstellung eingeimpft bekommen, man habe diesem Manne bloß seiner Don Juan-Streiche halber ein Standbild errichtet!

Im Tiergarten fielen mir oft die Kriegsveteranen der Feldzüge 1864, 66 und 70 auf, die, mit Medaillen geschmückt, dreihorgelspielend, kümmerlich am Wege kauern, ihre sauern Groschen verdienten und für die das Vaterland offenbar ungenügend sorgte.

Stephan zu Putlitz war heimlicher Bräutigam; er hatte sich wenige Wochen zuvor nach harten Kämpfen Elisabeth Gräfin Flemming, die Tochter des preussischen Gesandten am badischen Hofe, als Braut errungen und schwelgte in stillem Glücke, dessen einziger Mitwiffer in Berlin ich war. Seine Eltern sowie der Brautvater wollten von der Brautenschaft — in richtiger Vorausahnung künftigen Unheils — nichts wissen. Der alte Graf Flemming wünschte sich einen Grafen und Offizier zum Schwiegersohn; Stephans Neigungen waren, unbeschadet seiner ritterlichen Natur, durchaus aufs Bürgerliche und Gelehrte gerichtet. In zwei Hauptfächern hatte er den Doktorhut erworben und sein rührend-friedlicher Traum war, im weltabgeschiedenen Warburg an der Seite einer geliebten jungen Frau ein stillbeglücktes Privatdozentendasein zu führen. In schwärmender Harmlosigkeit sonnte er sich im Gedanken, mit seiner Elisabeth in die Stadt zu ziehen, wo die heilige Elisabeth ihren Anbetungsdienst besäße, um ihr, dieser „zweiten Heiligen“, eine neue Andachtsstätte der Liebe zu weihen. In möglichst kleinen, bescheidenen, einfachen Räumen wollte er da haufen. Wie war er einst in Paris entsetzt, als ich Lätitia Bonaparte, Napoleons Mutter, im Louvre glücklich pries, daß sie in den lichtvollen Hallen Jahre ihres Lebens hatte wohnen dürfen, und rief mir entgegen: „Ich glaube, du könntest dich in solche Verhältnisse schicken — ich niemals!“ Wie manchmal mußte ich daran denken, als ich nachmals hörte, daß mein armer Freund in Berlin eine ganze Flucht vornehm ausgestatteter Gemächer besaß, in denen aber das Glück nicht wohnte — wo waren da seine alten Träume von stillem Behagen, von einfachem Befriedigtsein hin? Seine zerschlagenen Hoffnungen, seine gescheiterten Zukunftspläne haben ihn in selbstgewählten Tod getrieben.

Im Sommer 1880 strahlte sein Himmel noch blau und rosenrot; nur einen kleinen Span auf seinen gräßlichen Schwiegervater konnte er nicht ganz aus seiner Brust reißen. Die Gräfin-Mutter, eine überschwengliche Dame, die hochgespannte Tochter ihrer übersprudelnden Mutter Bettina von Arnim, war nicht lange zuvor gestorben; sie war ihrer Übertriebenheiten und ihrer hochstiegender Aussprüche halber in Karlsruhe bekannt. So stürzte sie eines Abends in den Salon der Eltern von Putlitz, umhalste und küßte den verblüfften Hausherrn und rief, zu Frau zu Putlitz gewendet: „Elisabeth, wie bist du glücklich, solch einen Gustav zu haben, aber ich? — Brrr!“ Damit deutete sie auf ihren etwas blöde lächelnden, geduckt und verdutzt daneben stehenden Gatten; ein andermal stellte sie diesen gar mit den gütigen Worten vor: „Diese Wurst da ist mein Mann“, was der

Handwritten: *Hand M*

gutmütige alte Herr mit sauerfüßer Duldermiene hinunterwürgte. Eine Schwester der Gräfin war an Hermann Grimm verheiratet; auch sie war keine alltägliche Persönlichkeit; sie wohnte eine Zeitlang mit Frau Elisabeth Lewald auf demselben Stockwerke, kam zu Gesprächen herüber, die bis tief nach Mitternacht sich dehnten — demungeachtet lagen andern Morgens auf dem Frühstückstische der Frau Lewald Briefschaften von zwanzig und mehr Seiten, weil der Abendbesuch sich noch nicht genügend ausgesprochen hatte!

Manchmal besuchte ich an Sonntagnachmittagen Berthold Auerbach, der mich in selten erlebter Liebenswürdigkeit bestürmte, häufiger bei ihm vorzusprechen. Da der Dichter der Dorfgeschichten seit alters mit der Putzischen Familie befreundet war, begleitete Stephan mich einmal zu ihm. Weil es fast unerträglich heiß war, trafen wir Auerbach in höchst ungewohntenem Aufzug auf dem Ruhebette liegend. Durch Rolläden fiel das gedämpfte Licht des Sommertages in die etwas kühlere Stube. Kein Knopf am Anzuge des kleinen, rundlichen Mannes war zugeknöpft; ohne Rock und Weste lag er ausgestreckt und aus verschiedenen gewissen Lufen quoll das weiße Hemd wulstig hervor. „Hebt mich auf, hebt mich auf!“ rief er mit etwas heiserer Stimme; jeder faßte eine seiner Hände, und so zogen wir ihn, der sich kerzengerade steifte, auf die Beine; mit Gummiballschnellkraft hüpfte er auf den Boden herab. Auerbach rühmte in seiner fast überfreundlichen Weise etliche meiner Gedichte, besonders eine in freiem Versmaße sich ergehende, „Der Morgen“ betitelte Dichtung mit den übertreibenden Worten: „Da können Sie sich 'was drauf einbilden“; eine Äußerung, die meinen Freund Stephan „fuchste“, da er, um keinerlei Eitelkeiten aufkommen zu lassen, gern alles herunterriß. Um Auerbach über seinen künftigen Schwiegervater, den Grafen Flemming, auszuholen, fragte Stephan ihn scheinbar unbefangen, was er von jenem halte. Der ahnungslose Dichter kniff ein bißchen geringschätzig die Lippen zusammen und meinte naserrümpfend: „Der alte Flemming? Der hat kein Gebirg in seiner Seele.“ Diese Äußerung entzückte meinen Freund dermaßen, daß er unten auf der Straße sagte: „Der Auerbach ist doch ein Dichter, nur ein solcher kann ein so zutreffendes Bild schaffen“; übrigens fügte er hinzu: „Gott, wenn Auerbach wüßte, daß ich noch nie eine Zeile von ihm gelesen, insbesondere sein ‚Barfüßele‘ nicht kenne — dann, o weh!“ Der Dichter des „Barfüßele“ lebte, wie sich ganz Berlin erzählte, in wenig glücklicher Ehe; die unerquicklichsten Gerüchte liefen um. Einer, der Auerbachs besuchen wollte, rettete sich schnell, flüchtete zu Lewalds und berichtete: das Gefecht stand schon auf der Treppe! Ich habe Auerbachs Gattin nie zu

Gesicht bekommen; nur eines Nothpfeils von ihr entsinne ich mich, der im Augenblick meines Eintretens hinter der gegenüberliegenden Lüre verschwand; die Bekannten ihres Mannes schienen Lust für sie zu sein. Man bespöttelte allgemein Auerbachs kindliche Eitelkeit; da seine ungekünstelte Herzensliebenswürdigkeit, seine echte Seelengüte aber so rein und kindlich waren und seine Eitelkeit sich so gar nicht auf Kosten anderer breit machte, so empfand man sie niemals unerträglich, wie etwa die proklastenschwere Eitelkeit gewisser Hochschulgrößen.

Anton von Werner erzählte mir von Auerbachs hübscher Schmeicheleierfischerei: er sei ihm beim Morgengang im Tiergarten begegnet und Auerbach habe ihm in etwas jüdelnder Sprechweise entgegengerufen: „Ja, man braucht nur im Berliner Tiergarten spazieren zu gehen, begegnet man schon am frühen Morgen lauter berühmten Männern.“ Werner habe jedoch ihm den Gefallen nicht getan, gleiches mit gleichem zu vergelten und habe sich gestellt, als verstehe er die etwas starke Anspielung nicht. Auerbach fühlte sich nicht, wie Scheffel, durch Fritz Mauthners Scherznachdichtungen beleidigt; im Gegenteil, er war geschmeichelt, in so erlauchter Genossenschaft mit aufziehen zu dürfen. Frau Auerbach untersagte ihrem Gatten die Häuser, wo er sich früher behaglich gefühlt hatte; er hatte manchmal in traulicher Dämmerung zum Plauderstündchen bei seiner Freundin Elisabeth Lewald, Theos Mutter, vorgesprochen; da solche Besuche nur durch häusliche Auftritte erkaufte wurden, waren die zuletzt halbgeheimen Gänge längst eingestellt worden; beider Wohnungen lagen einander benachbart in der Hohenzollernstraße. Ende Juni reiste Auerbach mit Spielhagen in das Karlsbad; etliche Tage vorher nahmen wir während eines Gewitters rührenden Abschied voneinander; er umarmte mich fast zärtlich und rief: „Sie Lieber, Sie Trefflicher, wenn Sie mich je im Leben brauchen können, zählen Sie stets auf meine Freundschaft; ich hoffe, Ihnen recht bald wieder zu begegnen; in Ihnen steckt ein bedeutender Poet, das ist keine Frage.“ Leider habe ich Auerbach nie wieder gesehen, da er wenige Jahre später starb. — 1842 in Cannes.

Mit Vorliebe ging ich in die verschiedenen Theater, deren es um 1880 noch lange nicht so viele gab, als heutzutage, deren Anzahl aber stattlich genug war. Vom königlichen Schauspielhause bis herab zum Germania-theater, wo „Die Bürger von Paris“ und derlei Schauer- und Mordtatenstücke gespielt wurden, ist keines vernachlässigt worden. Im erstgenannten Haus ergriff mich tief eine Aufführung der Ifflandschen „Jäger“, worin die berühmte Darstellerin Frau Frieb-Blumauer hervorglänzte. Im Wit-

toriatheater spielte man unzählige Male hintereinander das Lärm- und Ausstattungsstück „Die Schwarze Venus“. Ab und zu begleitete mich Theo. Eine bayerische Bauerntruppe gab den Berlinern eine Reihe von Mundartstücken zum besten, wobei die Anwohner der Spree zuweilen der Spur nach gelacht haben mögen, denn selbst mir, der ich mehrfach im bayerischen Gebirg und in München geweilt hatte, blieb manches unverständlich in der Aussprache. Zudem haben kaum andere Deutsche so wenig Sinn, Ohr und Unterscheidungsvermögen für Mundartabtönungen wie die Berliner; ich spreche leidlich hochdeutsch, wenn auch mit unverkennbar rhein-schwäbischer Prägung, und wurde zu Berlin für einen Österreicher, einen Bayer, einen Rheinländer, sogar für einen Sachsen gehalten ...

Um die kleinen Vorstadtbühnen lagen vielfach Gärten, worin die Schauspielbesucher sich mit Hochgenuß eine „kühle Blonde“ zu Gemüte führten; ich habe sie oft im stillen um das tiefe Verständnis für Weißbier beneidet — konnte ich doch bis zu meinem vierunddreißigsten Jahre Bier in keinerlei Gestalt über die Lippen bringen! Ein einziger Flüssigkeitsbehälter, ähnlich einem großbauchigen Goldfischglase, bildete gewissermaßen den Familienmittelpunkt; er wurde auf den Tischchen von Mund zu Munde geschoben, und wen Trinkschnaps anwandelte, der tauchte durstig in tief sinniger Versunkenheit in das bräunlich goldene Naß hinab.

Da den ganzen Sommer fast ständig ein wolkenlos blauer Himmel über Stadt und Land hing, wurde die entzückende, mit Unrecht reizlos gescholtene Umgegend Berlins fleißig durchstreift, auch im Humboldtischlöbchen Teigel, dem hellenischsten Hause Deutschlands, Einkehr gehalten. Im Charlottenburger „Mausoleum“ herrschte noch einheitliche Stimmung, da die wenig schönen, klotzigen Prunkfärge des ehrwürdigen Kaiserpaares, Wilhelms I. und Augustas, ihre Stelle noch nicht darin gefunden hatten; in Sanssouci wurde weltgeschichtlichen Erinnerungen nachgeträumt, zum Schlachtensee, am Wannsee zum Grabe Kleists gepilgert, auch das malerische, abseits gelegene Kloster Chorin nicht vergessen und im klaren Choriner See erquicklich herumgeplätschert; nicht einmal ein großes Feuerwerk auf der verrufenen Hasenheide ward verschmäht, wo die „Völkerschlacht von Leipzig“ in allerhand bengalischen Flammenkünsten dargestellt wurde. —

Meine letzte, merkwürdige Bekanntschaft in Berlin war Paul Lindau, dem ich, durch Anton von Werner empfohlen, meine Aufwartung machte. Lindau war damals der gefürchtetste, bissigste Kritiker Deutschlands, und mit einigem Herzklopfen betrat ich die ebenso geschmackvoll ausgestattete

als behagliche „Höhle“ des schriftstellerischen Feuerdrachens, und war von seiner Persönlichkeit auf das angenehmste überrascht. In seinen Aufzählungen über sich die Bescheidenheit selbst, erzählte er, ohne mit besonderer Offenherzigkeit Schönzutun, daß ihm seine ganze Jugend durch gewaltsam aufgedrungene Mathematik verdorben wurde, indem er nicht imstande sei, auch nur die kleinste mathematische Aufgabe zu lösen. Damit kam er an den richtigen Mann; ich versicherte ihm, dies aus seinem Munde zu vernehmen, sei für mich, der ich mich im selben Falle befände, überaus tröstlich, da ich numehr hoffen könne, es auch ohne Mathematik in der Welt zu etwas zu bringen. So sehr wirkte das verfluchte Schulbockshorn in meiner von Schulfüßsen mit Füßen getretenen Seele noch immer nach. Die gemeinsamen traurigen Schulerinnerungen gewannen Lindau mein Herz und ich schied hochbefriedigt von ihm. — —

Am 6. August 1880 verließ ich Berlin in Gesellschaft meines mathematischen Freundes Alfons Delisle. Eine zum Felddienst ausrückende Kompagnie Infanterie begegnete unserem Wagen in staubiger Morgenfrühe — mir schwoll das Herz, daß ich nicht mehr in der Soldatenzwangsjacke steckte, sondern freiheitsfelig in die schöne Welt hinausfliegen konnte! Unser Ziel war die sagenreiche Insel Rügen, wo in schattigen Buchenwäldungen am blauen Meere zu Füßen schneebleicher Kreidefelsen herrliche Tage seebadend verschwärmt wurden. Damals pffiff noch keine Dampfmaschine über das Eiland. Bei strömendem Regen fuhr der rumpelnde Postwagen von Saßnitz auf überschwemmter Landstraße zurück nach Stralsund.

In Bergen, der Heimat E. W. Arndts, stieg man aus, um den Arndtsturm regentriefend in Augenschein zu nehmen. Da, im Posthause, hörten wir plötzlich wirres Durcheinanderschwirren von Männerstimmen, als seien die schlimmsten Streithändel ausgebrochen. Ich ging ins Postbüro — welch ein Bild entrollte sich dort! Der taube Treitschke stand da, umringt von einem Duzend auf ihn Einsprechender, Eindringender, von denen einer den andern zu überschreien bestrebt war. Jrgend ein Versehen in der Postfahrkarte lag vor, und die Beamten hielten die Taubheit des hilflosen, vor Aufregung bebenden Mannes für Verstellung oder bösen Willen; ein Haufe von Leuten, die die Sache gar nichts anging, hatte sich eingemengt, und so war die Kleinigkeit zu einem förmlichen kleinen Volksaufbruch aufgebauscht worden. Ich legte mich sofort ins Mittel, klärte die Schreier über den unglücklichen Tauben auf und brachte die Geschichte alsbald ins Gleichgewicht, wofür Treitschke mir lebhaften „Rettungsdank“ wußte.

Gegen Abend trafen wir uns auf dem Alten Markt zu Stralsund wieder, wo er mir angesichts des hoheitvollen Rathhauses eine fesselnde Sonder- vorlesung über hanseische Rathhäuser und Backsteinbauten hielt. Unmittel- bar darauf schifften wir uns gemeinsam nach Malmö ein. Die Nacht ver- brachte ich auf Deck. Andersens „Mur ein Geiger“ lesend, ließ ich mich ge- mächlich von den Ostseewellen zur schwedischen Küste schaukeln, an der ich diesmal nur nippen sollte. Treitschke erzählte mir im Laufe des Vormittags merkwürdige Einzelheiten aus Schleswig-holsteinischen Kriegszeiten. Der Verkehr mit ihm war schwierig, da man ihm fast alles eilig in ein Werkbuch kriegen mußte; manches konnte er meiner Bartlosigkeit wegen mir von den Lippen ablesen. Der stocktaube Geschichtschreiber unternahm ganz allein eine größere schwedische Reise: sein Hauptziel war Wisby auf Gotland. In Malmö trennten wir uns ...

Für uns folgten sonnige Tage in Kopenhagen, Ausflüge nach dem Hamlettschloß Kronborg, Marielyst und Klampenborg. Seeland mit gol- denen Kornfeldern an blauen Meerbuchten ist eine Herzerquickung. Thor- waldsens Marmorgestalten zaubern einen hellenischen Frühling am nor- dischen Meere vor die Seele. Als leidenschaftlicher Gräbermensch suchte ich den von Fremden seltener besichtigten Dom zu Roskilde mit den dänischen Königsgrüften auf; Klostod feiert ihn in einer Ode. Roskilde hat eine tausendjährige Vergangenheit; es war in Dänemarks Glanzzeit die Lan- deshauptstadt.

Auf sturmbewegter See, doch bei heiterem, mondhellem Himmel ging's in das staffelgiebelige Lübeck mit seinen wundersamen, altertümlichen Stadtbildern. Dem Holstentore gegenüber wohnte ich an der segelschiff- wimmelnden Trave bei der gastlichen Edelbürgerfamilie Benda, mit deren Sohn ich einst von Leipzig aus den Winterausflug nach Pristäblich aus- geführt hatte. Das waren köstliche, unvergeßliche Tage.

Aufs freundlichste nahm der schwer leidende Emanuel Geibel mich auf, der mir in feierlich schwungvoller Weise, wie kein anderer Dichter in mei- nem ganzen Leben, den Eindruck eines seiner Sendung bewußten Priesters der Kunst machte. Nur wenige Stunden des Tages von unerträglichen Schmerzen befreit, war er Freunden und Bekannten schwer zugänglich; er paßte trefflich in sein staffelgiebelhohes Haus, worüber das von ihm herr- lich besungene Glockenspiel von Sankt Marien wohlklingend dahinlutete.

Abends ging ich gern auf eine Travebrücke und sah den Vollmond über der turmspitzenreichen Hansestadt und den Traveschiffen heraufschweben. Geibel erzählte von seinen jungen Jahren am Rhein, und da ich ihm meine

Abſicht kundtat, durchs Rheintal heimzufahren, trug er mir Grüße an den „Goldenen Pfropfenzieher“ in Oberweſel auf, wo er in ſonniger Jugend mit Dichtergenossen manchmal eingekehrt ſei; gerne verſprach ich ihm, die erinnerungsgehelligte Stätte heimreiſend aufzuſuchen.

Nach Mölln ans Grab Lill Eulenspiegels und zum Hauſe des alten Boß in Eutin ward gleichfalls gewallfahrtet. Das Boßhaus war noch kein Gaſthaus, ſondern wirklich noch Schulvorſtandswohnung, wie in alten Boßzeiten ... In ſonniger Morgenſille ward eine ſtimmungsvolle Gondelfahrt auf dem Ugleſee angetreten, deren Schilderung dichtungliebende Leſer in meinen „Waterlandsgefängen“ nachſchlagen mögen ...

Über Hamburg und Wandsbeck, wo Klopſtocks und Matthias Claudius' Gräber beſucht wurden, zog ich, nach Verabſchiedung meines Reiſegenossen, in mein geliebtes Bremen, dann über Hannover und Braunschweig in das waldſchöne Harzburg, von deſſen maſerischem Burgberg einſt Heinrich IV. nach Kanoffa zog. Ich unternahm einen angenehmeren Zug, indem ich vom lieblichen Iſſenburg durch das Waldtal der Iſſe, geleitet vom wonnigen Rauschen der Iſſenfälle, zu Maultier auf den Brocken ritt. Im uralten Goſlar ward in der Kaiſerpfalz, dem älteſten weltlichen Bauwerke Deutschlands, und zu Hildesheim, auf dem einzigartigen Marktplatze, ſtundenlange Raſt gehalten. Hier, auf der Bank unter einer Linde, den labenden Trank vom Brunnen schöpfend, umringt von der Altertümlichkeit unvergleichlich schöner Häuſer vergangener Jahrhunderte, überkam mich ein Gefühl, als wäre ich ſelber noch eine Geſtalt etwa aus „Franz Sternbalds Wanderungen“ oder ſonſt einem romantiſchen Werke: das Wonnegefühl deutſcher Wanderluſt. Ich möchte zuweilen nur deſhalb wieder jung werden können, um dieſes Hochgefühl romantiſcher Sorgloſigkeit und Abenteuerfreude noch einmal koſten zu dürfen!

Über die alte Wiedertäuferſtadt Münſter, wo die unheimlichen Käſige des Zionkönigs und ſeiner Spießgeſellen damals noch in luſtiger Höhe des Lambertiturmes ſchauererregend hingen, ging es zur großen Ausſtellung nach Düſſeldorf. Ich hatte ſolche Sehnuſucht nach dem Rheine, daß ich vom Bahnhof ellends in die nächſte Badeanſtalt lief, um den geliebten Strom wieder an die Bruſt drücken zu können.

Ich, und dann welch genußvolle, ſtimmungſelige Rheintalfahrt ſtromauf, ſtromab, zu Fuße, zu Dampfer, zu Pferde, zu Kahn in wildem, willkürlichem Zickzack! Da ward zu St. Goarshauſen in ſchattiger Laube Rheinwein gekneipt, dort die Lorelei erſtürmt — wenn ich mir oben auch gerade keine Jungfrau mit güldenem Kamm erwartet hatte, war ich doch etwas

enttäuscht, mich plötzlich in höchst nüchterne, weil noch blütenlose, Kartoffelfelder versetzt zu sehen, die ihre grünen Büsche bis zum Felsenrande vorwehen ließen. Dann nach Raab in die altberühmte, in Rheines Mitten gelegene Pfalz; und mit laubbekränztem Wanderhute wieder zu Gondel den Strom hinab nach — Oberwesel, eingedenk des Geibel zu Lübeck gegebenen Versprechens.

Bei sinkender Abendsonne stand ich frohgemut in weißbestäubten Wanderschuhem, den Umhang um die Schultern geschlungen, vor der altberühmten Schenke „Zum Goldenen Pfropfenzieher“, deren goldenes Schild schon dem Rahnfahrer in die Augen blinkte. Seltsam: neben dem deutschen Schilde prangte noch ein englisches: „The Golden Corkscrew“! Ich trat in den Haussturz. Totenstille. Kein Gläsergeklimmer, kein Gaststubenlärm, kein Sang fröhlicher Hochschüler oder Handwerksburschenkehlen. Unmutig stieß ich klrrend den Stock auf die Fliesen und rief: Wirtschaft! Da schwebte ein graugewandiges, hageres, fließendes Wesen mit wehenden Haaren und langstieliger „Vorgnette“ in Händen die Treppe hernieder, mich entsezt durch ihr Augenglas musternd — das Urbild einer übersittenreinen Anstaltsvorsteherin und Tugendwächterin. Ich aber rief in meinem Wahne: „Bitte um ein Bett; ich will die Nacht hier zubringen!“ Vor Schrecken schier taumelnd und am Geländer sich haltend, hauchte sie tonlos: „Mein Herr, dies Haus ist keine Wirtschaft, keine Hochschülerherberge mehr. Sie befinden sich in einem — „Damenpensionat“!“

Run aber war das Beschämt-zur-Erde-sinken an mir, und nur eine rasche Eingebung ließ mich die Oberhand behalten; schnell warf ich ihr zu: „Emanuel Geibel schickt mich mit einem Gruß an dieses Haus!“ — „Sie kennen Geibel?!“ rief sie mit einem Aufschrei des Entzückens und ergriff meine Hand, als sei ich ein Wesen, von überirdischem Licht überstrahlt, aus einer schöneren Glanz- und Geisterwelt in das Leben der Alltäglichkeit getreten, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie mir vor Überraschung und Überwältigkeit zu Füßen gesunken. Von der Verehrung, die Geibel damals bei der deutschen Frauenwelt genoß, macht man sich heute keine Vorstellung mehr. Von seiner Dichtersonne war ein Abglanz auf meinen Scheitel gefallen, und ich glaube, wenn ich meine Bitte um eine Nachtunterkunft wiederholt hätte, sie wäre mir vertrauensvoll und widerstandslos gewährt worden. So nahm ich aber Abschied von der gefühlvollen Dame und eilte rheinaufwärts der Heimat zu.

Zweite Heidelberger Zeit (Herbst 1880 — Frühjahr 1882)

In den schönen Oktobertagen von 1880 tummelte ich mich wiederum nach Herzenslust in meinem lieben Schwabenland umher, ritt hoch zu Ross, in blauem Manteltragen, von Ludwigsburg zum Schubartkerker auf dem Asperg hinan und zum Schillerhause nach Marbach, nach gutem, altem Reiterbrauche das Ross vor der Dichtergeburtshauspforte ankoppelnd, um in alten schwäbischen Dichtererinnerungen zu schwelgen. —

Voll Sehnsucht nach baldiger Doktorbestallung, fand ich mich frühzeitig in Heidelberg ein, als einer der ersten, winterverkündenden Eisvögel; mietete mir auf der Anlage (Nr. 45) ein kleines, heimliches Erdgeschoszimmer (in dem seltsamerweise vor und nach mir so ziemlich alle Bewohner am Nervenfieber erkrankt sein sollen), und saß wieder abends beim dampfenden Teekessel wie in alten Zeiten; diesmal nicht als naturschwärmender Weltflüchtling in wolkennahen Turmgemächern, sondern mitten in den Menschenverkehr gestellt, an der fremdenwimmelnden Straße, mich an ihrem Getriebe behaglich ergözend.

Kuno Fischer, Bartsch, Erdmannsdörffer und Behaghel, mein altes wohntes Lehrervierspiel, war wieder beisammen, und das Tonwerk konnte beginnen.

Alle Welt war von der neuen Entdeckung des „Hypnotisierens“ erfüllt. Die Heilwissenschaftler lächelten ungläubig dazu. Da überzeugte ein in Versuchen unübertrefflicher Magneter, namens Hansen, auch die eigensinnigsten Zweifler von der unabweislichen Tatsache. Dieser Europa reisende Herrenmeister gab im Theater eine Vorstellung. Professor Gegenbauer hatte sich mit einem Schwarm seiner Schüler in unmittelbare Nähe des Vorführers auf die Bühne begeben, so daß eine Täuschung ausgeschlossen war. Hansen wählte seine „Medien“ womöglich aus Hochschulkreisen. Unvergesslich bleibt mir, welch unheimliche Macht dieser Mann über seine Gegenstände hatte: knisternd sträubten sich die Haare der Medien

nach den Fingerspitzen des Zaubermenschen, der seine Opfer rohe Kartoffeln für Apfelsinen essen und Tinte für Rotwein trinken ließ, der aus ihren steifen Leibern Brücken über Stuhllehnen schlug und wie ein Sieger über die Körper, als wären es empfindungslose Leichen, dahinschritt. Willenlos folgten ihm die Hypnotisierten vor- und rückwärts in stolperndem Schritt über die Bretter, wohin der Meister der Magnetkunst seine Deute lockte, wie Blechschwäne dem Anziehungseisen des Knaben ...

Bald nach meiner Ankunft begegnete mir in der Hauptstraße Kuno Fischer, der in jenem Winterhalbjahr seine großartigen Vorträge über Schiller las; er lud mich ein, ihn auf einem Spaziergang über beide Neckarbrücken zu begleiten. Der große Professor der Philosophie sprach mit beherdeter Zunge von dem notwendigen Verlangen des Dichters nach stets neuen, fesselnden Gegenständen und behauptete mit Recht: „Ein echter Dichter sehnt sich nach Objekten.“ Plötzlich stand er still, sah mich durchbohrenden Blickes an und fragte: „Haben Sie Treitschke in Berlin gehört?“ Ich, in göttlicher Unschuld, ohne mich im Augenblick zu entsinnen, daß Kuno Fischer und Treitschke jahrelang die Häupter zweier feindlichen Lager in Heidelberg waren, gestand mit lauterster Offenherzigkeit der Seele, daß ich ihn so oft als möglich gehört, mich immer von neuem an seiner hinreißenden Rednergabe erhoben habe, daß ich ihn für einen der allerersten Redemeister Deutschlands halte! Da herrschte Fischer mich in ärgerlich gereizter, sich fast überstürzender Weise an: „So, so, finden Sie das wirklich? Ich habe Treitschke einmal gehört. Er sprach über Cromwell. Er hat mir nichts Neues gesagt. Ich habe viel mehr gewußt als er. Es wäre mir geradezu die größte Strafe, ihn noch einmal hören zu müssen. Aus einem Staat, wo d'r Treitschke ein Wort zu sagen hat, wandr' ich aus, wandr' ich aus!“ Ich war belehrt und schwieg ...

Lange Jahre später, als ich längst Heidelberg verlassen hatte und in meiner Vaterstadt schriftstellerischen Neigungen und Arbeiten lebte, tat Kuno Fischer in einer Gesellschaft den für mich ehrenvollen Ausspruch: „Schade um diesen Bierordt, daß er nicht bei uns geblieben ist; es hätte etwas aus ihm werden können.“ Ich bezweifle jedoch, ob ich mich auf die Dauer in einer Hochschulluft glücklich gefühlt hätte; abgesehen davon, daß mein Geschick mir das, was man einen „wissenschaftlichen Kopf“ nennt, versagt und mir dafür einige Fähigkeit künstlerischen Schaffens verliehen hat. Wissenschaft und Kunst sind durch Menschenmachwerk nahezu zwei feindselige Schwestern geworden. Ich habe mich als frei schaffender, in keinerlei Parteischranken eingezwängter, von keiner hochschulmeisterlichen

Ränkesucht beeinflusst, im Wildwuchse völliger Vorurteilslosigkeit sich tummelnder Dichter weit frischer befunden und kraftvoller auswachen können. Der Durchschnittshochschullehrer ist vorab dem schönen Schrifttum nicht ganz grün — so war es wenigstens zu meiner Zeit —, weil er, den die Ruhmsucht und der Ehrgeiz verzehren, den Dichter oder schönen geistigen Schriftsteller um seines anscheinend billiger erworbenen Ruhmes oder Rühmens halber beneidet. Ich biß mich einmal mit einem alten Hochschulmeister herum, der die ungeheuerliche Behauptung zähe verfocht: Uhland verdanke Name, Volkstümlichkeit und Bedeutung seinen acht Bänden deutschkundlicher Gelehrsamkeit, keineswegs aber seinen Dichtungen, und zuletzt mit selbstbewußtem Augenaufschlag seufzte: Wenn ich zu einem anschauen will, dann greife ich zu meinem Schiller! Ein klassisches Beispiel solchen Schlages von Gelehrtenbeschränktheit. Wenn die neidgrünste, kraftloseste Böswilligkeit auf keinen höheren Ist mehr sich versteinern kann, lehrt sie vom Hochstiz in denkbar ungoethischer Weise: nach Goethe sollte kein Mensch mehr dichten! —

In einer seiner ersten Vorlesungen über Deutsches Schrifttum des 18. Jahrhunderts äußerte Bartsch: es sei eine dankbare, noch nie behandelte Aufgabe, die deutschsprachlichen und deutschkundlichen Bestrebungen der Dichter des Göttinger Hainbundes zu untersuchen. Voller Freude über den mir trefflich liegenden, wie für mich geschaffenen Gegenstand, lief ich zu ihm und erklärte meine Bereitwilligkeit zur Bearbeitung. Den ganzen Winter hindurch sammelte ich Stoff für die also betitelte Doktorarbeit: „Die Einwirkung der altdeutschen Studien auf die Dichter des Göttinger Hainbundes.“ Die Heidelberger Hochschulbücherei versagte für deutschkundliche Zwecke fast völlig; nicht einmal die Briefe von Wosß, der von 1805 bis 1826 zu Heidelberg gelebt hatte, waren vorhanden; wogegen die Bücherei der Museums-gesellschaft in erstaunlicher Fülle mit Briefwechseln und einschlägigen Lebensbeschreibungen gespickt war. Aus Göttingen und Straßburg wurde kistenweis allerlei Rüstzeug deutschkundlicher Gelehrsamkeit herbeibefördert, und im Frühjahr 1881 das große Zettelwerk — nach Jean Pauls Anweisung — zum einheitlichen Ganzen verschmolzen. Unter allabendlichen Klängen Beethovenscher Sonaten, die eine lebenswürdige junge Dame mir zu Häupten im oberen Stockwerk spielte, ging die Schmetterlingspuppenentwicklung flott von statten; im Herbst sollte der Falter zur Doktorprüfung ausfliegen ...

Im „Germanischen Seminar“ saß ein junger Mann mit edel semitischer Präge neben mir, dessen kluges, angenehmes Gesicht mir gleich anfangs

aufgefallen war. So mochte der Jüngling Ferdinand Lassalle etwa ausgesehen haben. Wir waren schon eine Zeitlang stumme Nachbarn gewesen, als ich eines Tages in den „Heidelberger Familienblättern“ zwei Fabeln las, die mit dem Namen „Ludwig Fulda“ gezeichnet waren. Zufällig erfuhr ich gleichzeitig, daß mein Nachbar ein Herr Fulda von Frankfurt sei. Ich fragte halb im Scherz, ob gar er vielleicht dieser Fabeldichter, dieser wiedererstandene Gellert sei? Er bejahte es, und wir sind von jenem Augenblick an Freunde fürs Leben gewesen. Fulda war, gleich mir, leidenschaftlicher Naturschwärmer, und manchen Abend haben wir uns mondscheinschwärmend in dem Schloßgetrümmer oder in den Wäldern bei Neckargemünd umhergetrieben. Dabei besaß er eine gesunde, schöne Lebensfreude, war geselligem Treiben geneigter als ich. Wir lasen einander frisch entstandene Gedichte vor; er weihte mich in seine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit, die er eigentlich schon in seinem zwölften Jahre begonnen hatte, ein; ich war erstaunt über seine fabelhafte Formbegabung; er hat im vierzehnten Lebensjahre Sonette, Terzinen, Kanzenen und ähnliche halbscherzliche Verskunststücke, dem Inhalte nach natürlich unreif, der Form nach aber mit überlegener Herrschergewalt, behandelt.

Fulda wohnte zufällig mit meinem alten Schulfreunde Karl Heimburger in einem stattlichen Haus an der Anlage zusammen, in dessen großem Berggarten er uns an regnerischem Waitage sein soeben als erster Versuch vollendetes Verslustspiel „Die Aufrichtigen“ vortrug; nicht lange danach erfolgte die Aufführung am Karlsruher Hoftheater, der er als Gast meines Elternhauses anwohnen und wobei er zum ersten Male die Freude junger Schauspielbdichter erleben durfte: vor die Zuhörerschaft gerufen zu werden. Jetzt mag er, als viel gespielter Bühnendichter, von dieser sauer erkämpften Freude bis zum Überdruße gesättigt sein. In Fuldas Vaterhause zu Frankfurt erlebte ich öfters reizende Tage, von edelster Gastlichkeit umgeben.

Fulda und mein Verbindungsbruder Rudolf Wartsch, der Sohn meines Lehrers, gingen eine seltsame Wette ein. Wartsch, stark judenfeindlich angehaucht, behauptete: Heine habe keine dreihundert vollendeten Gedichte hinterlassen, was Fulda lebhaft bestritt. Ein Ausschuß von fünf Preisrichtern, dem auch ich angehörte, wurde zum unparteiischen Urteilsprüche bestellt. Mehrere Nachmittage tagte die hohe Schiedsrichterschaft auf Fuldas Zimmer, tiefbedachtfam Heines sämtliche Dichtungen durchsinnend; schließlich erkannte der schriftkundige Gerichtshof zweihundertvierundsechzig Heineschen Gedichten den Auszeichnungsgrad „vollendet“ zu! So hatte

Bartsch gewonnen, und Fulda, der Verlierer des grausamen Spieles, „warf“ den Preisrichtern in Anerkennung ihrer Bemühungen eine großartige Bowle in Neuenheim, die mit viel Scherz und Laune veranstaltet ward.

In den ersten Märztagen von 1881 packten mich Fieber und Schüttelfrost — der März war immer mein gefürchtetster Monat — und warfen mich aufs Krankenlager. Zehn Jahre später hätte man es wohl „Influenza“ genannt; aber noch war dies für Ärzte so bequeme Wort im Wörterbuche der Heilwissenschaftler zu neuem Leben nicht erweckt worden. Der Name dieser Krankheit war völlig in Vergessenheit geraten, wiewohl Goethe wie auch Iffland in seiner „Theatralischen Laufbahn“ seiner erwähnen. Die Stadt Mannheim wurde zu Beginn der 1780er Jahre schwer von ihr geschüttelt. Ich bin überzeugt, daß Schillers Lebenskrankheit nichts anderes war als eine vernachlässigte Influenza, woran er sehr gekrankt hatte, die er nie wieder losbekam ... Ich schluckte Brom, lag schlaflos und lauschte dem furchtbaren Sturme, der wilde Sandwellen mit knisterndem Gerinnsel an den Fensterladen trieb.

Große Ereignisse pflegen ihre Schatten vorauszuwerfen. Im künftigen September sollte die silberne Hochzeit des badischen Großherzogspaares und gleichzeitig die Vermählung der Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen gefeiert werden. Ich kam in der Osterzeit von einer Fußwanderung mit meinem Freunde Heinrich Haedel nach dem Kloster Maulbronn, dem Zavelstein und der Abtei Hirsau heim ins Karlsruher Elternhaus, als mich der Vorstand des Museums, Geh. Rat Ullmann, aufsuchte, mich zu bitten, für die genannte Gesellschaft ein Festspiel zu verfassen, das im Herbst bei dem Doppelfest aufgeführt werden sollte. Da ich Frühjahr und Sommer zur Vorbereitung für die Doktorprüfung dringend nötig hatte, lehnte ich ab. Allen ferneren, sich plötzlich häufenden gelegenheitsdichterischen Anmutungen zu entfliehen — ich sollte außerdem für eine Gesellschaft von Forstleuten und Bauräten ein Festlied, für die Stadt Baden-Baden einen Gedichtspruch, der in Felsen gehauen, für den badischen Frauenverein einen Keimsspruch, der in Silber auf eine Altardecke gestickt, ferner Begleitverse zu einer Uhr verfassen, die der künftigen Kronprinzessin nach Schweden mitgegeben werden sollten — eilte ich spornstreichs nach Heidelberg zurück.

Nächst Fulda war hier mein Hauptverkehr mein alter Schulfreund Heimbürger aus Lahr, mit dem ich zahllose Gänge in das Neckartal oder Rahnfahrten im Mondschein auf dem wellenglitzernden Fluß unternahm. Mein

Freund war Meister im Pfeifen; ihn Schuberts „Leise stehn meine Lieder“ pfeifen zu hören, war ein Kunstgenuß. Heimburger, der später ein geschätzter Rechtslehrer an der Gießener Hochschule wurde, liebte ausländischen Verkehr; ich war so ziemlich der einzige Deutsche seines Umgangs. Durch ihn lernte ich einige die Hochschule besuchende Italiener kennen, die ab und zu abends meine Gäste waren und mir die Hasenschlegel verzehren halfen, die mein Vater als Jagdbeute mir zusendete. Der feurige, jugendliche Graf Bagnolo und der schon greisenhaft ergraute Pioda, der einige meiner Gedichte ins Italienische übertragen hat, waren ein ungleiches Freundespaar; aber in einem stimmten sie als echte Südländer überein: sie machten sich nicht gern bergsteigende Bewegung, sondern schlenderten am liebsten auf der Anlage, sahen sich spazierenlungernd die vorbeizwandelnde schöne Welt an und fuhren einmal im Halbjahr in einem Mietswagen zum Schlosse hinauf...

Manchmal begleitete ich Czerny, den berühmten Großwundarzt, mit dem ich Duzbrüderschaft geschlossen hatte, auf Wanderungen in die Berge und beneidete ihn, der Kuzmauls Schwiegersohn war, um seine fabelhaften pflanzenkundlichen Kenntnisse. Zu allen Jahreszeiten, wenn das Neckartal im Blüten Schmuck prangte oder wenn das herbstliche Baumlaub gelb herniederrieselte, träumte ich gern von der Goethebank auf dem Schloß über die Stadt und die im Sonnenuntergang stimmernde Rheinebene hinaus, und versenkte mich in die alte, erinnerungsverklärte Zeit, da der große Dichter und seine Freundin Marianne von Willemer hier weilten. Noch war die hohe dichterische Stimmung nicht durch eine zweite Gedenktafel, die sich aufdringlich neben der ursprünglichen einfachen, an Goethe gemahnenden Tafel breitmacht, gestört. Später brachte man unbegreiflicher, geschmackloserweise dort eine Inschrift an, die besagt: daß Kuno Fischer in Gegenwart des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise von Baden an der weihvollen Stätte eine Gedächtnisrede auf Goethe gehalten habe! Kein noch so gefeierter Philosophieprofessor und kein noch so schätzenswertes Fürstenpaar sind würdig genug, neben einem Goethe gewissermaßen gleichberechtigt verewigt zu werden. Heidelberg sollte die zweite, den Ort entweihende Gedenktafel entfernen lassen und dem Platze seine alte, ungetrübte Stimmung wiederum verleihen!

Mit Vorliebe richtete ich meine Abendgänge zum Friedhof, um die Gräber von alten Heidelberger Berühmtheiten aufzusuchen und mich stets an Madlers herrlicher Grabchrift zu erfreuen:

„Ist ein Grab dir nach Wunsch, du Pfälzer Dichter, geworden?
Sicher, es ruhet sich leicht hier in dem sonnigen Berg!
Schau hinauf zu den Höh'n, sie sind voll Wein und Kastanien,
Seile die Zweige nach vorn — das ist die fröhliche Pfalz.“

Auf keinem Dichtergrabe habe ich eine dichterisch stimmungsvollere, zur Umgebung passendere jemals gelesen. Es gränzte mich, daß nur eine geringe, in der Nähe des Kirchhofs gelegene Straße den Namen des Dichters führte und keinerlei Mal an ihn erinnerte. 1897 löste ich ein altes Gelübde, das ich damals im stillen tat, ein. Meine Tante Luise Ries wollte im Andenken an ihren verstorbenen Gatten, einen geborenen Heidelberger, seinem Geburtsort ein Geschenk machen. Da bat ich sie, eine Ehrenschuld zu tilgen und dem in Heidelberg volkstümlichen, aber trotzdem vernachlässigten Mundartdichter Madler ein Denkmal zu errichten. Oberbürgermeister und Stadtrat von Heidelberg haben mir bei verschiedenen Anlässen ihre gütige Dankbarkeit für meine Anregung bewiesen: Madlers Denkmal prangt nun längst auf der dortigen Anlage.

Am letzten Maitage 1881 hielt die neue Garnison ihren Einzug. Paukenschlag unterbrach plötzlich Bartschs Vorlesung über deutsche Romantik. Die Stadt hatte gesflaggt und die Häuser mit Grün geschmückt. Jung und alt lief hinter der aufziehenden Wache her. Der Eingang zur Kaserne war tagelang von einem halben Hundert Menschen umlagert, als ob vorher noch kein Soldat auf der Welt zu sehen gewesen wäre ...

Im Juni drohte das Festspielgewitter von neuem: diesmal unentrinnbar. Der Museumsvorstand hatte sich hinter meine Eltern gesteckt, und sie, die sich von der Aufführung eines Festspiels Wunderdinge für ihren Sohn versprochen, setzten mir derart in Briefen zu, daß ich mich um des Friedens willen zur Arbeit entschloß. So entstand „Die Kranzweihe“ in wenigen Tagen, indes ein Komet am Himmel stand, der mit seiner Blut Trauben und Reime reifen zu lassen verhieß.

Mitte Juli fuhr ich nach der Hauptstadt der Zähringer, um einer geladenen Gesellschaft im Museum das Werklein vorzulesen. Ein Hoffchauspieler als Spielleiter sowie der Hofbühnenmaler wohnten der Vorlesung bei, um sogleich Vorschläge zu machen. Der Grundgedanke des Spieles war: Bodensee, Rhein und Rurg, Feldberg, Belchen und Odenwald, die Vertreter badischer Gewässer und Berge, wirken und weihen den Jubelpaaren Kränze zur Huldigung. Beruhigt, das Schicksal meiner Dichtung in so bewährten Händen zu wissen, kehrte ich nach Heidelberg in die Vorarbeiten zur Doktorprüfung zurück. Schon nach kurzem drangen Gerüchte

zu meinen Ohren: im Museumsausschusse seien Meinungsverschiedenheiten ausgebrochen; die einen wollten das Stückchen von Berufskünstlern, die andern von Damen der Museums-gesellschaft aufgeführt wissen. Ich dachte mir die „Kranzweihe“ von wirklichen Künstlern dargestellt. Der Hofbühnenmaler kam auf den unheilvollen, verfehlten Gedanken, die zu feiern den hohen Herrschaften auf einer Empore aufzupflanzen, den Zug der huldigenden Geister nicht vollsichtig allen vorüber, sondern zwischen Jubelpaaren und übrigen Hörern hindurchziehen und ihre Verse an die Festeshelden richten zu lassen, wodurch die beiden fürstlichen Paare und die Zuschauer-masse, worunter eine Menge fürstlicher Gäste sich befand, wie zwei feindliche Heerlager einander gegenüberstanden. Ich konnte wegen der Vorbereitungen zur Prüfung keine Proben mitmachen, ochste Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, und mußte mit gebundenen Händen, mit der Faust im Sacke, dem Karlsruher Unheil seinen Lauf lassen ... Zwanzig Jahre später, 1902, als ich durch meine Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt war, verfaßte ich auf Wunsch der Großherzogin Luise ein zweites und hoffentlich letztes Festspiel, diesmal zum fünfzigjährigen Regierungsehren-feste des Großherzogs Friedrich. Die hohe Dame mischte sich persönlich in die Entstehungsweise der Dichtung ein; ich las sie ihr vor, denn Fürsten pflegen sich in solchen Dingen nicht gern überraschen zu lassen. Wenn ein Dichter wähnt, er könne zuviel des Weihrauchs einer Fürstlichkeit gezündet haben, so täuscht er sich; Fürsten konnte man nie schamlos genug ins Gesicht loben: da sind Vergleiche mit dem olympischen Zeus noch zu schwach und nichtsagend. Worte wie „lustbetränktes Jahr“ mußten als stitlich unzulässig getilgt werden. Die Großherzogin ließ bei den Proben im Theater die Schauspielerinnen wie Schulmädchen manche Stellen wieder und wieder hersagen, so daß eine der Künstlerinnen wie ein Kind vor Ent-rüstung über die Schulmäßigkeit zu weinen anhub. Der an Geduld gewöhnte Leiter der Hofbühne, dem schließlich selber die Geduld zu reißen drohte, sagte mir: „Nun haben Sie diese Götter auch einmal hinter den Kulissen kennen lernen“ — womit er die „Götter“ auf dem Fürstenthron meinte!

Am 19. September 1881 hielt die schwedische Königsfamilie ihren Einzug in Karlsruhe, um der Vermählung ihres Sohnes beizuwohnen. Die Stadt schwamm in Festfreude. Der Marktplatz war mit prächtigen Bäumen geschmückt, in deren Früchten abends Lichter brannten; nie sah ich später bei ähnlichen Veranlassungen solche Pracht, solchen Geschmack wieder; nachher kamen die düster flackernden Lichtmasten mit offenen Flammen auf, die stets an Trauerfeiern gemahnen ...

Die badischen Schriftsteller im weitesten Sinne, sogar alle, die jemals zu Baden in irgendwelchen Beziehungen gestanden waren, gaben eine gemeinsame Schrift „Geschichten und Bilder aus Baden“ heraus, die in allen Schulen verteilt wurde; es sollten nur badische Stoffe darin zur Verwendung kommen dürfen, also ein gelbrotgelbes Buch im höchsten Steigerungsgrade, obwohl der Begriff „Heimatkunst“ noch lange nicht erfunden war ...

Die Stadt wimmelte von auswärtigen Gästen, so daß es stellenweise beängstigend auf den Straßen war. Unsere Freunde Czerny aus Heidelberg konnten eines Abends nicht abreisen, da sie vor Menschenandrang nicht zum Zuge durchzudringen vermochten und im Wartesaal von der gestauten Menge schwebend in die Höhe gehoben wurden. Auf den Trittbrettern, den Wagendecken der abfahrenden Züge standen und lauerten die Fahrgäste ...

Mein alter Gönner Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der ebenfalls anwesend war und mir seine bestimmte Erwartung aussprach, ich möchte mich dereinst in Jena niederlassen, empfing mich in einem Gartensaale des Großherzoglichen Schlosses. Am selben Abend war die Aufführung des Festspiels im Museum. Die Bühneneinrichtung meiner Dichtung, die durchaus wider meinen Willen solchergestalt ins Werk gesetzt worden war, erwies sich als gründlich verfehlt. Zu allem Ärger gefellte sich noch die widerwärtige Wahrnehmung, daß das Festspiel, das mein Heidelberger Verleger Winter in den Buchhandel gebracht hatte, durch „Mißverständnis“ vom Museum als Prachtdruck verteilt und verbreitet wurde. Trotzdem Professor Behaghel mich scherzweise tröstete: es widerfahre heute selten jemandem noch, nachgedruckt zu werden, war ich empört. Kurz, Mißhelichkeiten an allen Ecken und Enden, und ich war selig, als ich die Feststadt heiler Haut wieder im Rücken hatte.

Scheffel, der sich allem Festtreiben auf seinem Musensitze Radolfzell entzogen hatte, schrieb mir auf die Sendung des Festspiels:

„Radolfzell Seehalde, 29. September 81.

Verehrter Freund! Besten Dank für die ‚Kranzweihe‘, die in schwingvoller Reinheit der Form und Gedanken mehr von elementarem Walten der Naturgeister, als von den Galauniformen und dem Parkettboden eines Museumsballes in sich verspüren läßt.

Großherzog Karl Alexander, den ich neulich in Konstanz sprach, läßt Sie ersuchen, alsbald nach Druck der Doktordissertation Ihm ein Exemplar oder zwei zu senden. Wollen Sie Ihre Lebenswege nach Weimar und Jena

wenden, so wird er Ihre Wünsche bereitwillig zu fördern suchen; er hat es gern, wenn man ihm direct und vertrauensvoll schreibt.

Mit dem Arrangement der ‚Kranzweihe‘ war er nicht einverstanden, weil die Jubelpaare nicht an der Spitze der Zuhörer, sondern ihnen gegenüber saßen, darum die Genien nur seitwärts oder rückensdrehend ihre Ansprachen hielten.

Meine Gesundheit bessert sich nur langsam und die Musen fliehen vor dem Asthma. Viel Empfehlungen den Ihrigen!

Mit Gruß vom Untersee

Ihr

Victor v. Scheffel.“

Noch wenige Wochen nur trennten mich von der Doktorprüfung. Das langweilige Auswendiglernen von Geschichtstafeln usw. hatte mich fast allen Schlafes beraubt, den ich mir auf künstlichem Wege verschaffte.

Ende Oktober fand in der romantischen, eisenbesponnenen Peterskirche die Leichenfeier Bluntschlis, des großen Rechtslehrers, statt, die ein zwischenvölkisches Gepräge trug; sogar ein Grieche hielt sehr ergriffen eine Gedenkrede in neuhellenischer Sprache ...

Am Vorabend vor meiner Doktorprüfung stattete ich geziemend Besuche bei „Dekan“ und Prüfern ab; Bartsch, bei dem ich als Hauptfach deutsches Schrifttum und als erstes Nebenfach Gotisch, und Erdmannsdörffer, bei dem ich als zweites Nebenfach Geschichte zu bestehen hatte, fragten mich beide, mit welchen Zeitabschnitten ich mich vorwiegend beschäftigt habe.

Am Abend des 17. November 1881 „stieg“ ich endlich in die Doktorprüfung, wobei nach altem Zopfe den Prüfern und etwaigen sonstigen hochschullehrerhaften Zuhörern, ich glaube, sogar auch den beiden Pedellen, auf meine Kosten Wein und Backwerk verabreicht wurde; ein altmodischer, lächerlicher Unfug.

Bartsch, zu dessen Füßen ich fünf Halbjahre lang als treuer Hörer gesessen war, der genau meine Stärke in der deutschen Schrifttumsgeschichte sowie meine Schwäche in der deutschen Sprachlehre kannte, dem ich zu seiner angeblichen Zufriedenheit die Doktorarbeit mit obgemeldetem Stoff aus der Geschichte des Schrifttums im 18. Jahrhundert überreicht hatte, beliebte es, mich eine geschlagene Stunde lediglich in deutscher Sprachlehre spitzfindigst herumzuzufuchsen, scheinbar in der Absicht, meine „Note“ herabzudrücken. Erdmannsdörffer, ehrlicher von Natur, hielt sich treulich an den Zeitabschnitt — es war das Zeitalter der Renaissance —, den ich ihm namhaft gemacht hatte; seine ritterliche Art rettete mich vor einem tückischen

Hereinfall und erhob meinen Grad wenigstens auf „multa cum laude“. Ich war damals im ganzen deutschen Schrifttum so beschlagen, daß ich auswendig wußte, wie oft Dtfried von Weisenburg sich beim Schnupfen schneuzte und wie viele Strümpfe Frau Ernestine Wof in der Woche stopfte, kam aber durch das völlig unerwartete Uebelwollen meines Hauptprüfers, der sich nicht schonte, nachher wie zuvor die stillvergebende Gastlichkeit meines Elternhauses nach Kräften auszunützen, fast niemals zum richtigen Auspacken meiner hochauf gestapelten Kenntnisse. Bartsch hat gleichzeitig einen andern, ihm ebenso treu ergebenen Schüler, der eine umfangreiche Zusammenfassung über den altfranzösischen Doppellaut „oi“ als Doktorarbeit verfaßt hatte, in umgekehrter Weise bloß in Schrifttum und nicht in seinem Hauptfach, in Sprachlehre, geprüft und jenem Schicksalsgenossen von mir nach seinem offenbar gern geübten Verfahren ebenso die Freude an der Doktorprüfung vergällt wie mir.

Vernünftigerweise bestand noch kein Zwang in Heidelberg, eine Doktorarbeit drucken zu lassen, weshalb ich gern auf den Ruhm, mich als gelehrten Schriftsteller aufzutun, verzichtete und die Hechelarbeit mit Vergnügen für ewig einsalzte. Ob Bartsch durch seine Unstreundwilligkeit mir das künftige Verbleiben an der Hochschule erschweren wollte — ich hatte bisweilen die Möglichkeit einer späteren Niederlassung als Hochschullehrer vielleicht unklugerweise geäußert —, ist mir nicht klar geworden. Am Ende wäre ich nach glänzender Prüfung wirklich geblieben, und es wäre dann — um Runo Fischer anzuführen — „doch noch etwas aus mir geworden“ ...

Zur Erholung von gelehrten Mühsalen und unnötig ausgestandenen Ängsten ging ich auf etliche Tage nach Mosbach im Odenwald zu meinem Better Dimar Schellenberg. An klarem Adventsontage wanderten wir über Neckarzimmern auf rauhem Wege zur Burg Hornberg, wo Götz von Berlichingen seine letzten Jahre verbrachte, sein Leben beschrieb und 1562 starb. In herbem Hornberger Burgwein tranken wir das Wohl von Raubrittern und hinterhältigen Hochschulmeistern. An schneeverwehstem Wintermorgen geleitete ich den Verwandten in behaglicher Amtskutsche zum Gerichtstage nach Buchen und besuchte die Gefangenen im Amtsgefängnis, fühlte ich mich doch selber fast wie ein dem Hochschulkäfig Entsprungener, Befreiter, jetzt erst vom Leben wahrhaft Beglückter!

Den Winter harrte ich noch, ich möchte fast sagen, aus Anstand, in Heidelberg aus. Bartschs Vorlesungen über Deutsches Schrifttum hörte ich freilich nur noch sehr lässig und vergnügte mich lieber zu Pferde, was jedenfalls gesünder und kurzweiliger war.

Auf schönwissenschaftlichem Wege hatte ich den schwäbischen Novellendichter, den Helfer Paul Lang in Maulbronn, kennen lernen und folgte seiner Einladung dorthin; seine angenehme, musikbegabte Frau und ein großer, heranblühender Kinderkreis empfingen mich aufs freudigste. Manche Abendstunde wanderten wir in den mondhellen Kreuzgängen, indes der unheimliche Fauststurm in fahlem Lichte herüberglänzte und im Klosterhofe der alte Brunnen rauschte, der schon dem Knaben Justinus Kerner in seine Spiele, wie dem Jüngling Hölderlin in seine ersten, schwermächtigen Liebesträume gerauscht hat. Zum Königsgeburtstage veranstalteten die Seminarsschüler eine Schulfeier, wobei sie das Zwiegespräch zwischen König Philipp und Marquis Posa aus dem „Don Carlos“ in unserfälschtem Schwäbisch hersagten. Auf Gängen zur Reichshalde, zur Elfinger Höhe, durch den Wald nach Schmie, an einem Teich im Dickicht, wo gelbe Schwertlilien blühten, lagerten wir uns und ergöhten uns am Vorlesen von eigenen Dichtungen. O schöne, unwiederbringliche Stunden! Auch du, teurer schwäbischer Dichterfreund, mußt dich längst zum ewigen Schlummer niederlegen und deine vielen Kinder, vater- und mittellos in die Welt gestellt, zurücklassen, ihren dornigen Pfad durch das Menschengewühl sich selber suchend ...

Das Frühjahr 1882 ließ sich ungewöhnlich frühe schon warm an, so daß in den allerersten Apriltagen die Obstbäume auf dem Wege zum Wolfsbrunnen in herrlich schimmernder Blüte standen ... Von einem Ausfluge heimkehrend, bemerkte ich eines Spätnachmittags auf dem Heidelberger Bahnsteige vier Herren auf und ab gehen: es war der junge Prinz Viktor Napoleon Bonaparte, der damals in Heidelberg wissenschaftlichen Arbeiten oblag und den ich zeitenweise fast täglich vor meinem Fenster auf der Anlage vorüberreiten sah, mit seinem Vater, seinem jüngeren Bruder und noch einem Begleiter. Der alte Prinz Jérôme Napoleon, als „Plon-Plon“ weltbekannt, machte mit seinem tänzelnden Gang in auffallend kurzen Beinkleidern, mit dem Einglas ins Auge geklemmt und fuchtelndem Spazierstöckchen in Händen, eher den Eindruck eines Zirkuskünstlers in Bürgerkleidung als eines „Empereurs“ der Zukunft. Die Ähnlichkeit seiner halbmondförmigen Gesichtszüge mit denen seines großen Oheims, Napoleon I., war unverkennbar. Damals rechnete man noch vielfach mit einer möglichen Schilderhebung des liebeshändlerberühmten, aber für etwas feige geltenden Abenteurers, des echten Sohnes seines weiland westfälischen Morgenwiederluschtigvaters ...

Schwer nur riß ich mich von Heidelberg in seiner hellen Blütenpracht los, hing ich doch trotz mancher Schatten und Wolken mit warmer Liebe stark an ihm. Da ich keine Beamtenzukunft, keine Hochschullehrerlaufbahn vor mir sah, lag das Leben von Nebeln noch verschleierter vor mir, als vor dem sonstigen Menschendurchschnitt. Für den Augenblick mit der Trennung von Heidelberg mich etwas ausführend, war die tröstlich beglückende Aussicht, nunmehr ein Jahr in Nord und Süd umherstreifen, fesselnde Menschen sehen, herrliche Landschaftsbilder in meine Seele füllen zu dürfen, nach allen Seiten hin mich ausbildend, auslebend, austreifen lassend.

Freund Heimburger hatte mich zunächst in sein gastliches Elternhaus nach Lahr geladen, dort einige Zeit zu verweilen. Die fleißige Gewerbestadt bildete damals eine Art badischen Parnasses: Ludwig Eichrodt, der humorvolle Sänger zahlreicher Burschenlieder, Friedrich Gesler, der hochachtbare Selbstlehrer und Verfasser von zuweilen etwas schrullig-heitern Dichtungen, und Ludwig Auerbach — er verwahrte sich feierlich dagegen, ein Verwandter Berthold Auerbachs zu sein —, der friedliche Dichter lieblicher Schwarzwaldheimatlieder, lebten in Lahrs Mauern. Für Eichrodt war es schade, daß er nicht ganz seiner Muse leben konnte und sich zeitweilig aus äußeren Gründen zur Rechtswissenschaft zwingen mußte; niemand hätte diesen Beruf lieber und schneller an den Nagel gehängt als er. Kein Wunder, daß man sich in Lahr allerhand Schnurren über seine rechtswissenschaftliche Unlust zuraunte. Mir sagte er einmal: „Da gibt's Leut', die mir's übelnehmen, daß ich nicht ausschließlich meinem amtsrichterlichen Beruf lebe und auch noch Gedichte mache: das sind ja die Blumen, die auf jenem Mist wachsen.“ Mit allen drei Dichtern freundete ich mich an. Auerbach starb leider noch im selben Herbst, Gesler einige Jahre danach in kräftiger Mannesblüte. Eichrodt besuchte mich noch ab und zu in Karlsruhe.

Da ich häufig in Privatreisen mit Glück meine Dichtungen vorgetragen hatte, schlug man mir im Lahrer Freundeskreise vor, einen öffentlichen Vortrag zu veranstalten und meine Sachen dort etwas bekannt zu machen. Gern ergriff ich die mir in einer kleineren Stadt zum ersten Male gebotene Gelegenheit und zeigte in den Ortsblättern eine Vorlesung „zugunsten der Armen Lahrs“ an. Nun hatte ich alle Freuden eines reisenden Kunstunternehmers durchzukosten: einen Saal zu mieten, Eintrittskarten drucken zu lassen, vor Stadträten und Zeitungsbesitzern den krummen Lorenz zu machen usw. — nur die Wohltätigkeitsaufschrift, die ich vorsichtshalber

der Geschichte aufgeklebt hatte, erleichterte das Abenteuer ein klein bißchen; denn wer mochte sich groß für einen unbekanntem Dichterjüngling ins Zeug werfen? Seit jenem ersten öffentlichen Vortragsversuche weiß ich, daß es kein ärgeres Hundeleben geben kann, als das eines berufsmäßigen Unternehmers von Vorträgen, Musikabenden und ähnlichen Veranstaltungen. Doch Lust und Liebe zur Sache, und vorab die Jugend, überwandten schließlich die Schwierigkeiten.

Wie wenig kannte ich damals noch die Menschen! Aus harmloser Unkunde der Verhältnisse hatte ich mir in dem kleinen Städtchen etliche hundert Eintrittskarten herstellen lassen! Der äußere Erfolg war nicht glänzend, wohl aber der innerliche; denn das halbe Hundert erschienenener Hörer kargte nicht mit dankbarer Beifallsfreude. Später habe ich noch häufig Vorträge gehalten, aber nur der Einladung von Vereinen und Gesellschaften folgend; da hat man seine gesicherte Hörerschaft und braucht nicht bettelnd hinterherzulaufen; mit Vergnügen aber denke ich jenes mühsamen, sauern Lehrer Erstlingsvortrags, jener rednerischen Feuerkaufe.

Jeder Redner erlebt bei solchen Gelegenheiten etwas Ergögliches. Ludwig Fulda hatte einmal in einem schlesischen Gasthause zu sprechen; vor Beginn des Vortrags sah er noch im Saale nach dem Rechten; da tröstete ihn der Gastwirt: „Beruhigen Sie sich, es ist für alles gesorgt; es sind schon viel solche Akrobaten wie Sie bei mir gewesen.“ Otto Roquette sprach gar einmal auf der Liebhaberbühne einer deutschen Kleinstadt; der Vorhang ging vor ihm und seinem Redepult auf und er stand in einer grünen Waldlandschaft — sehr passend für den Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt“ ... Die Lehrer Dichter hatten sich alle zu meinem Vortrag eingefunden, und Eichrodt weisagte mir feierlich in seiner trockenen Weise eine „Dichterkunft“. —

Aus einem nervengereizten, verstimmtten, greisenhaften Menschen, der ich die letzten Monate vor der Doktorprüfung gewesen, war ich über Nacht wieder ein junger, frischer, lustiger Bursche geworden, der sich wie ein Füllen, dem man das schnürende Sattelzeug abgeschmalt, in göttlicher Freiheit bewegte, überschäumenden Hochgefühls in das blühende, von der Frühlingssonne des Glückes bestrahlte Leben hineintummelte. Von namenlosem, unbestimmtem Drange war meine Seele schier zum Bersten gefüllt.

Ein Wanderjahr (Frühjahr 1882—Frühjahr 1883)

Nicht von Landschaften, nicht von Kunstsammlungen, nur von Menschen, die mir begegnet sind, will ich reden.

Aber das freundliche Göttingen mit seinen für mich doppelt bedeutsamen Hainbunderinnerungen ging es nach Wolfenbüttel. Auf dem Kornmarke bestieg ich einen uralten Kumpelkasten von Postwagen, der von Marktwewibern überfüllt und allerlei süßen Käsedüften durchräucht war, und rollte über das schauerhafte Pflaster der Lessingstadt ins Freie; fast an jedem Hause hielt das Schneckengefährt, Päckchen abgebend oder aufnehmend. In Dörfern, Baumgärten und Kleefeldern vorbei kroch die vorsintflutliche Kutsche dem stattlichen Amtsdorfe Salder, meinem ersten Reiseziele, zu.

Amtsrichter Wilhelm Kunze, der, wenn auch noch nicht an Jahren, so doch an edeln Wesenszügen etwas vom alten Vater Gleim hatte, war mir durch seine schöne Besprechung eines meiner Bücher bekannt und auf brieflichem Wege befreundet worden; seiner dringenden Einladung folgte ich ins Braunschweigische, um von dort meine seit Jahren geplante Reise in den skandinavischen Norden anzutreten. Selten hat eine Zeitschriftenbesprechung so gute dauerhafte Früchte gezeitigt. Erwartungsvoll stand der teure Mann vor seinem Hoftor an der Landstraße, dem Posthauderer entgegen spähend. Meine Kumpelkutschennachbarin äußerte zufällig: da steht ja unser Amtsrichter! Herausstürmen, Freudenruf, Umarmung waren ein Augenblick. Das von Gestalt kleine, bewegliche, gastfreie Ehepaar Kunze bot alles auf, mir den Aufenthalt reizend zu gestalten. Drei Tage wollte ich bleiben, drei Wochen wurden daraus, wozu Wind und Wetter ihr Teil beitrugen.

Ein obstreicher, rasengepflügter Garten umgab das Amtshaus mit Bänken und schattigen Bäumen; selbst eine Luffgrotte fehlte nicht, worin wir oft, Bohnen aushülfsend, saßen und einander vorlasen, indes der Herenberg Brocken aus blauer Ferne herüberschaute und rings die Erd-

beeren blühten. Einmal war Landwehrfest: auf einer Anhöhe im Walde waren Buden und Zelte geschlagen; Regimentsmusik spielte; oben in den Baumwipfeln heulte der Sturm, unten in den Zelten wurde flott getanzt, Grog getrunken, Braunschweiger Würste nebst Landesbackwerk verzehrt; ich wurde dem herbeigeströmten halben Herzogtume vorgestellt.

Meine Gastfreunde belustigten sich an meiner süddeutschen Ausdrucksweise; Worte wie „Tintenzeug“ (= Tintenfaß, Schreibzeug), wie „Hausstaffel“ (= Haustreppe oder braunschweigisch: Trittsstein) usw. waren eine nie versiegende Quelle der Ergötzung für sie. Die beiden weiblichen Hausangestellten waren entsetzt über den Gast, als er ihnen seine „Hosen“ (statt Beinkleider) zum Reinigen gab. Der sprachbegabtere sprachschöpferischere Süddeutsche ist zugleich weit sprachduldsamer und hierin größerdenkend als der Norddeutsche.

Um mein hochgelegenes Siebelzimmer raste der Wind, und umfassend war die Aussicht über sturmgepeitschte Kornfelder, gartenumhegte Häuser, spielende Windmühlen bis zum verdämmernden Harze hinüber. In der Frühe kam ein junger Bartschaber, der mit dem selben Schermesser, womit er mich verschönernte, kurz danach ein altes Ehepaar um Geldes willen abschlachtete und dafür zum Tode verurteilt wurde. Viel Verwandtenbesuch von benachbarten Gütern stellte sich ein; alles schwärmte für Süddeutschland; eine alte Dame sprach so hingerissen von der Schönheit unseres Freiburg, wie wir von Neapel und Sorrent reden.

Die Hausfrau hatte alle nur erdenklichen Braunschweiger Leckerbissen in ihrer Güte für mich vorbereiten lassen — aber nichts wollte mir recht munden. Da ich mich schließlich nur noch von Würsten und Eiern nährte, zum besonderen Leidwesen der lieben Amtsrichterin aber alle Tunken und Brühen verschmähte, mußte ich mir auf ihren Wunsch von meiner Mutter süddeutsche Kochanweisungen verschreiben lassen; ich war so unvorsichtig, schwäbische Mehlspägle zu bestellen. Im Siegestaumel rief die treffliche Frau eines Morgens: „heute gibt's S—pägle!“ Aber statt der flaumenweichen, goldgelben Flocken der Späglein erschien ein großer, schwarzer, starrer Leigklumpen auf der Platte, der wie geronnener Leim schmeckte: statt der Späglein war durch Versehen der Köchin ein Riesenspag aus dem Ei gekrochen, und ich hätte mir alle Schwaben und Badener herbeigewünscht, um sie raten zu lassen, was dieses Gericht vorstellen solle. Es gibt eben Speisen, deren Zubereitung eine Köchin gesehen haben muß. Eigenartig war für unser Gefühl die Reihenfolge der Speisen: da ward Plum pudding zwischen Suppe und Dachsenfleisch aufgetragen; dann kam dick mit

Zucker bestreuter Salat, Spargel und gedämpfte Apfel als ein Gang, vom selben Teller genossen; das Geflügel erschien mit rosinenversüßtem Kuchen; teige gefüllt.

Von Tag zu Tag verschob ich des strömenden Regens halber meine Abreise, von der herzüberwallenden, prächtigen Familie zum Längerbleiben gedrängt. Doch es mußte geschieden sein. Ich fühlte, daß ich allen ein Freund fürs Leben geworden war; als ich in die regenverschleierte Landschaft hinausfuhr, standen alle weinend um die fortrollende Postkutsche, und mir selber war das Herz am schwersten, als dies liebliche, trotz steten Regens innerlich so sonnige Stilleben hinter mir versank. —

Nach dämmerheller Nachtfahrt durch Fütland und schöner Seefahrt über das Kattegat, gelangte ich bei herrlicher Abendbeleuchtung nach Göteborg in Schweden. Seit Hamburg saß mir ein schweigsamer junger Mann gegenüber, der in siebzehn Stunden nicht den Mund aufgetan hatte; plötzlich erzählte er mir, er stamme von Drontheim, heiße Harald Salbu, besitze eine Gerberei und habe in Hannover Deutsch gelernt. Wir verabredeten, bis Christiania zusammen zu reisen.

Im Gasthause zu Göteborg lernte ich zum ersten Male die angenehme Sitte des schwedischen Vorkosttisches verschmecken; die Zimmerwand dahinter war mit Tannenzweiggrün bedeckt und sah so christtäglic aus, daß ein ankommender Österreicher sich allen Ernstes erkundigte, ob in Schweden Weihnachten im Sommer gefeiert werde! Auffallend war mir, daß zur Nachtzeit in den taghellen Straßen kein Kaufladen vor seinen Auslagenfenstern Kolläden zum Schutze hatte, und ich dachte bei mir: hier ist ein völlig diebsicheres Land.

Andern Tages fauste ich mit meinem neuen Freunde Christiania zu. Harald jauchzte hellauf, als er sein Vaterland wieder sah; er trug stets das Grundbuch der norwegischen Verfassung in seiner Brusttasche auf dem Herzen und versicherte mir in seinem gebrochenen Deutsch: seine Liebe zu seinem Vaterlande sei so groß, daß er jeden Augenblick dafür zu sterben bereit sei. Abends waren wir im Livoli zu Christiania, wo die Volkshymne gespielt wurde; bei dieser Gelegenheit veranstalteten die königlich Gesinnten und die Freistaatler eine lebhaft Kundgebung: es ward unter ständigem Klatschen einerseits und Zischen andererseits gespielt. So bekam ich alsbald eine hübsche Veranschaulichung der politischen Gesinnungen des herben Landes vor Augen geführt und hatte sofort das Gefühl, daß der Schwedenkönig Oskar II. als Herrscher dieser Reichshälfte nicht auf Rosen schlummere!

Gymnasiumsleiter Bof, an den ich von Karlsruher Bekannten empfohlen war, und ein höchst fesselnder Professor Nikolaisen, ein vertrauter Freund des Dichters Björnson, luden mich zur Wagenfahrt nach dem Frognesaeter, einer Christiania benachbarten Alp, ein. Beide Herren waren überzeugte Anhänger eines norwegischen Freistaates — der Professor hieß sogar der „rote“ Nikolaisen — und spotteten über die Unbedeutendheit des königlichen Dichters von Schweden. Diese beiden Norweger sprachen Deutsch wie Deutsche; sie priesen mich glücklich, einem großen Volksganzen anzugehören und darum eine Sprache weniger lernen zu müssen. Nikolaisen entpuppte sich als gründlichen Kenner des deutschen Schrifttums und als leidenschaftlichen Verehrer — Jean Pauls! „Keinen Dichter liebe ich so wie Jean Paul; täglich lese ich in seinen Werken; schon allein um dieses Dichters willen muß man Deutschland, sein Volk und seine Sprache lieben!“ rief er begeistert. Ich versicherte ihm: in Deutschland könne man weit gehen, bis man jemandem begegne, der täglich im Jean Paul lese. Bis in die helle Mitternacht saßen wir nach der Heimkehr zur Stadt in Bofens Landhaus zusammen ...

Der erste Mensch, der mir in Drontheim begegnete, war mein guter Harald Salbu, der mich in sein hölzernes Haus mitnahm, mich bewirtete, sein „Karriol“ anspannen ließ und mich zum schaumsprühenden Wasserfalle Lerefos hinausfuhrte. Die Norweger haben etwas Felsenrauhes an sich, sind aber gegen Fremde die Gastlichkeit selbst. Haralds deutsche Sprachkenntnisse standen trotz seines einjährigen Aufenthaltes in Hannover auf schwachen Füßen; ich mußte für ihn einen Brief an seinen ehemaligen Fremdenheimvorstand aufsetzen, damit er sich über die sprachlichen Fortschritte seines Zöglings wundern solle. Die ganze Nacht blieb es taghell.

Auf der mehrtägigen Dampferfahrt nach Hammerfest teilte ich die Koje mit einem jungen Engländer, der eine Badewanne aus Gummi mit sich führte, worin er jeden Morgen neben meinem Bette badete; beim ersten Mal erweckte mich das Geplätscher zu meinem Schrecken, denn ich wähnte einen Augenblick, daß Wasser durch ein Leck in den Fußboden eingedrungen sei.

Der gute alte Oberst Panse mit zwei angenehmen Töchtern, aus Weimar, zwei bayerische Offiziere aus München, ein Rittmeister und ein Oberleutnant, bildeten im Verein mit mir eine unzertrennliche Gesellschaft auf der Reise zum Nordkap.

Ein alter Schwede, Hauptfeinschmecker und Ledemann, lag unwohl in seiner Kajüte und ließ mich zur Krankheitsberatung rufen, da er mich mit

„Herr Doktor“ hatte antreden hören. „Helfen Sie mir, ich habe Schwällungen am Hals!“ rief er und war schmerzlich enttäuscht, als ich mich ihm als Nichtheilkünstler vorstellte; noch ein „Doktor“ an Bord wurde beigezogen, aber der war Doktor der Rechte, so daß keiner dem Armsten helfen konnte. Die „Schwällungen“ hinderten den freundlichen Dulder aber nicht, mir die unvergleichliche Zubereitung der Krebse im Stockholmer Opernkeller ans Herz zu legen, falls ich im Verlaufe meiner Reise dorthin gelangen sollte. „Mnjm, mnjm, mnjm!“ schmagte er dabei vor seliger Erinnerung und strich sich behaglich den Bauch.

Bei der Fahrt aus dem Fjord von Røddø, punkt zwölf Uhr nachts, sah man am Fernrande die volle Scheibe der rötlich strahlenden Mitternachts-sonne auf dem Meere liegen; andachtvolle, schweigsame Stimmung ergriff alle auf das Verdeck Strömenden.

Von Tromsø aus machte ich mit der deutschen Gesellschaft einen abenteuerlichen Ritt in das Tromsødal, um eine Lappensippe mit weidenden Renntierherden zu besuchen. Der bayerische Rittmeister behauptete, er, ein Reiter von Berufe, sei niemals im Leben auf einem beschwerlicheren Wege geritten, und kein deutsches Pferd hätte solche Gerölldrangsale, wie hier in Lappland, ausgehalten.

Zu Hammerfest blieben wir acht Tage zusammen im Hotel Jensen, zogen auf Fischfang aus, wobei die Fischer einen Kagenhai, eine sogenannte Meerkatze, fingen, und besuchten die duftenden Transtiedereien, deren atembeklemmender Geruch die halbe Stadt erfüllte. Einmal fuhren wir durch die breiten, offenen Meereswogen in einem Fischerboote nach dem einsamen, draußen in der Bucht liegenden Felsen Råsmolen, verzehrten am Ufer eines reißenden Baches im Scheine der Nachtsonne das Abendbrot und ich las auf Wunsch der Anwesenden mein Festspiel „Die Kranzweihe“ vor. Alle behaupteten, durch die Erscheinung der heimlich deutschen Berge und Flüsse, die als Gestalten in dem Stückchen auftreten, am fernen Ufer des nördlichen Eismeeres eigenartig berührt worden zu sein.

Der „Superior“ der katholischen Mission für Finnmarken, Pastor Hagemann, kam alsbald zu Besuche, da er gehört hatte, daß Deutsche da seien. Damals war jene Gegend noch nicht das modische Allerweltziel, wie später, da Kaiser Wilhelm II. leider Bahnbrecher für die Nordlandsreisen geworden war. Der Pastor war Westfale, ein stämmiger Riese mit fuchsroter Akel, der schon siebenzehn Jahre in Norwegen und vier davon zu Hammerfest lebte; in dieser Zeit hatte er 23 Finnen- und Lappenseelen dem Christentum gewonnen. Hagemann war ein warmer Verehrer der schwe-

dischen Königsfamilie. Fabelhaftes erzählte er von den Winterstürmen, die bisweilen ganze Holzhäuser auf die Meeresbucht hinaussetzten, die Menschen auf der Straße packten und durch halbe Gassen rollten. Trogdem schwärmte er für das dortige Leben, selbst für die sechs Monate wählenden, sonnenlosen, aber durch Nordlichtpracht verschönten Winter; niemals, so schloß er, möchte er sich wieder südlich des Polarkreises ansiedeln!

Mit meinen Freunden erkletterte ich das Nordkap, damals noch eine beschwerliche, nicht ungefährliche Bergtravelei und rutscherei.

Herrlich war die Heimfahrt über die Lofoten, die beim Mitternachtsstrahl in amethystener Beleuchtung funkelten, nach Drontheim. Beim alten Dome des heiligen Olaf geriet ich mit dem bayrischen Rittmeister über die „bekannte Langeweile und Dichtigkeit Karlsruhes“ — das er aber niemals selbst betreten hatte — in heftigen Wortwechsel, so daß die Nordfahrt allen Ernstes um ein Haar mit einem Zweikampf ihren trauerspielhaften Abschluß gefunden hätte, wäre nicht der lebenswürdigere Oberleutnant versöhnend dazwischen getreten.

Nach unsäglich langer Bahnfahrt über die Kjällen — in Osterfund sah ich auf dem Bahnsteige König Oskar II. und meinen lieben Großherzog von Weimar, die zur Einweihung der neuen Kjällenbahn gekommen waren und mit vierfachem, dumpfem Hurra von der tiefschweigenden Volksmasse empfangen wurden — gelangte ich in die Landschaft Dalekarlien, nach Leksand am Siljansee. Im Gasthof hörte ich mit wunderbar schöner Stimme das schwedische Volkslied „O Wermeland, du schönes!“ singen. Ich ging den Tönen nach und entdeckte einen noch jugendlichen Sänger mit prachtvollem Goldhaar am Klaviere sitzend; er ließ sich nicht stören und sang hinreißend schön ein Lied ums andere. Als er geendet, dankte ich ihm lebhaft mit Händedruck. Er stellte sich mir als „Herr Petré“ vor, erzählte von den Jagdgütern seines Vaters, auf die zuweilen der König zu Gaste gekommen sei, auch von Unglück und Verlust, die über sein Haus hereingebrochen seien. Wir wanderten zusammen längs des Sees und schwammen miteinander im eiskalten Dalelf. In seinem drollig kurzen Kautschukmäntelchen, das ihm bis zu den Ellbogen reichte, mit seinem äppigen Goldhaar und seinen fast abenteuerlichen Erzählungen hatte er etwas nordisch Märchenhaftes in seiner Erscheinung ... Zwei Stockholmer, Kaufmann Carlsson und Maler Lindahl, mit denen mich in Leksand ein freundlicher Stern zusammenführte, sehen mit in bester Erinnerung, weil sie mir die unsagbare Lebenswürdigkeit der schwedischen Volksnatur veranschaulicht darstellten.

Berühmt ist der Kirchgang zu Leksand. Da kommen sie in ihren gelben und grünen Trachten auf langen Rähnen über den See gefahren und bringen ihre Toten aus dem ganzen Kirchspiele hierher zur Bestattung. Dalekarlien ist eins der glücklichsten Länder der Welt. Polizei, Diebstähle, Verbrechen, auch Abgaben sind hier unbekannte Dinge. Mein Handkoffer blieb die längste Zeit am Landeplaz des Dampfers allein liegen; auf meine besorgte Frage im Gasthof, wann der Koffer endlich geholt werde und ob niemand ihn wegnehme, hieß es: „Wegnehmen? er gehört ja Ihnen.“

Auch zu Borlänge bei Falun herrschte großes Vertrauen und man kannte die Erfindung von Lärkschlössern noch nicht. Nach einfach kräftigem Nachtmahl aus Milch, Brot und Eiern hatte ich mich zur Ruhe begeben und war süß eingeschlummert, als ich, durch Geräusch erweckt, erschrocken emporfuhr: da war mein neugieriger Hauswirt zu später Nachtstunde herein an meine Lagerstätte getreten, um mich zu fragen: „Glauben Sie an Jesus Christus?“ Ich beteuerte dies pflichtschuldig. Da forschte der seltsamste aller Wohnungsvermieter weiter: „Gibt es wirklich so sehr viele Juden in Deutschland?“ Auch dies konnte ich mit gutem Gewissen bejahen. „So; bei uns in ganz Schweden gibt's nur tausend. Gute Nacht!“ Damit war er verschwunden und ich konnte mich wieder zum Schlaf umwenden. Auf den Fenstervorhängen waren die Bilder der Reformatoren Luther und Melanchthon lebensgroß eingebrannt. Dieses Nachterlebnis spielte sich übrigens im Privathaus ab, da es kein Gasthaus im Orte gab. Der Junge, der mich hingeführt und mein Gepäck besorgt hatte, trug an seiner Mütze ein Schild mit dem Vermerk „Room för Resande“ (Zimmer für Reisende); er war so völlig unverdorben und trinkgeldunverwöhnt, daß er, als ich ihm einige Ore in die Hand drückte, vor Freuden an mir hinaufsprang und mich küßte. Glückliche Gegend! Wohl auch dort jezt vergangene Zeiten!

Bei glühender Julihize war ich am Bellmannstag, an dem die Stockholmer ihren großen Volksdichter feiern, in der herrlichen Königsstadt angekommen, hatte, meinem Versprechen zufolge, sogleich meinem Bekannten vom Siljansee, Herrn Carlsson, einen reizenden Menschen, aufgesucht und ihm mein Leidwesen geklagt, daß ein sehnlich erwarteter Koffer mit Wäsche noch nicht aus Deutschland angelangt sei. Geht dieser liebe Mensch tags danach in aller Frühe nach dem weit entlegenen Güterschuppen, sucht unter den aufgestapelten Gepäckstücken stundenlang herum, findet endlich das Gesuchte und berichtet mir siegesfreudig seinen Fund. Die Schweden sind gegen Fremde von seltener Zuvorkommenheit und Opferwilligkeit; damals

waren sie freilich vom Fremdenstromen noch nicht überflutet wie heute; hoffentlich ist der schöne Naturzug trotzdem nicht völlig verschüttet worden.

Alle Herrlichkeiten Stockholms und seiner Umgebung durchschwärmte ich mit meinem schwedischen Freunde; natürlich verschlang ich auch im Dpernkeller die berühmt zubereiteten, mir vom Schiffe her so warm empfohlenen Krebse und ließ mir die üppigen „Sexor“ gütlich munden; wer den Freuden der Tafel nicht abhold ist, kommt in Schweden auf seine Rechnung; man schmaust in wenig Ländern so gut und reichhaltig wie dort.

Auffallend ist die Stille der Straßen im Norden. Ich sumnte oder pffiff einmal halblaut vor mich hin; sofort bemerkte ich, daß ich ein peinliches Gassenaufsehen erregte und schwieg alsbald mäuschenstille; dagegen schien ein völlig Betrunkener, der sich vor dem Schilderhaus am Königspalast im Staube wälzte, lange nicht dasselbe Aufsehen wie ein halblaut hinzgeträllertes Liedchen hervorzurufen.

In Alt-Upsala besuchte ich die sogenannten Göttergräber und trank im Gasthaus Met aus dem von Bernadotte gestifteten Trinkhorn. Der Einladung im Karlsruher Museumsaal zufolge hatte ich mich bei der Kronprinzessin gemeldet; die hohe Dame befand sich aber in guter Hoffnung und empfing keine Besuche; es waren sogar alle nichtverheirateten Angestellten während der Zeit der Hochschwangerschaft aus der Umgebung der Fürstin entfernt worden, eine Maßregel höchstgespannter Sittsamkeit, die bei den Stockholmern manches Lächeln und manches Witzwort erzeugte.

Sehr artig war ich im Hause des Sekretärs im Auswärtigen Ministerium, Ove Gude, einem Sohne des berühmten Wassermalers, aufgenommen. Professor Montan aus Upsala nahm mich in die Festung Warholm mit; jedoch wurde ich als Nichtschwede von einem Wachtposten ausgewiesen; nur Eingeborene hatten Zutritt. Dieses Vertrauen hat etwas Räuhrendes; als ob nicht von Landsleuten selber kriegerische Geheimnisse verraten werden könnten. Montan erschien sogar zum Abschied noch auf dem Schiff, als ich an gewitterdrohendem Abend nach Wisby auf Gotland in See stach ...

Einsam einen Sonntag auf den uralten Stadtmauern, umgeben von der Trümmervelt Wisbys, zu sitzen und auf die stille blaue Ostsee hinaus zu schauen gehört zum stimmungsvollsten, was das Leben zu bieten vermag. Weniger schön war ein Rudel Ratten im Hofe meines uranfänglichen Gasthauses, der bei meinem Nähertreten auseinanderstob.

Über Kalmar und Kopenhagen ging es wieder deutschlandwärts. Von Lübeck eilte ich hinaus nach Travemünde zu Emanuel Geibel, dem mir

von früher her persönlich bekannten. Sein beliebtes „Maid“ umgeschlagen, in grauem Kremphute spazierte er mit seiner Nichte Berta und mir am Strande. Liebenswürdig bot er mir für die Nacht und den folgenden Tag Unterkunft in seiner Sommerwohnung an. Unter seinen Fenstern erging sich die Travemünder Badewelt mit Vorliebe, um womöglich einen Blick oder ein Wort des vergötterten Dichters zu erhaschen. Beim Abendessen — der Augusthitze halber standen die Fensterflügel weit offen — war Geibel äußerst gesprächig. Unglücklicherweise kam die Rede auf Richard Wagner und ich ahnte nicht, welchen Sturm ich heraufbeschwören sollte. Bei meiner etwas jugendlich-überschwenglichen Verehrung für den Bayreuther Dichter:Konseker ließ ich hohe Lobsprüche auf den Schöpfer des Nibelungenrings vom Stapel. Da fuhr der empörte Geibel, in dem es schon lange gekocht hatte, plötzlich empor, riß sich — wie er dies gern im Zorne tat — das schwarze Samtkäppchen vom weißschimmernden Silberhaare, warf es mit Ungeßüm vor sich auf den Tisch, ließ seine Augen gegen mich rollen und schrie aus Leibeskräften, aller Artigkeit gegen den Gast für einen Augenblick vergessend: „Schweigen Sie mir an meinem Tische von diesem Schweinhund, der uns für Jahrhunderte unsere schöne deutsche Sage vergiftet hat!“ Ich saß zerschmettert und sprachlos auf meinem Stuhle. Geibel bot in seinem heiligen Unmut ein malerisch schönes Bild: er stand wie ein grollender Prophet des alten Bundes da, ein von der Wahrheit seiner Worte tief überzeugter Hohepriester. Er soll sich in unwirtlichem Künstlergrolle zuweilen auch in drolliger Weise haben hinreißen lassen.

So saß er einmal zu Lübeck im Theater, als seine „Brunhild“ aufgeführt wurde; die Darstellerin hatte bei einer Stelle, wo vom Dichter „Sie lispelt“ vermerkt worden war, allzu laut gesprochen; während sprang Geibel von seinem Sitz auf und schmettete der erschrocken innehaltenden Künstlerin mit geballter Faust ein dumpfes, donnerndes „Sie lispelt“ durch den Zuschauerraum zu. Geibel, damals die bedeutungschwerste Größe Deutschlands in dichterischen Dingen und in Lübeck von verdienter Verehrung auf den Händen getragen, gab sich selber viele Mühe beim Einüben der Schauspiele und ging den darstellenden Künstlern mit Rat und Tat zur Hand.

Vor meiner Abreise saß ich mit Geibel auf der Vorlaube seines Sommerhauses; da kam das Gespräch auf Scheffel. Der Dichter der „Heroldsrufe“, der fast ausschließlich zum brusttongeschwellten Feierwürdigen neigte und für eigentlichen Humor wenig zugänglich war, äußerte: „Ich habe in meiner Jugend auch einmal ein lustig Lied, ich meine das vom Musikanten, der am Nile spazieren ging, gedichtet; aber nie hätte ich dieses Gedicht in

eine meiner Sammlungen aufgenommen; ein Buch wie das ‚Gaus deamus‘ herauszugeben, hätte ich mich geschämt: das tut kein echter Künstler“ ...

Mehrere Tage rastete ich zu Groß-Pankow in der Mark bei dem Dichter Gustav zu Putlig und seiner mir altbefreundeten Familie. Das war ein herrlich Landgutleben: da ward gebadet, Musik gemacht, die Pferde auf die Weide gejagt und abends vorgelesen oder gar Scharaden gedichtet. Dies letzte war mir stets eine Dual, da ich auf Befehl nur recht klägliche Verse machen kann. Am Abschiedstage führte der edle Dichter mich auf seinen Familienfriedhof und wies mir den Platz, wo er zu schlummern hoffe, da er im Alter das nächste Unrecht darauf habe; er ahnte nicht, daß er in dem für sich bestimmten Grabe schon das Jahr darauf seinen Stolz, seine Freude: seinen ältesten Sohn Stephan betten sollte, der, wie wir früher sahen, einem trauervollen Gesichte zum Opfer gefallen war.

Zu Tal in Thüringen traf ich mit meinem Jugendfreunde Theo Lewald und seiner hochsinnigen Mutter zusammen. Das war wieder ein gelebtes Stilleben. Von meinem Holzaltan sah ich über mondbeschienene Wiesen auf den „Erbstrom“, ein bescheidenes, erlenumflüstertes Bächlein, das ein Großherzogtum von einem Herzogtum schied und wohl deshalb seinen großartigen Namen führte. Alle Waldberge der Umgebung, einer reizenden Landschaft, wurden erstiegen, und bis in die späte Nacht, wenn die Käuzlein in allen Tälern gruselig schrieken, ward in alter, unverminderter Freundschaft geschwärmt.

Gemeinsam wanderten wir hinüber nach der Wartburg und wurden dort, wie immer, aufs lieblichste vom Burgkommandanten von Arnswald und den Seinigen aufgenommen. Am Erbauer der Burg, Professor von Nitzen, der zufällig anwesend war, hatten wir den erwünschtesten Führer.

Eines Abends saßen wir alle in windumbrauster Burgstube zusammen und erzählten uns Schauer geschichten; jeder steuerte nach Kräften das Grausigste, Gespenstischste bei, dessen er sich entsinnen konnte. Der alte Arnswald begleitete die Erzählungen mit der Mandoline, indem er bei den haarsträubendsten Stellen Klageklänge den Saiten entlockte, so daß man ordentlich Gänsehaut bekam. Die Wartburg selber lieferte den richtigen Stimmungshintergrund für Geisterschauer. Der treffliche, unvergeßliche Burgbefehliger berichtete Merkwürdiges aus dem Leben seines verstorbenen Bruders, der vor ihm Jahrzehnte lang in gleicher Eigenschaft und Stellung auf der Burg hauste. Diesem träumte einst: die Gräfin Delamünde, die Ahnfrau des sächsischen Fürstenhauses, deren uraltes Bl

Bild in einem Saale der Wartburg hängt, sei genau in ihrer vom Bilde dargestellten Gestalt nachts an sein Bett getreten; da habe er seinen Degen ergriffen und, wie von Fieberwahn gepackt, das Bild durchstoßen. Hierüber sei er aufgewacht, habe seinen Diener geweckt und sei mit ihm durch etliche Burgräume hinüber zum Bilde der Orlamünderin gegangen. Und wirklich: da schaute das unheimliche Gemälde durchstoßen und zerschligt von der Wand hernieder ...

Ein andermal hatte ein Burgdienstler nachts im Rittersaal einen Lichtschein bemerkt; er weckte den Plagobersten und teilte ihm seine auffallende Wahrnehmung mit, denn Licht bei Nacht dort zu brennen, war auf fürstlichen Befehl strengstens verboten. Burgbefehliger und Diener schritten unverzüglich nach dem Rittersaal, um nach dem Rechten zu sehen. Bei ihrem Näherkommen erlosch das wahrgenommene Licht. Nun traten sie erst recht neugierig in den Saal — da war der Ritter Kunz von Kaufungen von seinem eisengeschienten Pferde herabgestiegen und saß leibhaftig in stahlfunkelnder Rüstung, vom Mondlichte beglänzt, unter dem Rundbogenfenster in der Mauernische. Beiden ward es etwas geisterschwül zumute; sie zogen sich gemach zurück und verabredeten, über den geheimnisvollen Vorgang Schweigen zu beobachten. Am andern Morgen eilten sie mit dem frühesten in den Waffensaal: da saß der Ritter Kaufungen wieder, wie sonst, in seinem gewohnten Sattel ... Jahre vergingen; da verlangte ein Schloßdiener den Abschied zum Zwecke der Auswanderung nach Amerika. Der Mann drückte sich immer noch an der Lüre herum, als habe er noch etwas auf dem Herzen. Auf Zureden des Kommandanten, ihm zu beichten, falls er noch ein Geständnis abzulegen habe, hub er an: „Herr von Arnswald, erinnern Sie sich noch jenes nächtlichen Vorfalls im Waffensaale? Ich selbst war nachts dort eingedrungen und hatte mir trotz schweren Verbotes bei Lichtschein an den Rüstungen zu schaffen gemacht; da hörte ich Schritte; in meiner Verzweiflung setzte ich den von seinem Tiere herabgenommenen Kunz von Kaufungen schnell unters Fenster, mich selbst aber versteckte ich hinter das reiterlose Ross, um den Geharnischten später, als das Feld rein war, wieder mit Mühe hinaufzuheben.“ So hatte jener alte Geisterschrecken seine Aufklärung gefunden ... Als wir vor Schlafengehen noch ins Effenacher Thal hinabspähten, jagte der Wind über die ächzenden Baumkronen, und der blutrote Mond lag auf den dunkeln Kämmen des Thüringer Waldgebirges ...

Andern Morgens ging es in tauheller Fröhe durch die Drachenschlucht, durch farrenschimmernde Wälder, über blumentreiche Wiesen dem lieblichen

Sal wieder zu. Dort erwartete mich eine Einladung auf kommenden Sonntag nach Wilhelmstal an das Großherzogliche Hoflager. Durch Arnswald hatte mein alter Gönner Karl Alexander von meiner Anwesenheit in Thüringen gehört und nicht versäumt, mir seine Gunst von neuem zu beweisen. An zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen durfte ich die Gastfreundschaft der edeln Großherzoglichen Familie von Weimar genießen. Leider fehlte Großherzogin Sophie auch diesmal wieder; ich lernte sie trotz siebenfacher Einteilung bei ihrem hohen Gemahl niemals persönlich kennen, da sie zufällig immer krank oder abwesend war.

Die Schilderungen meiner Nordreise schienen die Herrschaften sehr zu fesseln. Der Erbgroßherzog Karl August pries mich glücklich, so unbehelligt durch die Welt reisen zu können; ihm und seinesgleichen zu Ehren veranstaltete man allenthalben Festlichkeiten und Bälle, denen er sich nicht entziehen könne; so sei ihm ein römischer Aufenthalt durch lästigen Gesellschaftszwang völlig verleidet worden. Er schien überhaupt sehr bürgerlich einfache Neigungen zu haben ... In angenehmster Erinnerung steht mir die geistreiche, musikalbegabte Prinzessin Elisabeth Sybille, die Tochter des Großherzogs, die spätere Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, die sich an meinen offenherzigen Erzählungen vom tranduftenden Hammerfest mit seinen riesigen, dorschleberggefüllten Fässern höchlich ergötzte; ich hatte bei Tische den Ehrensitz, den sogenannten „Künstlerplatz“, neben ihr.

Dem greisen Großherzog gegenüber hatte ich von meiner Absicht verlauten lassen, den nächsten Winter in Italien zu verbringen. Am Nachmittag, als der Kaffee eingenommen war und die Adjutanten sich soeben zurückzogen, sagte mir der huldvolle alte Herr, er wolle mich noch einige Augenblicke allein sprechen, da er einen Auftrag für mich nach Italien habe; ich möchte ihm in sein Arbeitszimmer folgen. Dort ließ er sich am Schreibtische nieder, winkte mir, mich gleichfalls zu setzen, und begann: „Ich gehe nächstens nach Biarritz, wo ich unter dem Namen eines Grafen von Verka — dieser Ort ist eine kleine Stadt in unserem Lande — wohne. Ehe Sie nach Italien gehen, schreiben Sie mir ins Seebad; ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief nach Rom an meinen Freund, den alten, blinden Herzog von Sermoneta, mitgeben; er ist ein großer Verehrer der Künste wie der Wissenschaften, und wird sich gewiß freuen, Sie kennen zu lernen. Aber ich habe noch eine Bitte an Sie, durch deren Erfüllung Sie mir einen Gefallen erweisen könnten. Sehen Sie nach Piacenza; dort in der städtischen Urkundensammlung befindet sich eine Urkunde, die sich auf einen

merkwürdigen, wenig bekannten Vorfall in meiner Familie bezieht. Sie kennen aus der Geschichte meiner Vorfahren Friedrich mit der gebissenen Wange. Ihm haben einst die oberitalienischen Städte die Krone angeboten. Der Rechtsbrief ruht in Piacenza, und es wäre mir natürlich von Wert, ihn für meine Wartburgurkunden erwerben zu können. Forschen Sie womöglich danach, ob sich da etwas machen ließe.“ Mir, dem aller Archivarbeit Ungewohnten, war es ein bißchen bang ums Herz geworden, und fast bereute ich im stillen, daß ich ein kurzes Wort über Italien hatte fallen lassen; doch sagte ich dem gütigen Fürsten zu, mein Möglichstes tun zu wollen. Er entließ mich mit den Worten: „Sie müssen fühlen, daß ich Sie sehr gern habe. Und nun, glückliche Fahrt!“

* * *

Nach zwei bewegten Herbstmonaten im Karlsruher Heimathaus, in denen ich mich zum erstenmal als Vortragskünstler eigener Dichtungen einem größeren Hörerkreis in meiner Vaterstadt vorstellen durfte, begab ich mich fast auf elterlichen Befehl nach Italien, einen dicken, mit fürstlichem Wappensiegel versehenen, aus Biarritz kurz zuvor eingetroffenen Empfehlungsbrief an den römischen Herzog von Sermoneta in der Tasche.

Ich hatte im Grunde keine rechte Lust, in den Süden zu gehen, war noch ganz einseitig in nordische Gedankenkreise verrannt und fühlte mich vor allem zu wenig für die neue Reise vorbereitet, wenn ich mir auch sagte, daß ich bei einem halbjährigen Aufenthalte manches an Ort und Stelle nachholen und daheim sich Vorbereitende durch unmittelbare Anschauung überflügeln könne.

Den Karlsruher Hofbüchereivorstand Alfred Holder, einen angeheirateten Anverwandten von mir, hatte ich in den Auftrag des Großherzogs von Sachsen eingeweiht, damit er mir behilflich sein könne; er gab mir eine Karte an den Leiter der Mailänder Ambrosiana mit, um mich durch ihn weiterschieben zu lassen. Herr Ceriani, den ich voller Spannung alsbald in Mailand aufsuchte, war äußerlich das Urbild eines feinen, weltmännischen, spitzgesichtigen Jesuiten, der in seiner berühmten Bücherei auf einer Art von Thron sitz. Er entsann sich Holders offenbar nicht mehr recht, lächelte eigentümlich über mein Vorhaben, entschuldigte sich, einem Fremden keinerlei Empfehlungen in einer solchen Angelegenheit geben zu können, da man bei Archiven mit derlei Belegen „sehr delikate“ sei. Unverrichteter Dinge, vielleicht halb als Urkundendieb angesehen, schied ich enttäuscht von ihm.

Mir selbst waren, offen gestanden, bei meiner Unvertrautheit mit der italienischen Sprache, die ersten Wochen im Süden nichts weniger als heimlich; ich lebte in dem bei deutschen Italienfahrern vielverbreiteten Wahn, als sei so ziemlich jeder Südländer ein Spitzbube und halte hinter den Falten seines Mantello den verborgenen Dolch gezückt. Auf einem Duzend späterer Italienfahrten habe ich dieses edle, liebenswerte Volk ganz anders ansehen und fast bis zur Schwärmerei lieben lernen.

Schlotternd vor Novemberfrofigefühl irrte ich durch das kalte, finstere Piacenza, dessen enge, düstere Gassen mit fensterlosen Hauswänden mir, Italiens Ungewohntem, das Gefühl des Unbehagens noch unendlich steigerten, und fand nach vielem Forschen und Fragen endlich die Wohnung des Archivista municipale (Stadarchivars) Giovanni Crescio, der mich trotz der Kälte, als offenbar abgehärteter Mann, in Hemdsärmeln empfing. Da er ebenso mangelhaft französisch sprach, als ich italienisch, so trug ich ihm mein Anliegen in einer aus Französisch, Italienisch und Gymnasiumslatein, besser Küchenlatein, seltsam gemengten Mischlingssprache vor. Vom Vorhandensein der fraglichen Urkunde hatte er angeblich keine Ahnung — was übrigens die Wahrheit sein konnte —, erklärte vielmehr, das Archiv sei noch gar nicht geordnet, wovon ich mich selber überzeugen könne. Nun winkte mir die liebliche Aussicht, einen Winter in Piacenza verbringen, in halbtausendjährigem Wust nach dem rätselvollen Pergamente suchen und mir dabei in kellerartigen Gewölben vielleicht den Tod holen zu dürfen. Herr Crescio versprach hoch und teuer, nach der Urkunde fahnden zu wollen, zumal ich ihm den Dank des Großherzogs von Sachsen-Weimar, sowie Ruhm und Ehre beim ganzen Deutschen Reiche verhiess; allerdings schien für ihn ein Großherzogtum Sachsen-Weimar ebensogut im Mond als jenseits der Alpen liegen zu können.

Auch der österreichische Konsul Leopold in Genua, den ich eine Woche danach auf einer Fußwanderung längs der Riviera besuchte, äußerte mir: die Urkundensammlungen der italienischen Städte seien in reiner Auflösung und Verlotterung; die Beamten seien oft zu faul, um ihre Archive zu besuchen; bei der Bestechlichkeit der Italiener sei es gar nicht unmöglich, daß so alte Papiere längst verschleudert worden seien. Kurz, ich schrieb einen des und wehmütigen Brief an den edeln Beherrscher von Weimar und erzählte ihm alle hindernden Umstände, worauf ich dem trübseligen, unerquicklichen Piacenza in wahrer Flucht den Rücken kehrte. —

Die ersten Tage zu Rom wohnte ich im Hotel Molaro. Weil Adolf Stahr und Fanny Lewald hier gewelt und in ihren italienischen Reiseschilder

rungen diesem Gasthose Loblieder gesungen hatten, meinte so ziemlich jeder „gebildete“ deutsche Romfahrer, hier gleichfalls absteigen zu müssen und die Ehre, da wohnen zu dürfen, nicht teuer genug bezahlen zu können. Dann suchte ich mir eine Privatwohnung, was bei der Unsitte der Römer, auch nach der Vermietung ihre Aushängeschilder ruhig hängen zu lassen, keine Kleinigkeit war. Man konnte manchmal ungezählte Treppenstufen hinaufsteigen, nur um drei, vier Stock hoch oben zu erfahren, daß la camera längst vermietet sei.

Endlich fand ich bei einer Spanierin, der Witwe eines Russen, ein schönes, geräumiges Zimmer, Via Babuino 39. Nach vierzehn Tagen Hundeskalte, während deren ich stockheiser war und sofort nach jedem Eintreffen daheim mich ins Bett legte, um in der Wärme Briefe zu schreiben und Bücher lesen zu können, ließ sich die rundliche, stulpnasige Peppina Tarno gnädigst herbei, mir ein Koks-Ofen setzen zu lassen, dessen Rohr in urwüchsigter Weise durch die Fensterscheiben auf die Straße ging. Eine Kaminvorrichtung gab es nicht, und das glühende Kohlenbeden im Zimmer wärmte kaum die Fingerspitzen, war auch des Dunsfes halber lungengefährlich ...

Täglich fuhren der König Humbert mit mächtigem Schnurrbart, immer selbst wagenlenkend und mit geschwungener Peitsche verbindlich grüßend, sowie die bildschöne Königin Margherita oder der leibarme Kronprinz mit seinem Erzieher, aber stets jede Fürslichkeit für sich allein, in einem Wagen, von der Korfosfahrt auf dem Monte Pincio heimkehrend, unter meinen Fenstern vorüber.

Meine Hauptfreude war die gleichzeitige Anwesenheit Theo Lewalds und seiner Mutter; mit ihnen besuchte ich Park und Villa Ludovisi, die längst eingeebnet sind, und sah den Kopf der Juno Ludovisi noch an derselben Stelle, wo Goethe ihn bewundert hatte; von der Kunstbegeisterung meiner Freunde konnte ich viel lernen. Mir lagen noch die Felsen, die Fjords, die Mitternachtssonne Norwegens weit mehr am Herzen, als Baukunst und Malerei Italiens, und der Genuß einer Flasche Orvieto, mit einem tüchtigen Büschel Radishesen dazu, war mir fast lieber als der ganze St. Peter. Ich hätte damals nicht gedacht, daß ich noch ganze Bände zu Lob und Preis des Südens füllen sollte. Damals war meine „deutsche Natur noch nicht durch Italien verdorben“, wie einmal ein deutscher Beurteiler von Goethe behauptet hat; ich war noch ein völlig unbeleckter Barbar und unglätteter Nordbär. Das „Reisen an der südlichen Sonne“ scheint mir keine leere Redensart. Schade, daß nicht zahlreiche deutsche Dichter oder noch besser

deutsche Berufsbeurtheiler durch Beihilfsgelder instand gesetzt sind, in den Jahren ihrer Entwicklung nach Italien zu reisen; manches unreife Wort bliebe dann ungesprochen.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes eilte ich gegen Abend, zur Besuchsstunde der Römer, in die düstere Via delle botteghe oscure, wo der glänzende Palast des Herzogs von Sermoneta in unscheinbarer Umgebung stand. Der Mond schien in den säulenumgebenen Hof und ein Brunnen rauschte, als ich die offene Freitreppe hinanstieg. Da stürzte mir, hastigen Schrittes, ein Bedienter in Silberverbrämung versüßt und erregt entgegen. Ich reichte ihm das Schreiben des Großherzogs und bat ihn, mich bei dem Herzoge zu melden. Da schluchzte er: Der Herzog ist soeben gestorben! Ich stand wie versteinert und schlich mich aus dem verödeten Hause betrübt wieder hinaus. Mit meinen weimarischen Empfehlungen und Aufträgen hatte ich entschiedenes Mißgeschick.

Die nächsten Tages zum Teil mit schwarzem Trauerrande, wie beim Tod eines staatsleitenden Fürsten, erscheinenden Zeitungen, gaben mir einen hohen Begriff von der Bedeutung dieses achtzigjährigen, blinden herzoglichen Greises, der, immer in edlem Sinne vermittelnd, zwischen Quirinal und Vatikan als Brückenbauer gewirkt haben soll. Ich hatte das Gefühl, durch seinen Tod einen persönlichen Verlust erlitten zu haben. —

Durch Lewalds, die nach wenigen Tagen schon abreißen, hatte ich ein älliches Fräulein, Therese Dräseke, die Tochter eines ehemals berühmten protestantischen Kanzelredners und Bischofs, kennen lernen. Die Feuer und Flammen speiende, etwas verdrehte Dame — sie hatte Frau Lewald beim Abschied in meiner Gegenwart etliche hundert Küsse verabreicht und die sich dagegen Sträubende buchstäblich durch ein ganzes Zimmer hindurch küssend rückwärts geschoben und zuletzt küssend in eine Ecke hineingedrückt — schloß auch mich sehr in ihr Herz. Doch sie verschonte mich glücklicherweise mit ähnlichen Kußausbrüchen. Sie lebte mit zwei alten, adeligen Damen als bezahlte Gesellschafterin zusammen, übte jedoch auf sie solch einen zauberischen, fast beherrenden Einfluß aus, daß sie sie völlig beherrschte; sie hatte diese Ruhe und Seßhaftigkeit über alles liebenden alten Jungfern gegen deren Willen, aber natürlich auf deren Kosten, kurz zuvor zu einer Reise nach Sizilien und Malta gezwungen, von der die guten Lämmer noch ganz erschöpft waren; und alles nur, weil Therese selbst gerne rastlos in der Welt umherfegte. Dabei war sie von jener gesuchten, etwas altmodisch gewordenen Berliner Geistreichigkeit, die längst im Aussterben begriffen zu sein scheint und die sich in unablässigen Wortspielen und Wortwitzgen fast

abenteuerlich erging; jedes Wort von ihr und bei ihr sollte durchaus geistig sprühend sein; ihr höchstes Ur- und Vorbild hierin war Schleiermachers Witz und Geist.

Auf das klare, kalte Winterwetter, das alle Berge um Rom schneebedeckt und die Kampagna weißbereift zeigte, war schwüler Schirokko gefolgt; mir, dieser Schwüle Ungewohntem, sanken bleischwer die Kniee; mich zuweilen vor Ohnmachtsgefühl an den Kellerläden haltend, hatte ich mich zu Therese geschleppt und ihr mein Weh geklagt, sogar die Absicht ausgesprochen, zur Luftveränderung in die Berge gehen zu wollen. Da meinte sie herzlos genug: „D, ich sehe es Ihnen an; nirgends stirbt sich so leicht wie in Rom; es macht nur puh, puh! und man ist hinüber. Hier scharrt an jedem Hause zu jeder Stunde der schwarze Todesrappel!“ Dies war ein seltsamer Trost und ich klappte zusammen wie ein Taschenmesser, mochte jedoch von Stund an die Dame nicht mehr leiden, trotzdem sie mir beim Husten eine Niesendüte voll Zuckergußel verehrte, mir vor Liebe gar ihren Hausarzt auf den Hals hegen und an Fastnacht vollends einen Fensterplatz am Corso verschaffen wollte; dies sollte noch dazu bei einer ihrer Freundinnen geschehen, deren Tochter tags zuvor als blühende Braut gestorben war und wo die Leiche im selben Gemach aufgebahrt lag, aus dessen Fenstern ich dem Karnevalszuge zuschauen sollte! Meine Vorstellungen gegen solch unerhörtes Anstößen fand sie bei ihrer fast unmenschlichen Rücksichtslosigkeit keineswegs einleuchtend und sichhaltig. —

Aus dem Nebelduft eines Dezemberabends trat mir plötzlich unter den Säulen des palmengeschmückten Posthofes mein alter Schulfreund Joseph Mainzer entgegen. Wir hatten uns auf Schulbänken immer wohl leiden mögen, waren aber in Hochschülerzeiten durch Zwischenträgereien und ungünstige Einflüsse leider einander entfremdet worden. Ich wußte, daß er seit zwei Jahren in Italien und diesen Winter gleichfalls in Rom weile und sah mit einigem Bangen einer Begegnung entgegen. Schon wollte ich, geschützt vom Nebelschleier, hinter eine Säule treten; es war zu spät, er hatte mich schon angesprochen. Wir verabredeten, den Abend zusammenzubleiben; bald verging kein Abend, der uns nicht vereinigt hätte; er wurde mir ein unentbehrlicher Ausgang, und ihm, dem Kenner Italiens, verdanke ich, daß mir die Schuppen von den Augen fielen, daß ich die deutschen Vorurteile gegen Italien und sein herrliches Volk fahren ließ.

Mainzer war Protestant gewordener Israelite, hatte der Philosophie sich ganz ergeben, später aber seine prächtige Singstimme entdeckt und lebte zu Rom ein Doppelleben der platonischen Weltweisheit und des Gesanges,

also ein wahres Götterdasein. Durch ihn ward ich in die ganze moderne deutsche Liederwelt eingeführt. Wir verbrachten den Weihnachtsabend zusammen, fern der Heimat, in einer Stadt, wo beim gänzlichen Mangel an Tannenbäumen kein rechtes Weihnachtsgefühl aufkommen kann; er sang mir am Christabend Lieder von Mozart und Schubert, und wir ließen uns den köstlichen Chianti nebst unzähligen Feigen gehörig schmecken.

Ausflüge ins Albanergebirge, hinauf nach Tustulum, wo mein Freund auf den Stufen des antiken Theaters seine Gesangskunst erschallen ließ, wurden unternommen. Mainzer zog später mir zuliebe nach Karlsruhe, kam täglich nach Tische zu mir, streckte sich rauchend auf ein altes, geschmütztes Ruhebett und ich las meinem aufrichtigen, treumeinenden Ratgeber neuentstandene Dichtungen vor oder wir besprachen, was der Tag brachte. Da überkam den vom Leben nicht ganz Befriedigten leider der unheilvolle Drang, noch nie bestiegene Bergspitzen zu ersteigen. Drei Sommer kletterte er im Wettersteingebiet umher, um ein Werk über jenes Gebirg zu verfassen. Was er immer ahnend vorausgesehen, geschah am 2. September 1892: er stürzte nebst seinem Führer ab. Ein trauriges Geschick führte mich am selben Tage nach Garmisch, seinem Sommeraufenthalt; er hatte schriftlich hinterlassen, ich möchte seine Heimkehr erwarten. Zufällig hielt sich mein Freund Ludwig Fulda gleichzeitig dort auf, der oben beim Nieserbauer sein Schauspiel „Der Talisman“ gestaltete und mir an jenem bangen Wartetage die ersten drei Aufzüge seines berühmten gewordenen Werkes vorlas. Aber Mainzer kehrte nie zurück: sein Leichnam wurde nach zwei Wochen von einem Forschungszug im Neuschnee gefunden. Derselbe Mensch, der winters keine schmutzige Straße der Stadt begehen mochte, stieg sommers im unwegsamsten Berggeröll umher; der mit sorglicher, fast ängstlicher Überbehutsamkeit um sein Wohlbefinden, in stetem Bangen um seine Stimme lebte, trug immer Gift bei sich, falls er einmal in eine Gletscherspalte stürzen sollte, um sich selbst den Tod geben zu können und nicht Hungers sterben zu müssen. Aus solchen Gegensätzen setzt der Mensch sich zusammen! ... Wie manchmal schrecke ich nach so vielen Jahren nachts aus dem Schlaf empor: ich hatte wieder im Traum um meinen unvergleichlichen Freund geweint ...

Die am warmen Ofen in Deutschland so herrlich geträumten Wintermonate Roms sind oft recht trübselig und regnerisch. Die Geselligkeit in Rom ist zeitraubend, oberflächlich und vielfach langweilig; wer sich ihr ganz hingibt, bekommt von der Stadt nicht viel zu sehen. Der allzu starke Verkehr mit Deutschen hindert am Italienslernen; da die Deutschen zu

sammenhocken und klatschen, sich von den Italienern abschließen, auf diese, sowie wechselseitig auf sich selber ohne Unterlaß zu schelten pflegen, tut man gut, nicht allzu viel davon zu nützen . . . Am unerträglichsten war ein bestimmter Schlag von schwärmerischen Damen, die jeden Wasserstein in Rom als klassisch verhimmelten und sich vor lauter Seligkeit, einen Winter in Rom verbringen zu dürfen, rein wie übergeschnappt gebärdeten. Die deutsche Siedelung war damals so ziemlich als das berüchtigtste Klatschnest Europas verschrien.

Wollte ich mit jemand über Gregorovius sprechen, dessen blühend schöne Werke ich damals noch nicht gebührend kannte, bekam ich höchstens zu hören: dieser Beck trägt nur rote Strümpfe wie ein Kardinal und zeigt sie jeden Augenblick. Aus solcher Tonart pfiß es von allen Seiten. Auch mußte man Ausflugs- und Reisepläne sorgfältig verheimlichen, wollte man nicht Gefahr laufen, unwillkommene Gefährten oder gar Gefährtinnen angeschnallt zu bekommen; es wimmelte geradezu von unternehmungslustigem Volke. In einer Gesellschaft rauchten die jungen Damen eifrig und lächelten über das in Kultur zurückgebliebene Deutschland, wo man das Rauchen von Damen noch für auffallend halte — was übrigens jetzt alles eingeholt und überholt ist; in italienischer Damengesellschaft war das Damenrauchen sehr verpönt.

Trotz alledem bin ich der deutschen Siedelung zu vielfachem Danke verpflichtet und konnte nicht immer in den Tadel über sie mit einstimmen; verschaffte sie mir doch auch viele sehr angenehme Stunden. So nahm mich der wegen seiner Schweigsamkeit bekannte deutsche Gesandte, Herr von Reudell, gütig auf — leider war seine Gattin kurz zuvor gestorben und die berühmten Musikveranstaltungen in seinem kapitolinischen Hause hatten aufgehört —, und auf das artigste empfing mich der alte, päpstliche General von Kanzler, der bekannte Held von Castelfidardo, der durch seinen geschickten Rückzug einst das Heer des Heiligen Vaters vor ganzlichem Untergange gerettet hatte, und dem man in seiner knebelbärtigen, eher französisch anmutenden Altgedientengestalt kaum den badischen Landsmann aus Bruchsal angesehen hätte . . .

Von Künstlern verkehrte ich mit dem bekannten Landschaftler Lindemann-Frommel, der eines Kopfnervenleidens wegen nie seinen Hut aufsetzen konnte, sondern barhäuptig, den Hut in der Hand, aus überhitzten Ballfäden den Heimweg durch eisige Winternacht mit mir antrat. Auch den Bildhauer Joseph Kopf besuchte ich zuweilen in seiner Künstlerwerkstatt; er meißelte gerade an einer Marmorbüste des greisen Kaisers Wil-

helm I. unzählige Fältchen und Münzeln und meinte: da kann man gar nicht genug einmeißeln. Dem deutsch-russischen Maler Robert Brandt, meinem Hausgenossen und täglichen Umgang, suchte ich in meinem Buche „Meilensteine“ in der kleinen Dichtung „Das Bild“ einen Denkstein zu setzen und verweise den Leser auf seine erschütternde Geschichte dort.

Den Neujahrsabend verbrachte ich in großem Kreise bei dem alten schweizerischen Maler Corrodi, der seit undenklichen Zeiten in Rom eingewohnt war. Um Mitternacht schloß die ganze Gesellschaft, sich die Hände reichend, einen Ring oder eine Kette und sang, eine Art Ringelreihentanzend, nach alter Sitte das Neujahrslied:

Lebe, liebe, trinke, schwärme
Und erfreue dich mit mir,
Härme dich, wenn ich mich härme
Und sei wieder froh mit mir! —

Zu meinem liebsten und häufigsten Verkehr in Rom zählten Malwida von Meysenbug, die Verfasserin der vielgelesenen „Memoiren einer Idealistin“, die Freundin Richard Wagners, Nießches, Garibaldi's und Mazzini's, sowie deren beide Schwestern: Frau Luise von Medem und Fräulein Laura von Meysenbug. Mit diesen habe ich bis an ihr Lebensende gute Beziehungen gepflogen. Die beiden letztgenannten Damen waren als heftige Ministerstöchtern eingeseifichte Verehrerinnen des entthronten Kurfürsten von Hessen, und außerdem die vertrautesten Jugendfreundinnen der Frau Scheffel, der in München von ihrem Manne getrennt lebenden Gattin des Dichters Scheffel.

Malwida, die bedeutendste der Schwestern, schien oft beinahe ein unkörperliches Wesen, ganz Geist und Feuer zu sein; sie wohnte für sich allein in der abgelegenen Via Polveriera, draußen am Kolosseum; es war mir immer ein Fest, wenn ich zu ihr hinauswandern durfte, fühlte man sich doch in ihrer Nähe einer ungewöhnlichen, außerordentlichen Persönlichkeit gegenüber. Sie erzählte mit Vorliebe von ihren Aufenthalten bei Wagner in Bayreuth und daß man im Hause Wagner, wie wohl nirgends auf der Welt, weihevoll Familienfeste zu gestalten verstanden habe. Einen Winter hatte sie mit Wagners zu Sorrent verbracht; jeden Abend las Wagner den Damen aus Sismondis Geschichte der italienischen Städterepubliken vor und äußerte manchmal sein Erstaunen darüber: daß die deutschen Novellenschreiber diese Fundgrube fesselnder Stoffe nicht fleißiger ausnützten.

Malwida lebte und webte im Wagnertum; sie glaubte allen Ernstes, daß die Begeisterung für Bayreuth in wenigen Jahren mit solcher Gewalt ganz Deutschland erfaßt haben werde, daß Millionen Menschen, ja schließlich alle Deutschen allsommerlich als zu einem großen Volksfeste zu jener Stadt im Frankenlande „hinaufzögen“! Auf meinen zweifelnden Einwurf, ob denn Bayreuth alles Volk beherbergen könne, rief sie: „Nun, dann wird man große Zeltlager um die Stadt her schlagen!“ . . .

Trotz wiederholter Bemühungen, trotz der einflußreichen Bekanntschaft mit Reudell und Kanzler, gelang es mir nicht, Zutritt bei Leo XIII. zu erhalten. Der Papst galt für unnahbar, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger Pius IX., dem nie genug Besucher kommen konnten und von dem man sich mancherlei Schnurriges erzählte. So hatte ihn ein 40 Jahre zu Rom lebender Maler beim Empfang mit „Sua Sanita“ (Euer Gesundheit statt „Sua Santita“, Euer Heiligkeit!) angeredet, worauf der Papst mit Recht zu ihm sagte: in 40 Jahren hätte er doch besser italienisch lernen dürfen! Ein andermal kam eine Dame zu Pius IX., die in verzückter Hingegenommenheit bei jedem Schritte durch den großen Empfangssaal vor Ehrfurcht in die Kniee sank, so daß der Papst schließlich ungeduldig auf seinem Throne ward und mit Fortgehen drohte, wenn sie sich nicht mehr beeilte. Der wenig volkstümliche, gelehrte Leo XIII., so sagte man, sei überhaupt von Protestantensbesuchen nicht sehr erbaut, was man ihm auch keineswegs verübeln konnte, da diese ja doch nur aus Neugier, nicht aus hingebendem Glaubensbedürfnisse zu ihm kamen.

Durch die Güte Ferdinand von Hellwalds erhielt ich eine Einlaßkarte zur Sixtinischen Kapelle, als Leo XIII. am Todestage seines Vorgängers eine Gedentmesse las. Leo trug eine silberne Bischofsmütze und ein schwarzes, rotes, goldgesticktes Gewand, das acht Schleppträger nötig hatte. Knieend wurden dem Thronenden Messbuch und — Zwickel gereicht! Mit zurückgeworfenem Haupte saß er wie versteinert da; seine Hände waren mit silberner Wirkseide wie Mumienhände fest umwickelt, so daß er nur mit Anstrengung sich selber die ihm von diensttuenden Geistlichen mehrfach abgenommene und wieder aufgestülpte Bischofsmütze zurechtrücken konnte; bekanntlich vermag kein Mensch einem andern richtig die Kopfbedeckung aufzusetzen, und nicht einmal ein Papst kommt über dieses allgemeine menschliche Naturgesetz hinaus.

Unter den vielen gebrechlichen Eminenzen ragte die eindrucksvolle, fast möchte ich sagen, Bühnengestalt des bildschönen Kardinals Howard, des Vikars von St. Peter, hervor. Ihm zuliebe ging ich manchmal in die

Peterskirche, um ihn das Hochamt abhalten zu sehen, und drängte nach dem Gottesdienst in der Schar seiner Verehrer und noch mehr Verehrerinnen ihm nach in den mir unbegreiflicherweise stets offenstehenden Priesterraum. Die Kirche ließ sich im Vollbewußtsein ihrer Macht hier unbekommen hinter die Kulissen sehen: da lagen die prunkvollen Kardinalgewänder wie abgelegter Flitterstaub in großen Waschkörben recht unfeierlich und die Einbildungskraft ernüchternd umher. Die römischen Damen, dem Kardinal die schönen Hände küßend, verabschiedeten sich hier unter tiefen Verneigungen und zierlichen Knicksen von dem gnädig lächelnden Gönner, der sich mit huldvollem Kopfnicken in das Allerheiligste des Vatikans zurückzog. Der Unglückliche, damals so strahlend und glücklich Scheinende, ist wenige Jahre später im Wahnsinn gestorben. —

Ein bedeutsames Einschleßel in meinem römischen Winter war der Besuch Neapels und eine Wanderung durch Sizilien. In einer Neapeler Weinkneipe las ich in einem Zeitungsblatt: *Il maestro è morto!* Wagner war zu Venedig gestorben. Mich erfaßte tiefer Schmerz, wollte doch Malwida von Meysenbug mir auf die Heimreise einen Gruß an den großen Dichtertonsetzer mitgeben; noch wenige Tage vor seinem Tode hatte sie einen Brief von Frau Cosima Wagner mit witzigen Randbemerkungen von Wagners Hand erhalten. So war mir auch Wagner, wie jüngst der Herzog von Sermoneta, jählings hinweggerafft worden, bevor meine Sehnsucht, ihn zu schauen, gestillt ward! . . .

Im herrlichen Palermo, wo mir die wohl infolge Storbuts vielverbreitete Nasenlosigkeit der wenig schönen Bevölkerung auffiel, beobachtete ich, mit welcher vollendet göttlicher Unerschüchtertheit eine Kompagnie Soldaten zur Verrichtung ihrer menschlichen Bedürfnisse austrat, wiewohl unmittelbar ihnen zu Häupten auf dem Kaibamme die vornehme Welt „Korso fuhr“. Mit Südländern habe ich in dieser Hinsicht auf zahllosen Wanderungen wahrhaft klassische Erlebnisse gehabt; sie scheuten sich in solcher Verrichtung so wenig wie stamesische Zwillinge voreinander, wogegen ich sie, selbst an abgelegenen Orten, selten ohne Schwimmhosen badend traf. In Skandinavien fand ich es umgekehrt: in Stockholm sah man mich verdutzt an, als ich in der Schwimmanstalt Badehosen verlangte, und ich mischte mich, ländlich stitlich, unbeholt in das Gewühl der Badenden, während dagegen im Norden die palermische Ungezogenheit, zumal in der Nähe von Damen, geradezu eine Undenkbarkeit wäre. Die verschiedenen Artungen des Schamgefühls der Völker wären einer Sonderschrift wert . . .

Ein Beispiel leichtlebiger Lebenswürdigkeit von italienischen Offizieren, wie es mir ähnlich nur in Ungarn noch begegnet ist! Ich fuhr dritter Klasse nach Trapani, den alten Mons Eryx zu besteigen, und lernte unterwegs im Wagenabteil einen jungen Postbeamten namens Brunelli kennen, der dorthin versetzt worden war. Er nahm mich gegen Abend in ein Kaffeehaus mit und machte mich nach italienisch-ungezwungener Sitte ohne lange Vorstellerei mit einer Anzahl von Offizieren bekannt, an die er selbst empfohlen war. Meine neuen Bekannten, ohne weiter nach Familie, Stand und Stellung zu fragen, luden mich alsbald ein, mit ihnen ins Theater zu gehen, wo sie „tre palchi“ (Drei Lauben) hatten und wo ein französisches Stück von Scribe — „La calunnia“ — in italienischer Übersetzung gegeben wurde. Nicht nur daß sie mich Wildfremden den übrigen Abend als Gast behandelten, der ganze Schwarm von Offizieren kam andern Tages zu meiner Verabschiedung zur Bahn und jeder gab mir noch einen herzhaften Kuß mit auf den Weg.

Nach dem Besuche der Trümmerstätten Selinunts wurde ich im einzigen Gasthaus des Städtchens Castelvetro, das nur ein einziges Zimmer für Herbergende hatte, in die unangenehme Lage versetzt, mit einem Fremden, einem französischen Schweizer, den Schlafraum teilen zu müssen. Wir verrammelten die Türen. Als wir in einen unheimlichen Bodenraum nebenan hineinleuchteten, löschte ein Windstoß das Licht aus und wir standen uns im Helldunkel des mondbeschienenen Verschlages, mit mißtrauischen Augen einander musternd, gegenüber. Die offenbar von gerichtlichem Einschreiten herrührenden Siegellackspuren, die wie Blut an allen Türklinen klebten, erhöhten nicht gerade das Vertrauen zu jenem Hause, und ich begrüßte freudigen Herzens den grauenden Morgen. Mitten in der wilden Einsamkeit Siziliens ist die Einbildungskraft ohnehin zu erregterer Tätigkeit aufgelegt und sieht Fra Diavolo durchs Fenster zielen.

Im Junotempel zu Sirgenti traf ich mit einem Schlesier, einem eingeseifchten, alten Hagestolzen, zusammen, der stets in Angst um seinen Wagen schwebte; er nahm mir fast ein eidliches Versprechen ab, mich niemals vermählen zu wollen. Und dies geschah im ehemaligen Tempel der Stifterin und Schützerin der Ehen! Im Altertum, als Juno noch im Gewölke thronte, hätte gewiß ein Blitzstrahl vom Himmel den magenbeforgten Ehehaffer niedergestreckt.

Nach göttlich schönen Tagen an der Ostküste Siziliens — in Taormina, Syrakus und Catania — kehrte ich durch das im Schnee völlig begrabene, eher Sibirien gleichende Calabrien über Neapel, auf das sich tagelang

Wolkenbrüche niedergossen, nach Rom zurück, um noch einige Frühjahrswochen hier zu verbringen. Wieder waren Malwida von Meyßenbug und ihre Schwestern mein Hauptverkehr; bei ihnen lernte ich den Westfalen Levin Schücking, Freiligraths „Freund Levin mit den Gespensteraugen“, den in älteren Zeiten hochgefeierten Romandichter, kennen. Wir machten am Palmsonntag einen Ausflug in die Campagna zusammen; auf dem Weg unterhielt ich mich mit ihm über den in Wertheim lebenden rheinischen Dichter Alexander Kaufmann, von dem Schücking beklagte, daß er sich bloß in der Liederdichtung versucht und niemals zu einem umfangreicheren Werk, etwa einem Roman, aufgeschwungen habe, der doch eher Unsterblichkeit verbürge. Darin vermag ich Schücking nicht recht zu geben; ich wenigstens entschlief mich leichter, etwas kürzeres zu lesen, als Romane älterer Tage, die weit mehr an die Zeit mit ihrer vergänglichen Gedankenwelt gebunden sind. So habe ich es trotz persönlicher Bekanntschaft mit Schücking bis heute nicht zum Lesen auch nur eines seiner Romane gebracht, während kein Jahr vergeht, ohne daß ich etliche Male nach Kaufmanns lieblichen Gedichten greife.

Am Josephstag 1883 hatte mich meine spanische Hauswirtin zu einem urwüchsig spanischen Mittagessen geladen, das sie ihrem Schutzheiligen zu Ehren veranstaltete. Von der Gesellschaft waren noch ein spanischer Maler mit seiner Frau, nebst der Amme, die in spanischer Volkstracht während der Mahlzeit neben mir den Säugling des Malerpaares stillte und dabei lieblich wie eine Murillosche Madonna dreinblickte. Die kleine Marietta Larno, das Töchterchen meiner Hausfrau, eine lustige Mischung aus der Ehe einer Spanierin mit einem Russen, goß jeden Augenblick ein Glas Rotwein auf das blendend schimmernde Tischtuch und warf zum guten Ende noch das ganze Kaffeebrett mit sämtlichen gefüllten Tassen über die rosigen Weinflecken, so daß des Lachens der Gäste, wie des Scheltens der Mutter, keine Grenze war.

Zur Osterzeit pochte es an meine Türe. Herein tritt nach römischer Osterstte zur Einsegnung der Zimmer ein Geistlicher in Amtstracht, mit dem Weihwedel in der Hand; ihm folgt ein Knecht mit dem Weihwassergefäß. Der Priester kommt, um die Wände des Gemaches mit heiligem Wasser zu besprengen. Ich erhebe mich und neige mich leise zum Gruße. Die Hauswirtin Peppina kniet gebetversunken auf der Türschwelle. Kaum hatte der Geistliche seinen frommen Dienst verrichtet und sich langsam wieder zur Treppe begeben, als die lustige und listige Spanierin sprungkräftig von der Erde emporschnellt und zu meinem Ersauern dem

würdigen Herrn eine lange Nase hinterher dreht! Das Volk im Süden hält sich äußerlich streng an die Formen der Glaubenslehre, doch nimmt es die Sache von der leichten Seite; ihm sitzen Gottesverehrung, Marien- anbetung und Heiligenliebe nicht so tief, ernst und fest im Herzen wie dem Deutschen.

Kurz vor meinem Weggang von Rom wollte mich ein deutscher, an- säßiger Künstler veranlassen, mich bei einem großen Empfang im Quirinal dem König Humbert vorstellen zu lassen, der deutsche Künstler und Schrift- steller gerne bei sich sehe. In meiner Unschlüssigkeit, ob ich der Aufforde- rung nachgeben sollte, sah ich in der Via Condotti eine Reihe von Bibeln in allen möglichen Sprachen zum Verkauf ausliegen. Da fielen meine Blicke auf die Sprüche Salomonis und den zufällig aufgeschlagenen fünf- undzwanzigsten Abschnitt; da hieß es Vers 6: „Prange nicht vor dem Könige und tritt nicht an den Ort der Großen.“ Dies nahm ich mir so zu Herzen, daß ich dem Künstler in ablehnendem Sinn antwortete. In meinen italienischen Tagebuchblättern „Gemmen und Pasten“ goß ich dieses kleine Erlebnis und viele ähnliche jener Zeit in Reime . . .

Zahlreich waren die Aufenthalte, mannigfaltig die Erlebnisse meiner Heimreise. Wie gerne denke ich an den uner schöp flichen Humor meines uritalienischen Herbergwirthes Pietro Biagi zu Siena, der, mit weißer Schürze vorgebunden, unermü dlich am Herde seiner Küche stand, die zu- gleich Speisesaal war, und wo die Speisen auf schneeweißer Marmor- platte sauber und verlangenweckend zur Auswahl bereit lagen; ging man abends nach der Mahlzeit noch ins Freie, da legte sich der Sternengürtel des Orion wie eine goldene Königsbinde um den schlanken Riesenturm des Palazzo Pubblico auf der Piazza del campo . . .

Zu Venedig betrat ich mit tiefem Weh das Sterbezimmer Wagners im Palazzo Vendramin, der in der Abenddämmerung den Eindruck trost- loser Ausgestorbenheit machte; war doch erst wenige Wochen zuvor die Leiche des Unsterblichen hier hinausgetragen und mit ihm einer meiner sehnlichsten, der Erfüllung so nahen Lebenswünsche zu Grabe gebettet worden . . .

Im Schlosse Miramar bei Triest, aus dem einst Kaiser Max nach Mexiko gezogen war, ergötzte mich ein fremdenführender Schloßwächter, der mir in unfreiwilliger Drolligkeit vier Dichterbüsten in der Bücherei, offenbar die vier Lieblinge des unglücklichen, erschossenen Kaisers, erklärte: „Schauens, dös sind die vier litterarischsten Poet'n, dös is der Dante, der Gede, der Schegsbir und der Homer!“

Lebendige „litterarische Poet'n“ besuchte ich zu guter Letzt in München, wo mich vor allem Paul Heyse in seinem schönen, vornehmen Heime gütig aufnahm. Seine edle Erscheinung, sein schier olympisches Wesen, der weiche, gewinnende Ton seiner Stimme machten mir einen tiefen, unausslöschlich angenehmen Eindruck. Von Geibel meinte er, daß ihm jede Spur novellistischer Erfindungskraft gemangelt habe. Ich traf einmal bei Heyse französischen und italienischen Damenbesuch; bei seiner weltmännischen Gewandtheit schien ihm die gleichzeitige Unterhaltung in verschiedenen Sprachen nur ein leichtes Spiel . . .

Der greise Hermann Lingg, der Dichter der „Völkerwanderung“, fragte mich, ob ich schon etwas für die Bühne geschrieben habe; auf meine verneinende Antwort meinte er: „Sie Glücklicher, dann wissen Sie nicht, was Sargnägel sind.“ Sein mit Eisbärenfell und Lorbeerkränzen verbrämtes Zimmer bildete einen fast seltsamen Gegensatz zu der einfachen Gestalt und Sprechweise des Dichters . . .

Martin Greif, der stets Verbitterte und fast in krankhaft mißtrauischer Art sich verkantet Fühlende, war in seiner Formlosigkeit das vollendete Widerspiel von Heyse: das Bild des etwas verwahrlost sich gehen lassenden Junggefallen . . .

In der Münchener Erzgießerei meißelten und hämmerten sie an der Riesengestalt der Germania für das Niederwalddenkmal, das im Herbst 1883 enthüllt werden sollte. In die Erde versenkt, ragte die Brust des mächtigen Weibes halb aus dem Boden, den rechten Arm, Lorbeerzweig und Krone haltend, emporgereckt. Bei meinem Eintritt wurde gerade das schöne, goldhaarumflatterte Haupt auf den Rumpf herabgelassen; an schwerer Kette senkte es sich von oben, und die Metallteile des Halses fügten sich knirschend ineinander; es war, als habe sich der Schlund der Erde gespalten und empor steige voll Hoheit das geharnischte Prachtweib, Deutschlands Kaiserkrone aus Tiefen der Verschollenheit ans Licht moderner Weltgeschichte heraufbringend. Ich war vermessen genug, mit meiner schwachen Hand an Zweig und Krone zu tasten, und freute mich im Herbst jenes herrlichen Jahres, als ich dem großartigen Enthüllungsfest auf dem Niederwald anwohnen durfte und die Riesengestalt übers Rheintal im Morgenglanze funkeln sah, in geheimer Erinnerung des zu München Erlebten. — —

Der Ring des Reisejahres war geschlossen; Nord und Süd hatte ich wandernd durchmessen. Aber ach, ich war nur heimgekommen, um am Sarge meiner geliebten Mutter zu stehen! Ein ärztlicher Eingriff war

angeblich nötig geworden; die Ärzte hatten die blühend aussehende Frau dazu beredet, und mutig ging sie ihrem Schicksal entgegen. Noch im Bahnabteil beschwor ich sie, von ihrer Todesfahrt nach Heidelberg abzustehen; der Allmacht und Unfehlbarkeit der Ärzte vertrauend, ging sie fast freudig in den Tod. Ich las, einer Einladung des Kaufmännischen Vereins nach Ludwigsburg folgend, am Abend vor ihrem Heimgang eine Auswahl meiner Dichtungen öffentlich vor und genoss die Freude junger Dichter, von einer dankbaren, beifallspendenden Hörerschar umgeben zu sein; andern Morgens rief mich die Nachricht ihres völlig unverhofft und jählings eingetretenen Todes nach Heidelberg, wo das Unglück geschehen war.

Nun mußte der Wanderstab fürs erste in die Ecke gestellt werden; meine nächste Pflicht war, bei meinem alternden Vater auszuharren und ihm die Einsamkeit des Witwerlebens erträglich zu machen; ich war ihm von nun an bis zu seinem Heimgang Gesellschafter und Vorleser, in kranken Tagen Pfleger. Mancher stillgehegte Zukunftsplan mußte durch diese Veränderung meiner Lebenslage verschoben oder für alle Ewigkeit vertagt werden.

Übrigens sollte sich auch das Ende meines Vaters ergreifend jähe gestalten, wenn auch ein gnädiges Schicksal ihm langes Siechtum ersparte. Er war nach Bruchsal gefahren, um seinen erstgeborenen Enkel zu sehen; da, bei der Heimkehr, am Bahnhof auf der Straße, sank er um und war tot. Mittags noch saßen wir froh bei Tische zu Karlsruhe zusammen, um Mitternacht stand ich an der Leiche des mir Entrissenen in der schaurigkalten Totenkammer des Bruchsaler Friedhofes . . . So hat man mir beide Eltern, die scheinbar blühend und gesund ausgefahren waren, tot in ihren Särgen heim ins Haus gebracht! . . .

Erinnerungen an Josef Viktor von Scheffel

Des Namens Scheffel, sowie mannigfacher Beziehungen zu jenem denkwürdigen Manne, ist in diesen Blättern schon öfters gedacht worden; doch fehlen dem Gemälde zur Bildähnlichkeit noch einige vertrauliche Farbstriche.

Das abgeleierte Wort „wo viel Licht, ist viel Schatten“ trifft auch auf Scheffel zu; die Verfasser seiner Lebensbeschreibungen haben dies fast völlig übersehen; keiner gab über seinen Helden die volle Wahrheit, vielmehr leicht weil kaum einer ihn persönlich näher kannte; sie haben ihn verherrlicht, ihn so dargestellt, wie sie in ihrer Einbildungskraft ihn geschaut, wie er sie von Jugend an in seinen Dichtungen begleitet und wie sie ihn lieb gewonnen haben.

Gustav Freytag legt jedem Lebensbeschreiber dies Wort ans Herz: „Der Biograph hat die Aufgabe, uns den Menschen zu schildern ... nichts mildernd, nichts verschweigend.“ Nun, ich bin allerdings kein Lebensbeschreiber, ich will nur einige Streiflichter aufstecken, die das Bild von Scheffels Persönlichkeit und Wesen schärfer beleuchten sollen.

Scheffels Natur ist eine so derbe, aufs Wirkliche gerichtete, von Grund aus grobschlächlige, seine Gestalt so hochragend, sein Ruhm so fest begründet, daß man ihm nicht bloß mit ängstlicher Rücksicht und zarter Scheu gegenüberzutreten braucht.

Weil man das Wichtige, allzu Wichtige, oft ins ungeschlachte Übergreifende seines Wesens meist außer acht gelassen hat, darum ist Uneingeweihten das Verhältnis zwischen ihm und seiner Gattin ein unaufgehelltes Rätsel geblieben; nur diese Erkenntnis bietet den Schlüssel zu dem seltsam und unerhört scheinenden Verhalten der Frau Scheffel, die niemals in langen Jahren die ihr wiederholt und treugemeint hingestreckte Hand zu Frieden und Versöhnung ergriffen hat. Nicht einmal den goldenen

nen Haus Schlüssel, den ihr der Dichter in hübscher Sinnbildlichkeit gesendet haben soll, hat sie benützt, um ihr altes Heim damit wieder zu erschließen und als Hausfrau darinnen zu schalten. Die gewaltsame Entführung ihres Söhnchens durch den Vater mochte zu allem übrigen die unverföhnliche Abneigung gegen den Gatten geschürt haben.

Der Münchener Geschmacks- und Kunstrichter Friedrich Pecht behauptet etwas kindlich in seinen Lebenserinnerungen: Frau Scheffel habe für den eigentlichen Humor ihres Gatten kein Verständnis gehabt und deshalb sei die Ehe in die Brüche gegangen; ein anderer sagt, bei der Herausgabe des „Gaudeamus“ habe sich die ganze lesende Welt über dieses Trinkliederbuch gefreut, nur die Gattin des Dichters habe nicht dazu gelächelt. Für den recht eigentlich „Scheffelschen Humor“ hatte jedoch diese Frau nach dem Zeugnis einer ihrer vertrautesten Freundinnen ein volles Verständnis, trug sie doch manches noch nicht veröffentlichte Gaudeamuslied abschriftlich mit sich herum und erfreute sich höchlich daran.

Aber der „Humor“ Scheffels vermochte Blüten zu treiben, die so eigenartig waren, daß sie kaum mehr humorvoll genommen werden konnten und die Nerven eines feinfühlenden Wesens auf allzu harte Probe stellten.

Scheffel hatte es verstanden, seiner Frau solchen Schrecken einzuflößen, daß sie sich vor ihm und seinen Wutausbrüchen fürchtete. Bei grundguten, edeln Zügen seiner Natur war ein unbändiger, unwiderstehlicher Jähzorn das böse Gespenst in Scheffels Leben; in solchem Zustande kannte er sich selbst nicht mehr; hatte sich das furchtbare Gewitter ausgetobt, so war er wieder der beste Mensch und konnte nicht begreifen, daß ihm jemand über etwas grollen konnte, wovon er selbst keine Ahnung hatte. Scheffels Jähzornausbrüche sind nur als Krankheitserscheinungen zu werten und sollen auf den unglücklichen Mann keinerlei Schatten werfen.

Frau Scheffel war dermaßen durch sein Benehmen verschüchtert worden, daß sie nur noch in seiner Abwesenheit heiter zu sein vermochte; vernahm sie auf dem Hausflur den Schritt des Heimkehrenden, so saß sie manchmal kreidebleich und wie versteinert und flüsterte zur besuchenden Freundin, sich angstvoll an diese klammernd: „Still, der Joseph!“ Man kann als glänzender Unterhalter im Männerkreis, als gemütlicher, witzfunktender Zechbruder beim Bierglase bestechende Gaben entfalten, ohne zum ehelichen, jahrelangen Verkehr mit einer zartfühlenden Frau veranlagt zu sein.

Vielfach wird behauptet, daß Scheffel stark getrunken, am „bösen Rausche“ gelitten und in diesem Zustande seine höchst unangenehmen Auftritte herbeigeführt habe. Robert von Wohl berichtet in seinen „Lebenserinnerungen“, daß Scheffel „keineswegs immer ganz zurechnungsfähig“ gewesen sei; und Gregorovius erzählt in seinen „Römischen Tagebüchern“ von einem Besuche bei ihm am 27. September 1870: „Scheffel empfing mich mit den Manieren eines Wilden, brüllte mir ganz irrsinniges, zusammenhangloses Zeug über die Weltereignisse entgegen, wobei er sich als Sozialdemokrat gebärdete — ich war erschreckt, glaubte, einen Betrunkener oder Wahnsinnigen vor mir zu sehen und ließ ihn toben . . . Scheffel schrie, mit Fäusten auf den Tisch schlagend, daß er auswandern wolle“ usw. Etwas boshaft fügt Gregorovius bei: „Menschen solchen Schlages sah ich schon zu anderer Zeit mit Ordensbändern im Knopfloch fromm und still im Vorzimmer großer Herren warten.“

Daß unter solchen Umständen eine Gattin wenig Liebe und Verehrung einem also gearteten Gatten entgegenbringen konnte, liegt auf der Hand. Man begreift, daß sie, auch nachdem bei Scheffel mit zunehmendem Alter mehr Ruhe ins Gemüt gefehrt war — wozu bei seiner der Anerkennung und des Ruhmes sehr bedürftigen Seele die unerhörten Erfolge seiner Werke und die Beliebtheit beim ganzen deutschen Volke wohl das meiste beigetragen haben mochten —, mit einer fast aus Unmenschliche grenzenden Zähigkeit und Härte seine brückenschlagenden Vermittlungsversuche von sich wies.

Die Versöhnung beider Gatten an seinem Totenbett und sein flehentlich Wunsch, „hebt nur noch ein paar Jährle leben zu dürfen“, haben etwas Rührendes und werfen einen, wenn auch schwachen, doch immerhin wehmütig-verklärenden Schimmer auf beider Leben. Frau Scheffel meinte in jenen ersten Tagen nach seinem Tod einer Jugendfreundin gegenüber: „Die Welt hat Scheffel nur auf der Bühne, nicht hinter den Kulissen gesehen.“ Ohne mir anmaßen zu wollen, ein Seelenrichter zu sein: ich glaube, Frau Scheffel hätte seinen tiefsten Friedensvorschlägen beizeiten Gehör schenken und die letzten Lebensjahre an der Seite des gereiften Gatten verbringen sollen; sie hätte es sicher nicht zu bereuen gehabt.

Was das Trinken Scheffels anlangt, das ihm so sehr und so oft zur Last gelegt wird, so kann ich aus dem persönlichen Umgang mit ihm, den ich von 1873 bis zu seinem 1886 erfolgten Tode häufig zu genießen das Glück hatte, versichern, daß er beim abendlichen Beisammensein in seinem

Hause niemals auch nur einen Tropfen zu viel getrunken hat. Er hat zwar nicht wenig getrunken, denn seine starke Natur konnte eine gehörige Menge vertragen; doch übers Maß ist er nie gegangen.

Scheffel wurde sogar zuweilen der Vorwurf gemacht, daß er durch seine Lieder der Trunksucht der deutschen Jugend Vorschub geleistet habe. Wäre dies wahr, so verdiente jedenfalls die bierselige deutsche Jugend den Hauptvorwurf. Von großen, hohen Gedanken an Freundschaft, Liebe, Vaterland sind Scheffels Trinklieder allerdings nicht geschwellt, und in dieser Hinsicht mag man es vielleicht beklagen, daß sie die älteren, höher gestimmten Burschensänge eines Wilhelm Müller, eines Hoffmann von Fallersleben und anderer Liederdichter früherer Zeit überflügelt und in Schatten gestellt haben. Ihm, der die Vorzüge eines edeln Tropfens als Kenner mit Maß zu würdigen wußte, ihm, der persönlich mit allen Gaben einer herzlichen, hohen Gastfreundschaft ausgestattet war, aus dem Mißbrauche seiner Dichtungen einen Vorwurf machen zu wollen, ist ein Unrecht gegen ihn. Scheffel hatte das richtige Vorgefühl, daß ihn sein Buch „Gaudeamus“ in den Ruf des Trinkers bringen werde; er zögerte die Herausgabe hinaus und wurde wesentlich durch Freunde zur Veröffentlichung bestimmt. Als ich ihm einmal erzählte, daß in der Sommerfrische zwei holländische Damen sich an seinen Gaudeamusgedichten ergöhten, meinte er mit bestrickend hohnwitzigem Lächeln: „Das müssen mir schöne Damen sein!“

In Radolfzell sagte mir Scheffel 1879: „Es ist ein wahrer Zeitverlust und Unfug, daß man Griechisch in den Gymnasien lehrt; es sollte bloß das Latein gründlichst gelehrt werden, denn dies ist allein praktisch brauchbar für uns.“ Das ist eine für Scheffels Denkweise höchst präghafte Äußerung; nur der Nützlichkeitsstandpunkt soll entscheiden. Dieser Mann, alles Hellenischen geschworener Todfeind, im Grunde nur der Mann mittelalterlicher, lateinischer Klosterchroniken, fühlte richtig die eigene Achillesferse. Denn wo die „reinen Formen wohnen“, wo etwa Hölderlins Gebiet beginnt, hört Scheffels Reich auf. Scheffels Geist und der Geist des Hellenismus sind die denkbar größten Gegensätze . . .

Höchst gemütlich war es, abends mit Scheffel beim Glas Bier oder, was ab und zu vorkam, sommers in seinem offenen Gartenhäuschen bei einer Tracht riesiger, gesalzener Rettiche — seiner und meiner Liebhaberei — mit ihm zu sitzen und von heutigen Schrifttumszuständen sowie von alten Zeiten zu plaudern.

Kam er in der Erzählung auf einen 1869 mit Ferdinand Freiligrath und dessen Gattin gemeinsam dem Kloster Maulbronn abgestatteten Besuch, wobei Scheffel als genauer Kenner der dortigen Gebäulichkeiten den Führer abgab, so meinte er derbstreuerherzig: „Der Freiligrath hat nur für Wäscften und Löwen Sinn gehabt, der hat das Maulbronn angesehen, als wenn's ein Hundshaus wär'!“ Hierin hat Scheffel den ihm befreundeten und ihn verehrenden Dichter des „Löwenritts“ doch etwas zu gering eingeschätzt und eine vielleicht vorübergehende Augenblicksstimmung zu sehr verallgemeinert. Freiligraths Neigungen sind vermutlich erheblich vielseitiger als die Scheffels gewesen, wie seine hinterlassene, mit seltenem Geschmaack und Verständnis gesammelte, bei bescheidenen Mitteln ungewöhnlich umfangreiche Bücherei bewies und wie mir seine mir jahrzehntelang innig befreundete Familie häufig versichert hat . . .

Die unliebsamen Auftritte mit der Gattin und ähnliche Ausbrüche seiner Leidenschaftlichkeit hatten Scheffel bis in die Mitte der 1870er Jahre in den übeln Ruf eines heftigen, unberechenbaren und unnahbaren Menschen gebracht, mit dem nicht gut Kirschen essen sei. So sagte er mir eines Abends lachend: „Gestern besuchte mich die alte Frau von Amerongen in einer geschäftlichen Angelegenheit; zitternd und bebend kam sie zu mir ins Zimmer und beruhigte sich erst allmählich, als sie sah, daß ich kein Menschenfresser bin; schließlich stellte sich heraus, daß sie unten im Haus für eine zum Schutze mitgebrachte Freundin aufgestellt hatte, damit gleich Hilfe bereit sei, im Falle sie die Treppe hinunterstiegen sollte.“

Gustav zu Putlitz erzählte mir im Jahre 1880, daß er 1873, nach seiner Berufung zum Karlsruher Hofbühnenleiter, Scheffel habe besuchen wollen, daß ihm aber von vielen Seiten dringend abgeraten worden sei, da man „mit diesem Mann unmöglich verkehren könne“. Robert von Wohl berichtet gleichfalls von Scheffels fast krankhafter Menschenscheu, und zahlreiche Stellen aus Scheffels eigenen Briefen früherer Zeit lassen durchblicken, wie unglücklich der Dichter sich als jüngerer Mann in Karlsruhe gefühlt haben muß, in dem, wie er schreibt, „unsympathischen Diluvium des Rheintals“, wo „die melancholische Stimmung mich in diesem mir unsympathischen Rheinsand wie ein böser Schatten verfolgt“. Das Grundgeheimnis dieser Klagen und die ewige Unzufriedenheit mit heimischen Menschen und Zuständen ist sicherlich nicht bloß in Bitterungsmißhelligkeiten zu suchen oder lediglich den Ausdünstungen der Hardtwaldsümpfe zuzuschreiben gewesen, sondern dem Mangel an Anerkennung in der Vater-

stadt, wenn auch vorwiegend in Malerkreisen Scheffels Muse verhältnismäßig frühzeitig gefeiert ward.

Schwer und nachhaltig hat Scheffel es empfunden, daß ihm in den Jahren schaffender Kraft von maßgebender hoher Stelle in seiner Heimat niemals auch nur die geringste Beachtung, geschweige denn Anerkennung, als anfeuernder Sporn zu dichterischer Tätigkeit zuteil wurde. Ob er sich auch noch im späteren Alter daran ergözte, daß bald nach dem Erscheinen seines „Trompeter“ ein norddeutscher Zeitungsbeurteiler schrieb: „in Süddeutschland sei ein gewisser Scheffel als Dichter entstanden, dessen Muse in Hemdsärmeln gehe“, so hatte sein aristokratischer Künstlergeist — und welcher echte Künstlergeist wäre nicht im letzten Grund aristokratisch? — unbewußt eine Sehnsucht nach dem Atem des Medizäertums.

Da kam das Jahr 1876, das große Jahr in Scheffels Leben, das für ihn einen Umschwung bedeutet. Aus allen deutschen Gauen flogen ihm die Glückwünsche zum 50. Geburtstage zu. Die Wiener Hochschülerchaft vor allem war es, die den Gedanken einer großartigen Scheffelfeier anregte, der allenthalben ähnliche Festabende folgten. Scheffels Wünsche, geadelt zu werden, wurde bereitwillig und mit Freude gewillfahrt, wenn es auch dem Großherzog Friedrich I. von Baden immer einige Überwindung kostete, jemanden zu adeln.

Eigentlich war es eine nicht ganz begreifliche Schwäche von ihm, daß er seinen berühmten bürgerlichen Namen mit adeliger Verbrämung genannt sehen wollte; man behauptete, er habe gehofft, dadurch seine Frau geneigter zu einer Rückkehr zu ihm zu stimmen. Darin hat er sich aber gründlich getäuscht; bis zur Versöhnung mit dem Gatten auf dem Totenbette hat Frau Scheffel den bürgerlichen Namen grundsätzlich beibehalten. Bei seinen vielen Verehrern in Amerika soll er sich durch die Adellung schwer geschadet haben; zu seinem Wesen paßte der Adel überhaupt wie die Faust aufs Auge.

Bei der am 19. Februar 1876 in der Turnhalle vom Karlsruher Polytechnikum veranstalteten Feier erschien auch Großherzog Friedrich I. und brachte mit wohlklingender Stimme seinen zündenden Trinkspruch auf das Geburtstagskind aus. „Von Salamandern schütterte“ das ganze deutsche Land, wie der sterbende Freiligrath dem beglückten Eckhardsdichter noch zusang. Hoffhauspieler Weiser hatte das Festspiel gedichtet, in dem Scheffel von Geistern im Olymp eingeführt wurde, wobei die Gestalt Scheffels, die von dem darstellenden Künstler ausgezeichnet nach

gebildet war, in der Gesellschaft der klassischen Griechengötter sich einigermaßen deutsch-spießbürgerlich-späßhaft ausnahm.

In hohem Maße zu bewundern war Scheffels witzige, geistreiche Unerschöpflichkeit, womit er die zahllosen Glückwünsche der gekrönten Häupter bis herab zu den letzten Schülerklassen von Lehranstalten, die sich an seinem Ehrentage huldigend eingefunden hatten, zu beantworten verstand. Seine glänzende Schlagfertigkeit bestand die harte Probe staunenswert.

Wenige Tage vor seinem Jubelfeste war ich mit ihm zu einem größeren Mittagsmahle bei seiner alten Freundin, Frau Luise Spreng, eingeladen, wo ein General ihm einen fast vergötternden Trinkspruch widmete, so daß Scheffel sich aus Jur, wie ein schämiges Mägdlein, zum Jubel aller Anwesenden das weiße Mundtuch über den Kopf zog.

Scheffel ließ sich einen mächtigen, hölzernen „Jubiläumsschrank“ schnitzen, worin er alle Urkunden, Ehrenbriefe und Lorbeerkrone aufbewahrte, die Verehrung ihm gespendet hatte.

Die Jubeltage hatten mancherlei weniger angenehme Nachspiele. So hatte u. a. Hieronymus Lorm, der blind-staube Schriftsteller in Dresden, Scheffels merkwürdige Schwäche, sich adeln zu lassen, in höchst ungezogenen Worten angegriffen und verhöhnt. Scheffel wollte in der ersten Aufwallung seiner Wut ihn zum Zweikampfe fordern und war von seinem blutigen Vorhaben nur durch Lorms körperliches Unglück abzubringen. So hängt er ihm zur Sühne wenigstens eine gerichtliche Klage an. Meine Mutter schenkte Scheffel aus Scherz Schild und Lanze in die Waffensammlung auf der Mettnau, dem zweiten Sommerfeste des Dichters bei Radolfszell, um mit diesen Gewaffen „den Kampf gegen Blinde und Taube“ aufnehmen zu können. „Seit dem Streit mit Lorm“, äußerte Scheffel, „fürchte ich die Judenpresse.“

Auch allerhand Seltenheiten flogen wie Sternschnuppenschwärme dem Dichter ins Haus, so daß er eine kleine Sammlung damit hätte füllen können. Eines Morgens, als ich bei ihm vorsprach, war eine merkwürdige Sendung eingelaufen: es war ihm in einer Schachtel eine Mause gesandt worden, die den Kopf einer Maus zwischen den Rändern ihrer festgeschlossenen Schalen eingeklemmt hatte. Eine lustige, lustern schmausende und Scheffelsche Lieder singende Gesellschaft sendete von irgendwoher dieses dem vermeintlichen Dichter des bekannten Liedes vom Hering, der eine Mause liebte, aber am Ende zum Dank für seine Liebe von dem Schaltier ebenso enthauptet worden war, wie hier die Maus von der

Auster. Scheffel ergöhte sich an dem Naturwunder und legte sich so die Sache aus: daß über einen Korb eben geöffneter und zum Teile noch lebender Auster die Maus hingesprungen und bei dieser Gelegenheit von der Auster erfaßt worden sei, wobei er die denkwürdige Bemerkung beifügte: „Ja, das schönste dabei aber ist, daß das Lied vom Hering und der Auster gar nicht von mir ist.“ Leider unterließ ich damals, ihn zu fragen, ob ihm der wirkliche Verfasser jenes drolligen Gedichts zufällig mit Namen bekannt sei. Tatsache ist, daß dieses Lied in Scheffels „Gedichten aus dem Nachlaß“ Aufnahme gefunden hat, einem Buch, in dem durch ein Versehen des Zusammenstellers auch noch anderes nicht von Scheffel Stammende enthalten ist, z. B. ein Spruch von Paul Heyse. In sämtlichen Kommerzbüchern läuft „Eine traurige Geschichte“, wie der Titel des Gedichts vom Hering und der Auster lautet, unter Scheffels Namen demnach zu unrecht, und ich gebe sämtlichen Schrifttumskennern und Liederbuchherausgebern die Muß zu knaden auf, den wahren Verfasser ausfindig zu machen. Mich will fast bedünken, ein vertrauter Kenner und Verstieher der feineren Abtönungen in der Dichtkunst müßte herauswittern, daß dieses Reimwerklein in der Tat den eigentlichen Stempel des artlichen „Scheffelschen Humors“ keineswegs an sich trage. . .

So hat es Scheffel oft ergöht, daß die von ihm zu Beginne des „Effe: hard“ angeführten, meines Wissens von Gustav Schwab stammenden Verse:

„Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Ahrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.“

vielfach ihm zugeschrieben wurden. Feinspöttisch schmunzelnd meinte er: „Wenn diese Verse von mir wären, hätte ich doch wohl nicht selber hinzugefügt, daß sie ein falsches Gleichnis seien!“ Im Garten des Insel Schlosses Mainau lieft man diese Verse sogar fälschlicherweise als Scheffelsche auf einem Felsblock eingehauen!

Um das Jahr 1880 ward im Karlsruher Stadtrat die Frage erörtert, ob gegebenenfalls eine Niederreißung oder Verlegung der Kapelle des alten städtischen Friedhofes stattfinden solle oder nicht. Unmittelbar an dem kleinen Kirchlein, in dessen Schatten auch der alte Jung-Stilling ruht, befinden sich die Grabstätten von Scheffels Eltern und Geschwistern, und zwar so, daß die Grabsteinplatten in die Mauer des Kapellchens eingelassen sind. Kaum hatte der leidenschaftliche Dichter von diesem Vor:

haben Wind bekommen, als er dem Stadtrat ein geharnischtes Schreiben zugehen ließ, worin er den ehrwürdigen Vätern von Badens Hauptstadt, falls sie „Hand an die Gebeine seiner Eltern legten“, sogar mit seinem Fluche wegen Gräberschändung drohte. Da der Stadtrat bei den Ehrungen des jubelfestfeiernden Dichters sich sehr hervorgetan, sogar einer Straßeden Namen des Geburtstagskinds beigelegt hatte, so erregte das vor- eilige, gereizte Schreiben auf dem Rathhaus ein peinliches Gefühl. Ober- bürgermeister Lauter wendete die Sache ins Launige, indem er nach Ver- lesung der Eingabe Scheffels lächelnd rief: „Meine Herren, dies ist des Sängers Fluch!“ Die Kapelle, die wohl auch ohne jenes Liebesbriefchen unverfehrt geblieben wäre, steht heute noch auf ihrem alten Flecke.

Im Herbst 1880 hielt Felix Dahn im Rathhaussaale zu Karlsruhe eine Vorlesung über „heidnische Gebräuche in unserer Zeit“. Ich saß oben auf der halbdunkeln Empore neben Scheffel, der unerkannt und nur aus pers- önllicher Rücksicht auf seinen Freund Dahn dem Vortrag anwohnte. Dahn ließ es in seiner Rede nicht an Huldigungen für Scheffel fehlen, wie er überhaupt auch in seinen Dichtungen, selbst in seinen damaligen Schau- spielen, keine Gelegenheit vorüberließ, um ihn zu feiern. Nach dem Vor- trage sammelte sich im „Erbprinzen“ alten Stiles — an der Ecke der Kaiser- und Mitterstraße — eine kleine Tafelrunde, die aus Scheffel, Dahn, Frau Therese Dahn, Minister von Freyrdorf nebst Gattin, Hofkapell- meister Dessoff und mir bestand. Therese Dahn, von ihrem Gatten „Nixe“ genannt, hatte tatsächlich in ihrem knapp anliegenden, wie aus dem Wasser gezogenen Kleid und der Fülle ihres blonden, bis zu den Hüften frei herabwallenden Haares etwas Nixenhaftes in Erscheinung und Wesen. Dahn erzählte uns an jenem Abend von einem aufregenden Auftritt aus dem Münchener „Krokodil“, wie die beiden Dichter Heinrich Leuthold und Hans Hopfen einmal derart in Wortwechsel geraten seien, daß der schon halbwahnsinnig gewesene Leuthold sich mit hochgeschwungenem Messer auf Hopfen gestürzt habe und ihn zweifellos ermordet hätte, hätten nicht alle Anwesenden sich der Rasenden bemächtigt und sie auseinander- gerissen.

Wenige Tage nach jenem Abend im „Erbprinzen“ wollte ich zu Ver- wandtenbesuch nach Eßlingen. Scheffel sagte mir beim Auseinandergehen: „Besuchen Sie mich noch, ehe Sie abreisen.“ Dies tat ich tags darnach; etliche Stunden zuvor waren Dahns abgereist. Zu meiner Überraschung übergab mir Scheffel den neuesten, soeben erschienenen, vom Verfasser ihm mitgebrachten Roman „Ddins Trost“ von Dahn mit den Worten:

„Sie könnten mir einen großen Gefallen tun, Heinrich, wenn Sie bei Ihrem Aufenthalt in Schwaben dieses dicke Buch lesen und mir kurz Ihre Meinung darüber aufschreiben, insbesondere einige Stellen, die Ihnen die gelungensten scheinen, hervorheben wollten. Ich bin nicht imstand, es zu lesen.“ Mir machte die Sache viel Vergnügen, und ich las mit Eifer in Württemberg die mehrere hundert Seiten in großartigen Stabreimen sich ergehende Dichtung, schrieb eine kurze Besprechung nieder und lieferte sie Scheffel als Mitbringsel nach meiner Heimkehr ab, indem ich mich im stillen königlich daran ergöhte, daß der gute Felix nunmehr meine Ansicht als „maßgebendes“ Urteil seines unbedingt verehrten und ihm als Richtschnur geltenden Freundes Scheffel aufgetischt bekam. — —

Die leicht in Jähzorn ausartende Heftigkeit seines hochgespannten Gemütes paarte sich bei Scheffel mit einer an Rechthaberei grenzenden Rechtsstreitsucht. In ihm, der einst in einem Briefe von Sädingen aus, am 12. Januar 1851, von den Hohen geschrieben hatte: „er plage sich mit seinen Bauern ab, die die durchtriebensten Prozeßträger von der Welt seien“, steckte selber ein gut Stück „Prozeßhansl“. Wie er wiederholt bei seinem scharfgespitzten Ehrgefühl Segnern Herausforderungen zu blutigem Waffengange zugesandt hatte, so ließ er sich noch seine letzten Lebensjahre durch Prozeßsucht ebenso gründlich als unnötig verbittern. Es war fast kläglich anzusehen, wie wenig inneres Glück dieser Mann in sich hatte, wie wenig sonnige Freude Ruhm und Erfolg ihm brachten, die ihm, wie nur selten Sterblichen, beschieden waren, ihm, an dem ganz Deutschland als an seinem erklärten Liebling emporsah.

Wie unerquicklich waren seine Händel mit den Fischern der Insel Reichenau! Diese behaupteten, soweit das Überschwemmungsgewässer gehe, reiche ihr Fanggebiet, und sie könnten daher die Fische, die auf Scheffels überschwemmten Mettnauwiesen schwämmen, mit Recht als ihr Gut und ihre Jagdbeute beanspruchen. Scheffel hatte seinem 1872 erbauten Landhause Seehalde im Jahr 1876 die weit in den Untersee springende Landzunge Mettnau käuflich zugefügt, ein Erwerb, der ihm eine Quelle von Ärger und Unlieblichkeiten werden sollte. Ein anderer hätte gelächelt und gedacht: was liegt an so ein paar Fischen! Nicht so Scheffel. Dieser rief mir einmal im Gespräch über den ihn lange Zeit schwer beschäftigenden Stoff ergrimmt entgegen: „Ich will in Wasserstiefeln auf meinen überschwemmten Wiesen Fische fangen können und diese Fische, die auf meinen Wiesen schwimmen, sind mein Eigentum und gehören sonst niemandem!“ Der Mann, der in seiner Ekkehard:

gend, wie ein Halbgott verehrt, hätte thronen können, wurde nun manchem ein Gegenstand des Hasses. Nach dem Mordanfall der Nihilisten auf den Zaren von Rußland im März 1881, so wurde damals verbreitet, seien nachts Fischer von der Insel Reichenau herübergefahren und hätten aus boshaftem Scherz an Scheffels Badezellentüre die mit Kreide die Worte gemalt: „Herr von Scheffel! auch Sie sollen einmal keines natürlichen Todes sterben!“ Verhielte sich dies wirklich so, mochte es Späßernst sein; jedenfalls wußten sie, daß der Gutsherr der Mettnau sich unendlich darüber erbosen werde und mochten sich schadenfroh ins Häußchen gelacht haben.

Bei Gelegenheit der Streithändel mit den Reichenauer Fischern durchstöberte Scheffel wieder mit heiligem Eifer Urkunden und Chroniken, um aus alten Rechtsverträgen sein uraltes Mettnaurecht erhärten zu können. Bis in die sinkende Dämmerung saß er wieder, wie einst in jungen Jahren St. Galler und Donaueschinger Gesetzsammlungen durcharbeitend, auf der Karlsruher Hof- und Landesbücherei. Als er heimgehend im Halbdunkel des Treppenhauses einen ungeschickten Tritt tat, kam er zu Fall und brach sich noch obendrein den verwünschten Reichenauer Fischfängern zu Ehren den Arm! Sein Freund, der gleichfalls geadelte Generalarzt Bernhard von Beck, richtete ihm den „verstärzten Arm“ — wie er ihn in einem Gedicht an seinen Arzt selbst bezeichnet — unter heftigen Schmerzen wieder ein.

Hier ein Beispiel von selten dagewesener Gewissenhaftigkeit eines Büchereileiters! Scheffel brauchte für seine Zwecke irgendeine alte Bücherkartefle und wollte sie zum ruhigen Durcharbeiten auf sein Land- oder besser Seegut Radolfzell mitnehmen. Es war gerade sommerlicher Büchersturz, und eine strenge Verfügung verbot, in dieser Zeit Bücher auszulihen. Scheffel stellte dem ihm befreundeten Büchereivorstand, Dr. Alfred Holder, mit dem er gemeinsam das Waltarilied herausgegeben hatte, dringend die Notwendigkeit vor, das Buch während der nächsten Wochen zu besitzen. Holder war in peinlicher Verlegenheit, was er tun solle. Als Büchereileiter durfte er das Werk durchaus nicht hergeben, wiewohl er nur sich selbst verantwortlich war; als Freund und Bewunderer des Dichters war es ihm unangenehm, daß er gerade Scheffel, bei dem ja das Buch wie in Abrahams Schoß geborgen war, einen so dringlichen Wunsch verweigern sollte. Was tut der rührende Mann? Er setzt sich hin, schreibt in den nächsten vier Nächten das ganze Werk buchstabengetreu ab und bringt es dem fast bestürzten Scheffel. Dieser, der mir das Vorkommnis

selbst unmittelbar danach mitteilte, fügte bei: „Ich hab' nicht gewußt, sollt' ich weinen oder lachen?“

Am 29. Jänner 1884 war ich mit Emil Rittershaus bei Scheffel zu Tische. Der Wuppertaler Dichter war ein so glänzender, unerschöpflicher, hinreißender Erzähler, wie es nicht leicht einen zweiten geben mochte. Zum Essen tranken wir köstlichen Bocksbeutelwein aus ziegenschlauchförmigen Urflaschen, wie der glückliche Gastgeber ihn kurz zuvor als Sendung von Würzburger Verehrern geschenkt bekommen hatte. Wir setzten uns um ein Uhr ans Mahl und standen nach zehn Uhr abends auf. Rittershaus trug während der langen Zeit größtenteils die Kosten der Unterhaltung. So erzählte er u. a., er habe 1876, wenige Tage vor Scheffels Jubelfeier, in mehreren Nachbarhäusern der Stephaniestraße vergeblich die Wohnung des Dichters erfragt und in unmittelbarer Nähe des Scheffelhauses die Auskunft erhalten: einen dieses Namens gebe es in der ganzen Stadt nicht! Wir kamen aus dem Lachen über die geistreichen, drolligen, herzerzöglichen Schwänke dieses Plauderers von Gottes Gnaden nicht heraus. Scheffel war höchst aufgeräumt. Nach dem Kaffee forderte er mich auf, aus meinen wenige Wochen zuvor erschienenen „Neuen Balladen“ das Gedicht „Die Tuilerienkinder“, die ihm zu meiner Freude besonders gefallen hatten, vorzutragen . . .

Viel ward an jenem Tage von Heinrich Heine gesprochen, und begeistert rief Rittershaus: „Ja, der gehört doch zu den Größten, die je über die Erde gewandelt sind!“ was Scheffel bestätigte, indem er sofort Heines gewiß nicht an der Heerstraße liegende, umfangreiche Ballade „Die Schlacht bei Hastings“ fehlerlos und fließend auswendig vortrug. Ich war überhaupt an jenem Tag überrascht, wie beschlagen Scheffel in Heines Werken war, und es ward mir dadurch manches in Scheffels eigenen Dichtungen klar, die mehr von Heine beeinflusst sind, als man bei oberflächlichem Betrachten glauben mag. „Der Trompeter von Säckingen“ und manches im „Gaudeamus“, z. B. „Abschied von Nevano“, wären ohne „Atta Troll“, sowie die „Bergpsalmen“ ohne den Vorgang von Heines „Nordseebildern“ undenkbar. Bis auf einzelne Wortbildungen sogar ist Scheffel von Heine abhängig; so hat er beispielsweise das urscheffelisch klingende Wort „waldursprünglich“ mit dem Rechte des Genius aus Heine in seine Dichtungen herübergenommen.

Für den Geschmack der Leserschaft in Deutschland ist es bezeichnend, daß Scheffel im wesentlichen der geringsten seiner Schöpfungen die große Volkstümlichkeit verdankt; den inneren Wert seiner Dichtungen kann man

beinahe rechnerisch genau nach der jeweils kleiner werdenden Zahl der Auflagen angeben, wobei ich natürlich seine Dichtungen in gebundener Sprache im Auge habe. Selbst ein so denkmalhaftes Werk wie der „Eckehard“ hätte ohne die bahnbrechenden Trinklieder und die Chronerhebung Scheffels durch die deutsche Hochschülerschaft niemals die ungeheure Verbreitung gefunden.

Wie viele kennen überhaupt die „Bergpsalmen“, diese Prachtdichtung? Die derbhumorvollen Lieder des „Gaudeamus“ werden von zahllosen jugendlichen Kehlen gesungen, aber fragt man die Sänger etwa nach einem so schönen Gedicht aus demselben Buche, wie dem „Trifels“, dann sperren sie Mund und Nasen auf, als bezweifelten sie, ob ein solches im selben Buche stehe. Ich kann nicht in Fritz Mauthners Urteil einstimmen, daß die „Bergpsalmen“ ein „seniles Werk“ seien; im Gegenteil, ich halte sie für das herrlichste, erhabenste Werk, das Scheffel jemals geschrieben; seine spätere „Waldeinsamkeit“ ist ein gekünstelter, gesuchter Selbstabklatsch der „Bergpsalmen“.

Die über alles Maß gehende Scheffelverehrung der 1870er und 80er Jahre ist allmählich in ein ruhigeres Bett gerechter Wertschätzung geleitet worden. Scheffel steht nicht mit Goethe und Schiller auf einem Brettle, wie manche im Freudenstürme von 1876 tatsächlich glauben mochten. Es ist sogar wie in allen menschlichen Dingen, wenn der Bogen allzu sehr gespannt wird, zuweilen ein unbilliger Rückschlag eingetreten. Sein „Trompeter“ galt damals seiner zahlreichen Auflagen wegen als erstklassiges, klassisches Werk, wiewohl selbst einmal ein Richard Wagner geschrieben hatte: „Was wollen die vielen Auflagen eines Trompeter von Säckingen bedeuten?“ Deutlich entsinne ich mich der Begeisterung, mit der damals die erste Trauerspielkünstlerin der Karlsruher Hofbühne von dieser Dichtung als dem „Deutschen Nationalepos“ schlechtweg schwärmte, als wäre der „Trompeter“ ein Nibelungenlied! Zu Weihnächten 1903 las ich in einem geschmackvollen Bücherverzeichnis von der Hand eines vornehmen, ernsthaften Geschichtschreibers deutschen Schrifttums die bezeichnenden Worte: „Wer einem Sekundaner eine Freude bereiten will, schenke ihm den ‚Trompeter von Säckingen‘ zum Weihnachtsgeschenk.“ Wer dies 1876 zu schreiben gewagt hätte, wäre gesteinigt worden . . .

Eines Auftrittes, des einzigen, wobei ich Scheffel in einer an Wahnsinn grenzenden Erregung sah, gedenke ich mit Wehmut. Es war an einem Frühlingsabend von 1884. Es dämmerte, und die Lampe brannte schon

auf Scheffels Wohnzimmertisch. Ich trat ein und fand Scheffel in heftigem Zwiegespräche mit dem — Briefträger! Dieser hatte soeben dem Dichter zum zweitenmal eine Postkarte zu überbringen gewagt, die Scheffel am Morgen bereits zurückgewiesen hatte. In rasch und erregt hingeschleuderten Worten hatte mich dieser über die Sachlage unterrichtet, wobei er meist den Boden anstarrte, denn selten nur sah Scheffel den mit ihm Sprechenden ins Gesicht. Eine im Krankenhause zu Bukarest darniederliegende Schauspielerin hatte ihn um ein empfehlendes Wort bei seiner warmen Verehrerin, der Dichterin-Königin Carmen Sylva von Rumänien, gebeten. In seiner überaufgeregten Einbildungskraft hatte Scheffel sich in rasender Eile einen ganzen Roman zusammengezimmert: die Königin könne ihn im Verdacht haben, zu der besagten Schauspielerin in irgend einem „Verhältnisse“ gestanden zu sein. Kurz, eine völlig unnötige, aus der Luft gegriffene Geschichte. Scheffel wies nun mit Entrüstung die Postkarte zum zweitenmal als „nicht bestellbar“ zurück. Der Postmann, dem die Geschichte zu lange dauern mochte, drückte sich an der Läre herum und trug in aller Bescheidenheit sein Sprüchlein vor: „Herr Doktor, Sie müssen die Karte annehmen; Sie können sie ja in den Papierkorb werfen und brauchen sie nicht zu beantworten. Meine Vorgesetzten trugen mir auf, Ihnen zu sagen: Sie müßten sie annehmen.“ Da brüllte Scheffel ihn mit wahrhaft donnerschlägiger Wildheit an: „Ihre Vorgesetzten sind Esel, Esel!“ Der Angedönnerte, etwas bleich und fassungslos geworden, erwiderte kleinlaut: „Herr Doktor, was Sie eben gesagt haben, soll unter uns bleiben, denn es könnte sonst unangenehme Folgen für Sie haben.“ Da stürzte Scheffel sich wie ein Rasender gegen den Tisch, hinter dem ich auf dem Sofa Platz genommen und von wo ich dem Trauerspiel zugeschaut hatte, schlug wie toll mit beiden Fäusten gleichzeitig auf die Tischplatte — ich hielt in aller Eile die taumelnde, zu fallen drohende Öllampe — und schrie aus Leibesträften: „Ich werde an meinen Freund Stephan (den Reichspostmeister) nach Berlin schreiben! Wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben? Ich bin Joseph Viktor von Scheffel!!!“ In diesem Augenblick war mir wie durch Zauberschlag klar geworden, daß Scheffel an krankhafter Selbstüberschätzung leide, was übrigens kein Wunder war. Und was geschah nach diesem schauspielhaften Höhepunkt? Wie bei allen jähzornigen, im Grund aber seelengutmütigen Menschen, kehrte nach dem urgründigen Kraftausbruche das Gleichgewicht erstaunlich rasch wieder zurück. Er selbst fühlte wohl, daß er sich zu weit habe hinreißen lassen; noch etwas keuchend,

aber den feurvollen Hochtou gewaltig herabstimmend, ging der große Mann an die nahe Schiebruhe, zog eine Schublade hervor und langte aus einem Kistchen zwei Hände voll Zigarren, die er dem zuerst sich etwas sträubenden, dann aber die Gabe dankbar entgegennehmenden Knechte Stephans mit den beschwichtigenden, abwiegelnden Worten aufdrängte: „Da — nehmen Sie — und gehen Sie, — wir wollen — Freunde — bleiben ...“

Es ist mir nicht leicht gefallen, einen von mir hochgehaltenen Mann wie Scheffel auch von weniger schönen und edeln Seiten darzustellen, aber ich wollte durchaus der Wahrheit die Ehre geben und sein Wesen nicht beschönigen, wie es fast alle in den bisherigen Schilderungen getan haben.

Als Scheffel am 9. April 1886 starb, weilte ich, von Griechenland heimkehrend, zu Rom.

Die Familie Freiligrath

Am 8. Oktober 1878 betrat ich zum ersten Male das Freiligrathsche Haus zu Cannstatt. Die Witwe des Dichters war noch einige Jahre (1876—81) nach ihres Gatten Tod in den alten, teuern Räumen wohnen geblieben, bis sie nach Düsseldorf übersiedelte.

Andächtig fühlte ich mich in Freiligraths Arbeitszimmer gestimmt; hier war noch alles in frommer Scheu gelassen worden, wie der Dichter es geliebt hatte; noch stand sein Schreibtisch am gewohnten Platze; von unten rauschte das Neckarwehr, dem er so gerne zu lauschen pflegte.

Nur sein Hauptstolz, seine kostbare Bücherei, war zum größten Teil aus äußerlich notwendigen Gründen nach Amerika verkauft worden, wo der reiche, glückliche Besitzer dieser Schätze verständnisvoll ihnen einen kleinen Tempel in seinem Park errichten ließ. Freiligrath hegte grenzenlose Liebe zu seinen Büchern, so daß er sie sogar bei Besuchen im Heime seiner Töchter zu London, wo er sich immer so heimisch und glücklich fühlte, schwer vermisse. Sorgfältig pflegte er die Bücher selbst abzustäuben. Wie alle wahrhaft großgeistigen Menschen war auch er überaus ordnungsliebend. Bei dieser Ordnungsliebe und seinem ungewöhnlichen Gedächtnis wußte er jedes Buch im Dunkeln zu finden. Zwei volle Zimmer waren ursprünglich mit Büchern angefüllt. Rotwollene Vorhänge, für deren Dämmerlicht Freiligrath eine Vorliebe hegte, hingen an den Fenstern; auch liebte er, von seinem Fenster aus die zahllosen Schwalben über den Neckar hin und her fliegen zu sehen; streiften sie nahe dem Hause „Zum alten Hasen“ vorüber, sagte er manchmal scherzend: „Dieses Haus sollte Schwalbeneck heißen.“

Kamen Nachrichten von seinen geliebten, auswärtigen Kindern, so konnte Freiligrath der teuern Gattin ins Auge schauen und ausrufen: „Mir ist aber sehr wohl, Ida! Das Leben ist doch schön! Gott segne die Kinder!“

Sehr streng nahm es Freiligrath mit der Feile seiner Dichtungen, die bis zuletzt angelegt wurde; oft konnte er, halbe Tage brütend, sich auf den passendsten, treffendsten Ausdruck in einem Gedichte bestimmen. Frau Ida berichtete mir nachmals zuweilen, ihr Gatte habe ihr häufig nur einzelne Gesätze neuer Gedichte vorgelesen, weil diese an einzelnen Tagen entstanden seien; so bedächtigt und gewissenhaft habe er daran gemeißelt. Auf Bestellung konnte er niemals dichten. —

1878, bei meinem ersten Besuche, traf ich Frau Ida, geb. Melos aus Weimar, allein zu Hause. Ihre sonst bei ihr wohnende Schwester, Maria Melos, die späterhin das Hauptbindeglied der innigen Freundschaft zwischen Freiligraths und mir bilden sollte, war verreist, was sie nachher oft beklagte; sie meinte gar in ihrer mir gewogenen Herzengüte, als ich sie endlich, 1885, zu Düsseldorf kennen lernte: „Es hätte keine sieben Jahre gedauert, bis Sie wieder unser Haus betraten, wäre ich damals in Cannstatt gewesen.“

Frau Ida, bei edelster, echtester Weiblichkeit eine Frau von männlich triebkraftvollem Geiste, treffend sicherem Kunsturteil, war bis ins Greisenalter von den schwärmerischen Freiheitsgedanken ihrer Jugend erfüllt und glühte, fast überstarken Eifers, für alles, was Volks- und Geistesbefreiung auch nur streifte; vielfach wurde behauptet, so z. B. von Carl Löwe — dem „Balladenlöwe“ —, der zu London im Hause Freiligrath verkehrt hatte, sie sei die umstürzlerische Muse ihres Gatten gewesen und habe ihn zu den wilden Dichtungen der 1840er Jahre begeistert, die eine so verhängnisvolle Wendung in Freiligraths Leben heraufführten. Beide Gatten hatten sich, wiewohl kräftige, alte „Achtundvierziger“, mit dem neuen Deutschen Reiche von Herzen ausgeöhnt. Wegen seiner herrlichen Kriegsdichtungen wurden dem Dichter 1870 sogar von deutschen Fürsten Orden angeboten, die er jedoch mit Rücksicht auf seine ehemaligen Kampf- und Bestimmungsgenossen, aber ohne jede politisch gehässige Spitze, dankend ablehnen zu müssen glaubte.

Hoffentlich kommt eine Zeit, die der Jugend wieder Freiligraths Dichtungen von neuem vor Augen stellt. In Kadettenhäusern wurde der Dichter wegen seiner Revolutionsgedichte vielfach vorurteilsvoll und in schieferm Lichte den Zöglingen dargestellt. Seine Revolutionsdichtungen heute noch politisch auszuschlachten, wäre sicherlich nicht in Freiligraths Sinne gewesen, der sich, wie gesagt, mit dem neuen Deutschland unter Preußens Führung völlig ausgeöhnt und den vaterländischen Gedanken im Jahr 1870 die besten Dichtungen der Zeit geweiht hatte. General

oberst von Loë erzählt in seinen „Erinnerungen“, daß Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar eines Abends im Hauptquartier dem König Wilhelm und den anwesenden Fürsten Freiligraths „Trompete von Gravelotte“ vorgelesen und daß die Augen des Königs sich vor Rührung gefeuchtet haben. Dies ist wohl der höchste Triumph des einzigen Umsturzdichters gewesen, daß ein König von Preußen über seine Verse geweint hat!

Die beiden Schwestern, Ida Freiligrath und Maria Melos, waren Töchter eines Professors Melos in Weimar, der seinen nüchternen, thüringischen Namen Mehlhose in den wohlklingenderen „Melos“ umgewandelt hatte. Nach verbürgter Familienüberlieferung war der Vater einer jener Zwölfe, die Schillers Leichnam zur letzten Ruhstätte getragen haben. Es gab sogar einen Ring mit eingelegtem Haare Schillers in der Familie, den ich selbst noch gesehen habe. Professor Melos hatte zu Weimar auf dringlich wiederholtes Bitten Karl Augusts, der eine leidenschaftliche Vorliebe für englisches Wesen und englische Sprache hegte, ein Fremdenheim für junge Engländer eröffnet; und es gehörte geraume Zeit in England zum guten Ton, an der klassischen Stätte Weimar sein Deutsch zu lernen. Übrigens erwähnt auch Schillers Lotte in ihren Briefen an Knebel den Namen des Professors Melos.

Das Haus Melos war der Familie Goethe nahe befreundet. Die beiden Schwestern spielten als gleichaltrige Genossen fast täglich mit Goethes Enkeln im Garten des Goethehauses und erzählten mir oft: „Wir sind immer so glücklich und heiter bei Goethes gewesen!“ Waren die Kinder besonders artig und der Großvater Goethe in gnädiger Stimmung, so durften sie auch ihn begrüßen. Bald warf er ihnen Zuckersachen in den Garten hinab, bald liefen sie in sein Zimmer, wo stets auf dem Schreibtische Süßfrüchte, an Schnüren gereiht, standen, um die Artigkeit der Kinder zu belohnen. Goethe streichelte ihre Löcher, und sie durften wohl auch ab und zu auf seinen Knien schaukeln. Frau Ida glaubte, sich noch des Anblicks der Leiche Goethes entsinnen zu können.

Nach dem Tode des Professors Melos zog die Witwe für einige Jahre von Weimar fort. Goethe schrieb ihr 1830 ein Abschiedswort mit voller Namensunterschrift ins Stammbuch zur Erinnerung. Und merkwürdig, als wir 1886 einmal zu Düsseldorf in diesem Gedenkbuche blätterten, gewahrten wir mit Schrecken — Frau Ida hatte es im Laufe vieler Jahrzehnte völlig vergessen gehabt —, daß ihre Mutter quer durch die wertvolle Handschrift Goethes den ihr offenbar noch wichtigeren Tagebuch-

vermerkt eingetragen hatte: „Heute starb mein liebes Kanarienvögelchen“ — ein Beweis, daß selbst Olympier bei Lebzeiten nicht so überschwenglich vergöttert zu werden pflegen, als Nachgeborene sich hinterher einbilden mögen.

Ein Handleuchter Goethes — ein Seeperdchen darstellend —, den Maria Melos nach dem Tode des großen Dichters von Ulrike von Pogwisch, der Schwester von Goethes Schwiegertochter Ottilie, zum Andenken erhielt, befindet sich seit 1886 als Geschenk der Beschenkten in meinen Händen.

Die aus Alt-Weimarer Zeit berühmte Malerin Luise Seidler malte Ida Melos in ihrem zwölften Jahr. Auf vieles Bitten saß sie der Künstlerin, die mit der Mutter Melos innig befreundet war, zu einem Bilde, das der Dresdener Kunstverein ankaufte. Goethe hatte der Künstlerin den Gedanken dazu gegeben: „Einbildungskraft und Erinnerung schweben, lebensgroß, über Rom dahin.“ Die Einbildungskraft, zu der Ida saß, hält die Leier in Armen, indem sie begeistert emporblickt; die Erinnerung zupft sie leis am Gewande. Das Bild machte 1830 viel Aufsehen und die Künstlerin erntete Anerkennung in Menge. Aus Dankbarkeit malte Luise Seidler die junge Ida nochmals für ihre Mutter: in langen, kastanienbraunen Mädchenzöpfen, in rotem Gewand und mit der Leier, genau mit der selben Haltung des Kopfes wie auf dem Bilde für die Öffentlichkeit. Ida muß als Mädchen sehr schön gewesen sein; noch als Greisin, da ich sie kannte, war sie eine eindrucksvolle Erscheinung; nur der Glanz ihres Auges war durch schwere, sich zuletzt fast zur Blindheit steigende Kurzsichtigkeit wie verschleiert; sie pflegte nur mit Bleistift auf fliegenden Blättern ihre geistvollen, an treffenden, schlagenden Bemerkungen reichen Briefe zu schreiben. Die innerlich stets für Freiheit Glühende muß ein unablässiges Kühlungsbedürfnis gefühlt haben: ohne daß ihre schönen Hände mit einem Fächer spielten, kann ich mir sie kaum vorstellen . . .

Da Freiligrath zum erstenmal als Bräutigam ins Zimmer seiner Schwiegermutter trat, fielen seine Blicke sogleich auf das Bild von Luise Seidler; er betrachtete es sinnend täglich und sagte zu seiner Braut: „Siehe, schon als Kind hast du ahnungsvoll meine Leier gestimmt.“ Zuletzt hat Freiligrath Idas Mutter so lange, bis sie ihm das Bild schenkte; seitdem hing es stets in der Arbeitsstube des Dichters.

Mit unsäglicher Liebe hing Freiligrath an seinen Kindern, vorab an seinem Sohn Otto, der 1873 zu Stuttgart als Einjährig-Freiwilliger starb; von seinem Tod an war der Vater ein gebrochener Mann; nie

durfte man in der Familie von dem erschütternden Gedicht „Otto zu Wolfgangs Hochzeit“ sprechen . . .

1885, nach siebenjähriger Pause, während deren wir aber immer in gelegentlichem Brief- und Kartenwechsel geblieben waren, trat ich zu Düsseldorf zum zweitenmal in die Familie, um von nun an jahrelang der regelmäßig wiederkehrende Wohngast zu sein, der auch später noch, an der Lebensneige der Frau Ida, seinen Besuch in London abstatte durfte, wohin sie zuletzt übergesiedelt war.

Die beiden alten Schwestern, die verwitwete Ida und die unvermählte Maria, wohnten im Hause bei Percy, Freiligraths jüngstem Sohn, und seiner jungen, zu Scherz und Ernst des Lebens gleich edel gestimmten Gattin Jutta, geb. Buchner, der Tochter des verdienten Freiligraths lebensbeschreibers und Mädchenschulvorstandes Wilhelm Buchner in Krefeld. Es war ein seltenes Vierblatt, so ein recht gleichgestimmtes Glücks- kleeblatt. Maria Melos konnte zuweilen die andern umarmen und ganz beseligt ausrufen: „Wir sind so gute Kameraden!“

Wie gemütlich war es, oben im „Küchensalon“ mit den beiden lieben Alten den von Maria bereiteten Frühstückstee einzunehmen und sie von vergangenen Zeiten erzählen zu hören! Da gab es fast keine irgendwie bedeutendere Erscheinung des 19. Jahrhunderts, die nicht im Geiste wie der heraufstieg, die nicht Freiligraths Haus gestreift hätte! Die seltenen Schwestern priesen sich glücklich, daß ihre Erinnerungen in die wunder- volle, wie von Heiligenschein umflossene Goethezeit hinaufreichten, daß sie als Kinder noch „jene Sonne des Geistes schauen durften“. Die Zahl der Glücklichen, die darum beneidet werden konnten, ist damals schon äußerst geschmolzen gewesen und jetzt völlig erloschen. Heute, da jene un- vergeßlichen, glanzumronnenen Düsseldorfer Herbstbesuche so lange schon hinabgerauscht sind, leuchten mir die Briefe der lieben Schwestern wie wahre Erinnerungsschätze; besonders die von Marias Hand in ihren mit blauer Tinte geschriebenen, großzügig/regelrechten, altmodisch-schönen Schriftzügen; meint man doch, aus ihnen die unsäglich liebevoll, seelen- gütig und treu blickenden Augen der Schreiberin herausblitzen zu sehen und den zum Herzen dringenden Ton ihrer Stimme herausstöhnen zu hören. Vom Sommer 1885 bis zum Herbst 1888 verging keine Woche, ohne daß der Postbote mir einen langen, inhaltvollen Brief dieser treuen Seele auf den Tisch legte! Trotz des großen Altersunterschieds von 35 Jahren nannten wir uns bei Vornamen. Von jedem Ausflug erhielt ich Nachricht von ihr; einmal aus Schlessien schrieb sie mir jubelnd, voll

harmloser Kinderlust: sie habe, da ich nicht persönlich habe herbeigezaubert werden können, wenigstens meinem Lichtbilde die schöne, aussichtreiche Gegend gezeigt! Gibt es heutzutage noch viele solche Menschen wie jene Maria Melos aus dem alten Weimar?

Im Frühjahr 1885 hatte mir Frau Ida anlässlich einer Reise nach Weimar — es war das erstemal, daß sie den Boden ihrer Heimat nach dem Tod ihrer Jugendfreunde, der Enkel Goethes, wieder betrat, und zufällig auch kurz nach dem Heimgang des bayrischen Dichters Karl Stieler — geschrieben: „Am tiefsten hat mich das Scheiden des Jugendgespielen Walter von Goethe bewegt. Noch vor vier Jahren, als ich nach vierzigjähriger Abwesenheit meine Vaterstadt zum ersten Male wieder besuchte, war er so freundlich, lud mich zum Kaffee im alten Hausgarten, der fast täglich Zeuge unserer Spiele gewesen war, brachte sogar die silberne Kaffee- und Milchkanne der Frau Kat zum Vorschein dabei, mir zu Ehren, wie er sagte; er erinnerte sich an hunderterlei, was ich vergessen hatte, und führte mich endlich noch einmal überall herum in den geliebten, heiligen Räumen des Hauses . . . Auch Stielers Tod hat mir wehe getan, obgleich ich ihm persönlich nie begegnet bin. Sein Vater verkehrte in meinem elterlichen Hause, als er Goethe malte im Jahre 1828; ich war damals zehn Jahre alt, erinnere mich aber wohl der reizenden bayerischen Lieder, die er mit einem Lächelchen etwa in meinem Alter zur Gitarre sang.“

Und Maria Melos, die im selben Jahr 1885 gleichfalls Weimar besuchte, schrieb mir am 2. August von dort: „Im Laufe des Nachmittags ging ich nach Goethes Haus, sagte dem dienenden Geist in der untern Stube, daß ich gern durch den Hausgarten gehen möchte, und konnte dort so recht meinen Gedanken nachhängen. Wie erzählte mir jeder Baum, jeder Weg von den frohen Kinderjahren, in denen ich hier gespielt und gelacht hatte. Ich meinte, den ‚Alten, Unerreichbaren‘ im grauen Tuchhausrock oder im Mantingrock jene hölzernen Stufen hinunterschreiten zu sehen, um unsere Spiele zu beobachten, uns zu loben oder auch zu tadeln. Unter den Fenstern seines Studierzimmerchens stand ich lang und gedachte der Zeiten, in denen sich jene Fenster regelmäßig öffneten, wenn wir unten spielten. Da wurden uns Bonbons und Zuckerwerk aus Frankfurt am Main heruntergeworfen, oder wir durften hinaufkommen und erhielten ein Gläschen süßen Weins, der auch aus Frankfurt kam und der nur sehr Begünstigten gereicht wurde, wie uns dann Eßermann erklärte. Da ich die kleinste war, so wurde mir manchmal der Vorzug zuteil,

aufs Knie gehoben zu werden, was mich aber schon damals mit einem solchen Schauer der Ehrerbietung erfaßte, daß ich kaum wagte, die Augen aufzuschlagen. Freilich kam auch meine große Schüchternheit dazu. Versunken in alte Erinnerungen, wanderte ich lang umher und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch einmal die Treppen des Hauses hinaufzugehen und die liebgewonnenen Räume zu betrachten . . . Dann zum Friedhof und von da durch den Park zu Goethes Gartenhaus. Die Pforte stand offen . . . und ich wanderte auch hier lang umher und meinte, den Unsterblichen noch unter jenen Bäumen sitzen zu sehen, oder jenen Gang auf und ab zu schreiten, der mit Malven bepflanzt war. Auch das Haus stand offen, und ich ging hinein und ruhte mich aus. Zum letztenmal war ich noch mit Walter Goethe hier gewesen und hatte lange mit ihm beim Kaffee geplaudert. Daß ich traurig war, werden Sie wohl verstehen."

Mit besonderer Wärme erzählten beide Schwestern öfters von Eckermann und behaupteten, er werde allgemein unterschätzt, was auch gewiß glaublich ist; sicher hätte Goethe einen durchaus unbedeutenden, nichtigen Menschen keineswegs dauernd in seiner Nähe geduldet, noch gar seines Umgangs gewürdigt. Schon allein der Gedanke, Goethes Aussprüche sofort festzuhalten, und dies lange Jahre mit eiserner Folgerichtigkeit durchzuführen, zeigt ihn als außergewöhnlichen Menschen und beweist, daß er Bedeutung und Größe Goethes vollauf zu würdigen wußte. Die „Gespräche Goethes mit Eckermann“ waren naturgemäße ein Lieblingslesewerk der Schwestern. Im Winter 1851/52 wohnte Maria wieder in Weimar, wo sie Eckermann oft besuchte und er oft zu ihr kam; damals lebte sein Sohn Karl bei ihm, der sich zum Tiermaler ausbildete. —

Aber Gottfried Kinkel, mit dem sie sich doch als umstürzlerisch-gleichgestimmten Geist hätte vielfach berühren müssen, sprach Frau Ida merkwürdig wenig anerkennend. Mit Recht meinte sie auch, der Capfeilersatz in seiner Dichtung „Otto der Schütz“: „Daß der Mann sich selbst sein Schicksal schaffe“, enthalte im Grunde nur eine halbe Wahrheit. Mit großer Liebe sprach sie dagegen von Kinkels Gattin, Johanna, für die sie innige Freundschaft hegte. Bekanntlich ist Johanna Kinkel in London zum Fenster hinausgestürzt, und es hat nicht an Stimmen gemangelt, die von Selbstmord munkelten; zumal Johanna in ihrem Roman „Hans Ibeles“ ihr eigenes Leben mit erschütterndem Ausgang geschildert hatte. Frau Ida trat jedem Glauben an Selbstmord Johannas aus Überzeugung schroff und mit der ihr eigentümlichen, ich möchte sagen, spitz gereizten Schärfe entgegen und behauptete, die Kinkelsche Ehe sei durch

aus glücklich und der Sturz aus dem Fenster ein unbeabsichtigtes Unglück gewesen. Johanna litt an heftiger Engbrüstigkeit und eilte in ihren schweren Erstickungsanfällen zur Fensterbrüstung — die nach englischer Bauart ziemlich niedrig war —, um tiefauf frische Luft zu schöpfen, wobei sie sich überstürzte.

Eine Tochter Kinkels, Frau von Usten, lernte ich bei Emil Rittershaus in Barmen kennen, als wir am 1. Juli 1885 einen Ausflug zu dem Wuppertaler Dichter unternahmen. Die gute „Möhme“ — wie Frau Ida mit Rosenamen im häuslichen Kreise hieß — hatte längst einen Besuch dort versprochen gehabt; ihrer außerordentlichen Kurzsichtigkeit halber konnte sie ihn nicht allein ausführen und vertraute sich meiner Führung an.

Rittershaus, dessen Dichterbedeutung von dem modernen Nachwuchs stark heruntergesetzt zu werden pflegt, dessen außerordentliche Redners und Erzählergabe wir schon von einem gemeinsam bei Scheffel verlebten Tage her kennen, war ein alter, sturmerprobter Freund des Hauses Freiligrath. Seiner Unermüdblichkeit und Opferwilligkeit war es in den 1860er Jahren nicht zum wenigsten zu danken gewesen, daß der „Nationalbank“, jene zu Freiligraths Gunsten veranfaltete, großartige Volkschenkung zustande kam, die dem alternden Dichter die Mittel gewährte, aus der Londoner Verbannung heimzukehren, seine kaufmännische Geschäftsstube zu verlassen und in der ersehnten, geliebten, deutschen Heimat einen sorglosen Lebensabend zu genießen. Als die Zeitungen der Welt die Nationalbanksumme — es waren meines Wissens 60000 Taler — offenbar gemacht hatten, erhielt Freiligrath so ungeheuerlich viele Bittbriefe von allen möglichen notleidenden Dichtern, Schriftstellern und sonstigen Kunstbesessenen der ganzen Erde, daß er, wie mir Frau Ida scherzend erzählte, genau die dreifache Summe hätte herauszahlen müssen, hätte er mit seinem guten Herzen alle Bittsteller befriedigen wollen.

Kein Freund und Verehrer deutschen Schrifttums darf diese Groß- und Edeltat Emil Rittershaus jemals vergessen. In Vorträgen, Aufsätzen, Gedichten hat er unablässig die Erinnerung an Freiligrath, die Begeisterung für ihn und sein ergreifendes Schicksal im Herzen des deutschen Volkes rege zu halten, zu schüren gewußt. Rittershaus steht als Mensch und Freund in wahren Sonnenglanze da.

Freiligrath hatte, wie mir Ida und Maria einstimmig versicherten, Musik sehr geliebt; im Gegensatz zu Scheffel, für den, wie er mir selber einmal sagte, Musik nur ein „unangenehmes Geräusch“ war. Mozart war der besondere Liebling Freiligraths. Er sang häufig und gern, ohne Noten

zu kennen, hatte ein vorzügliches Gehör und eine höchst angenehme, wohlklingende Stimme, wenn sie auch nicht geschult war. Volkslieder, die ihm alle geläufig waren, sang er besonders gern; manchmal im Familienkreis oder wenn er mit den Seinigen spät aus Gesellschaft heimkehrte, sagte er zu seiner Schwägerin Maria: „Nun wollen wir noch einen Choral singen!“ Dann stimmte er sein Lieblingslied „Befiehl du deine Wege“ mit so reinem Einsatz an, daß man kaum glauben konnte, er habe Gesang nicht als Fach betrieben. Freiligrath konnte so harmlos heiter sein, wie nur Menschen mit goldreinem Kinderherzen sein können; dann rief er wohl auch: „Mariechen, laß uns einen pas de deux tanzen!“ Nun faßte er seine beiden Rockenden mit zierlichem Griff und erinnerte sich der „pas“ beim Tanzlehrer Amor in Soest; und Mariechen, die ihre beim alten Prinzessinentanzlehrer Monsieur Lépitre in Weimar gelernten „pas“ auch nicht vergessen hatte, tanzte mit ihm, bis sie beide vor Lachen nicht weiter konnten. So war Freiligrath in heiterer Stimmung daheim häufig zu scherzhaftem Ull aufgelegt; im Spasse pflegte er Ida und Maria gerne „das gefeierte Schwesternpaar“ zu nennen. Zu der Heiterkeit Freiligraths trug wohl nicht wenig seine gute Gesundheit bei; er hatte so scharfe Augen, daß er die Sichelform der Venus mit unbewaffnetem Gesichte sehen konnte und erfreute sich am Glanze dieses Sternes noch im Winter 1874/75, als die Venus durch die Sonne ging; damals war sie Morgenstern und erreichte am 14. Januar ihren Glanzpunkt. Freiligraths Bett stand zu Cannstatt so, daß er den östlichen Himmel und den Neckar zu schauen vermochte, in dem das Sternbild eine strahlende Brücke baute, so groß und kräftig war der Glanz. „Nie werde ich die Pracht des leuchtenden Gestirnes vergessen,“ sagte mir Maria, „welches auch Ferdinands Auge hell leuchten ließ.“

Oft scherzten wir über die völlige, dichterische Unbegabung des Dichtersohnes Percy Freiligrath, der eine große Holzsägerei (Firma Wiens u. Comp.) in Düsseldorf gegründet hatte. Der Vater Freiligrath hatte vor Zeiten die „Tanne“ in einem herrlichen Gedichte besungen, der Sohn Freiligrath handelte mit Tannenholz; und doch steckte in diesem „Holzwurm“ Percy ein Stück echten, handgreiflichen Freiligraths. Hatte er doch in früherer Jugend ein Trapperleben an der Indianergrenze in Nordamerika geführt und die wilden Abenteuer, von denen der Vater nur gesungen, tatsächlich am eigenen Leib erprobt und durchgekämpft. Percy war an Kraft und Größe nahezu ein hünenhafter Mensch, ehrlich und zuverlässig. Zum ersten Male war ihm die Bedeutung seines Vaters zu

Köln aufgegangen, als er ihn bei seiner Heimkehr nach Deutschland 1868 — Percy war damals 16 Jahre alt — begleiten durfte, und die Verehrer Freiligraths im Kölner Gürzenich ihm ein Festmahl veranstalteten. Der Gefeierte war bekanntlich kein großer Tisch- oder gar Stiegreisfredner, und so hatte er, wie er in solchen Fällen pflegte, vorher einen dichterischen Trinkspruch zu Papier gebracht; den wollte er eben hervorlangen, aber wehe! er zog unterm Jubel der Anwesenden statt eines zerknitterten Papierfetzens mit den festlichen Strophen seine — Rückfahrkarte nach London aus der Westentasche hervor! —

Maria Melos, die alte Freundin Gottfried Kellers, hatte eine merkwürdige Verehrung für Johannes Hus, dessen Geburts- und Todestag (6. Juli) sie stets „im stillen feierte“. Ihr Lieblingsdichter war Hölderlin; sie war eine sinnige, beschauliche Natur; wenn es dunkelte, stand sie gern am Fenster und lauschte den Abendglocken oder dem Einläuten des kommenden Sonntags. Zur Osterzeit erhob sie sich früh morgens, wenn alles im Hause noch schlief, um in köstlicher Morgenstille für sich Ostern zu feiern; denn solche „Seelensammlung“ stimme den ganzen Tag heiter. Ein unverbrüchlicher Unsterblichkeitsglaube besetzte sie: so freute sie sich, wie sie mir manchmal sagte, meine Mutter, der sie niemals im Leben begegnet war, im Jenseits zu sehen. Sie, die schwächliche, zarte, die nur 66 Pfund wog — sie scherzte gerne, sie wiege genau so viele Pfund, als sie Jahre zähle —, hatte einen großen Teil ihres Lebens mit Krankenpflege verbracht; sie meinte, dieses sei ihre einzige Begabung. Maria war tiefreligiös: mit jedem durchlebten Jahre freute sie sich, wie sich ein Wanderer freut, wenn er von ferne die traute Heimat erblickt und sich glücklich fühlt, dem Ziele nahe zu sein . . .

Daß ihre Erinnerungen weit ins 19. Jahrhundert hinauf reichten, konnte man aus ihrem überaus fesselnden Stammbuch ersehen. Da hatte sich bereits im Januar 1846 Gottfried Keller eingezeichnet; mit Bezug auf sein Gedicht „Die Welle“ hatte der dem jungen Deutschland angehörige W. L. Follen (sprich: Follén) einige Strophen hergesetzt, und Emil Mittershaus hatte fast vierzig Jahre später in sinniger Weise den Faden zu Ende gesponnen; aber auch Hoffmann von Fallersleben, Simrock, Kinkel, Geibel, Arnold Ruge, Walter von Goethe, selbst Heinrich Stieglitz, der Gatte jener unglückseligen Charlotte, die zur vermeintlichen Befreiung und Entfaltung der Dichterbegabung ihres Mannes selbstmörderisch Hand an sich gelegt hatte, fehlten nicht; sogar der stachelzüngige Witibold Saphir hatte hier das Brillantfeuerwerk seines Spottes spielen lassen.

Gerne sprach Maria beim Blättern in diesem denkwürdigen Buche von alten, vergangenen Zeiten; so von Freiligraths Trauung in der Kirche zu Neuhausen am 20. Mai 1841: „Noch sehe ich die beiden am Altar knien, den Segen zu empfangen. Ferdinand so glückstrahlend, die edle Sitra umwallt von weichen, feinen, dunkeln Haaren; Jda mit kastanienbraunen Locken, durch die sich der blühende Myrtenkranz schlang. Wo sind die Jahre hingerauscht?“

Als sie mir Freiligraths „Glaubensbekenntnis“ in der Urausgabe von 21 Druckbogen schenkte — Werke über 20 Bogen waren nach altem Preßgesetz zensurfrei, daher druckte man bei irgend beanstandbaren Sachen äußerst verschwenderisch nur wenige Zeilen auf einer Seite —, da meinte sie: „Ihr jungen Leute könnt freilich keine Ahnung haben, durch welche Drangsal und Schrecken eure Vorkämpfer gehen mußten. Wenn ich an jene Zeit denke, kommt es mir oft märchenhaft vor, daß man sie mit durchlebt hat; es dünkt mich, als wäre dies alles im grauen Altertume geschehen.“

Bei meinem letzten Düsseldorfer Aufenthalt zu Marias Lebzeiten — im September 1888 — wallfahrteten wir zusammen hinaus an Immermanns Grab, wo ich Jda und Maria das schöne Gedicht Freiligraths auf Immermann vorlas. Ich war Marias letzter Gast. Am 8. Oktober 1888 — auf den Tag zehn Jahre, nachdem ich zum ersten Male zu Cannstatt das Freiligrathsche Haus betreten — ist sie sanft an einem Blutsturze gestorben. In einem Sarge von Lannenholz, umgeben von einem Kranze silberner Eichenblätter, ist die Freundin des Waldes auf dem Friedhofe zu Bill bei Düsseldorf hinabgesenkt worden.

Der Wunsch Marias, mich in meinem süddeutschen Heime zu besuchen, ist niemals erfüllt worden. Dagegen weilte Frau Jda nebst ihrer Schwiegertochter Jutta im Sommer 1889 einige Tage bei meinem Vater und mir zu Gaste. Mein Freund Mainzer, der gesangeskundige, trug ihr in einem zu ihren Ehren veranstalteten Hausmusikmorgen bei sich zahlreiche Freiligrathsche Dichtungen in Carl Loewes Vertonung vor; bei den Klängen des „Nebo“ brach die ehrwürdige Greisin in tiefes Schluchzen aus und noch nach Jahren, als mein unglücklicher Freund längst im Wettersteingebirg abgestürzt war, sagte sie mir in dankbarer Nührung: „Ich werde den Morgen in seiner Wohnung nie vergessen . . .“

Im Februar 1891 hatte ich zu Berlin eine ergreifende Predigt des mir befreundeten Hofpredigers Emil Frommel in der Garnisonkirche gehört, die mit Freiligraths berühmten Worten schloß:

„O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.“

Als ich in meine Hospizwohnung heimkehrte, lag eine Drahtnachricht aus Düsseldorf auf dem Tische, die den plötzlichen Tod Percys meldete und mich zu beschleunigtem Kommen aufforderte; ich befand mich sowieso auf dem Wege nach Düsseldorf. Ich teilte Frommel das erschütternde Zusammentreffen alsbald mit und reiste umgehend zu der tiefbekümmerten Familie. Percy, der riesenhafte, scheinbar gegen Krankheit und menschliche Schwäche gefeit, war, gleich einer blitzgetroffenen Eiche, mitten aus vollblütigem Leben heraus, als Leiche dahingefunken. Trauervolle Tage folgten, die in gemeinsamem Durchleben unserer treuen Freundschaft die höchste Weihe und unverbrüchliche Dauer gaben.

Bald darnach löste sich der Düsseldorfer Haushalt auf: die alternde, immer hinfalliger werdende „Möhme“ zog zu ihrer ältesten Tochter Käthe Freiligrath-Kroeker, der hochbegabten Übersetzerin der Werke ihres Vaters und Heines ins Englische, nach London, und Jutta, die schwer bekümmerte, finderlose, junge Witwe kehrte nach dem traurigen Schiffbruch ihres Lebensglückes wieder ins elterliche Haus zurück und sah im kommenden Jahrzehnt so ziemlich alles, was ihr lieb war und sie an diese Erde fesselte, um sich dahinsterben . . .

1893, in ungewöhnlich heißen, englischen Sommertagen, weilte ich gastweis in der Villa Cedar Lodge, dem stillfriedlichen Sitze der Familie Kroeker zu Foresthill, einem ländlich schönen Vorort Londons; dort in parkartigem Garten unter der haushohen, berühmten Layodie saßen wir schattensuchend zusammen und manches gute, erhebende Wort ward über alte Zeiten und dahingegangene Menschen noch ein letztes Mal gesprochen.

Auf grünem Rasen hatten wir im Garten den Tisch zum abendlichen Mahle gedeckt und schwelgten in Gesprächen, wie nur die Menschen der Renaissance bei ihren Wählern tun konnten.

Über allen Gesprächen Frau Idas lag es wie friedlicher Abendschein und sonnige Abgeklärtheit des Alters. Ihre Freude waren ihre prächtigen Enkel und Enkelinnen Wiens, die Kinder ihrer zweiten Tochter Luise. Aber die edle Greisin sollte noch manches Schmerzvolle erleben müssen, bevor sie am 6. Februar 1899 diese Welt verlassen durfte. Ihren Schwiegersohn Eduard Kroeker, an dem sie mit großer Liebe hing, und der noch in seinem 60. Lebensjahre von der Lungenschwindsucht ergriffen ward, sah sie vor

sich ins Grab sinken. Im Herbst 1896 drückte ich als letzter der deutschen Freunde dem Todgeweihten zu Badenweiler die erkaltende Hand. Käte lehrte von der Riviera, wohin die Ärzte den fast schon am Heimweh sterbenden Gatten zuletzt noch geschleppt hatten und wo er zu Nizza sein meerrumrauschtes Grab fand, in tiefem Winter als gramgebeugte Witwe zur alten, verwitweten, mit ihr klagenden Mutter nach England heim. Käte Freiligrath-Kroeker ähnelte ihrem Vater außerordentlich; ein Gips-
hochbild, das ich als nur einmal vorhandenes Stück aus Freiligraths Jugend von der Familie schon zu Beginn unserer Freundschaft zum Geschenk erhalten habe, könnte die Tochter im Kopfumriß vorstellen. Auch Käte, die so kräftig schien und eine lange Lebensdauer verhieß, ist im Frühjahr 1904, ihren Freunden unerwartet schnell, heimgegangen.

Zum letzten Male war es im Herbst 1900, daß ich Käte Freiligrath-Kroeker, die auch einige meiner Dichtungen vortrefflich ins Englische übersetzt und in ihrer lesenswerten Blütenlese „A century of German poets“ veröffentlicht hat, in diesem Leben schauen durfte. Sie und ihre Schwägerin Jutta, Percys Witwe, hatten in der alten, freiligrathberühmten „Krone“ zu Ahmannshausen eine Zusammenkunft mit mir verabredet, und es waren herrliche, unvergeßliche Frühherbsttage am Rhein, am Strome, der Freiligraths Tochter so viel von Ruhm, Glück und Leid ihrer Eltern zu erzählen hatte.

Jutta Freiligrath weilte noch wiederholt in meinem Karlsruher Hause zu Besuch, freundete sich mit meiner Frau herzlich an, bevor sie zu Locarno, wo sie in Gemeinschaft mit ihrer edeln, trefflichen Schwester Marie Buchner eine letzte Heimstätte unter Bäumen und Blumen gefunden hatte, am 17. Juli 1911 ihre Augen für immer schloß.

Die Erinnerung an die Familie Freiligrath ist für mich ein Seelenheiligtum und wird den Rest meines Daseins mit hellem, mildem Glanz überstrahlen.

Von Menschen und Dingen allerhand

Die Insel Langenau; die Heinrichsstimme; die Rache der Abtissin. Im Rheinbessischen, zwischen Mierstein und Mainz, streckt sich, dem rechten Rheinufer nachbarlich vorgelagert, ein anderthalb Stunden langer, schmaler Inselstreif: die Langenau. Dieses Eiland war während mehr als vier Jahrzehnten fast alljährlich mein Ausflugsziel, daher gewissermaßen meine zweite Heimat.

Das Inselgut gehörte der freiherrlichen Familie von Molsberg, die den Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg, zu ihren Ahnen zählt. Die Einsamkeit des Ufers bot jeden Reiz einer Robinsonade nebst allen Schauern abenteuerlicher Inselromantik.

Um einen geräumigen Hof lagerten zwei stattliche Wohnhäuser, Scheuern und Wirtschaftsgebäude. Das alte, ursprüngliche, weitgedehnte Stammshaus stand schon etliche hundert Jahre und war vorzeiten ein sogenannter Freihof: flüchtige Verbrecher hatten, solange sie in seinen schirmenden Mauern weilten, keine Verfolgung zu befürchten; freilich durften sie nicht einmal den Hof betreten; einen Schritt aus dem Haus — und sie waren dem Gesetze verfallen.

Allerlei Sagen von Mordtaten gingen um. In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatte ein Pächter auf dem ungeheuern Hauspeicher seinen Knecht aus falschem Verdacht erstochen und den Leichnam im „kleinen Rheine“ versenkt. So nannte man den schmalen, seeartigen Arm des Stromes, der die Insel vom rechten Ufer scheidet und der von mir in hundert wohlabgemessenen, weitausgreifenden Armbewegungen bequem durchschwommen wurde. Frühe, wenn der Tau in den Gräsern funkelte, mittags, wenn der ferne Donner am Sommerhimmel grollte, sogar in später Nacht bei Mondschein ward geschwommen und wieder geschwommen.

Alle Freuden ungebundenen Landlebens taten sich mir auf: ich habe gesät, gepflügt, Honig geschleudert, Fischneze gestellt, Enten gejagt. Nie

haben Fische mir besser gemundet als die selbstgefangenen. In einer Gartenlaube dicht am Rheinufer hängten wir farbige Lämpchen am Abend auf, schwelgten in Pfirsichbowle, bekränzten uns festlich mit Efeuranzen — was wir eine „Attische Nacht“ hießen! — und spähten zu den nachtdunkeln Bergen von Laubenheim hinüber, auf denen die Sedanfeuer zum Himmel loderten. Klängen dann die Töne des Waldhorns über mondbeschienene Wiesen von fernher — ein freiwilliger Hilfsarbeiter verstand trefflich, es zu meistern —, so hätten selbst Eichendorff und Lenau helle Freude daran gehabt.

Im Kleinen Rheine lag ein von Brombeerhecken dicht und dornröschenhaft umsponnenes Inselchen — wir hatten es „Drbasan“ getauft —, da zündeten wir unter einem mächtigen Eichbaum ein flackerndes Wiesenfeuer an und tanzten darum in seligem Jugendüberschwange.

Doch ging es keineswegs immer so friedsam und stillebig zu: manchmal verschleuchten wir nachts mit geladener Flinte die Obstdiebe, die von benachbarten Dörfern in Rähnen über das Wasser kamen und im hohen Schilf sich versteckten, um im Schleier der Dunkelheit ihr finsternes Handwerk zu verrichten. Mancher Schreckschuß ward ins Nachtfenster hinaus gefeuert.

Einmal jagten wir Obsträubern eine gewaltige Beute glücklich ab, die sie zu nächtlicher Heimholung unter uralten Weidenbäumen in tiefer Grube schon sicher geborgen wähten. Frau von Molsberg, meine treue, mütterliche Freundin, lauerte manche Nacht, wenn ihr Gatte mit den Kindern abwesend war, hinter herabgelassenem Rolladen mit gespanntem Hahn, um zu erlauschen, ob kein verdächtiger Rudererschlag auf dem Rheine sich rege.

In einem und demselben Jahre (1892) verlor die Gutsherrin ihre beiden Kinder: die kluge, blühende Tochter Sophie starb an „galoppierender“ Schwindsucht, und ihr einziger Sohn Heinrich, schon dreißigjährig, suchte freiwillig seinen Tod im Rheinstrom — er war der letzte männliche Sprosse seines Hauses. Leider ist der alte Freiherr, sein Vater, der wie ein afrikanischer Selbstherrscher — er hieß in meinem Elternhause mit Übernamen „Der wilde Aschanti“ — seine Familie maßlos unter der Fuchtel hielt und selbst vor Tätlichkeiten nicht zurückschreckte, von der Mitschuld an diesem furchtbaren Trauerspiele nicht freizusprechen. In ihrem Niobeschmerze gestand mir einmal die gebeugte Mutter: am liebsten wärfe sie eine brennende Fackel ins Hausdach — denn „unter keinem Dache Deutschlands wohne tieferes Herzeleid“ — und verlasse Haus und Heim, um in die weite Welt

hinauszuwandern, ohne nur einen Blick zurückzutun. Eigenartigerweise ging ein Jahr nach ihrem Tode das alte Stammhaus auf unerklärtem Wege wirklich in Flammen auf, und kein Stein bezeichnet heute mehr seine Stätte ...

Die Insel, deren nach Mainz schauende Nordspitze die „Nonnenau“ heißt, spielte zur Zeit der Belagerung von Mainz (1793) eine Rolle. Goethe hat sie besucht und erwähnt ihrer kurz im Beginne seiner Kriegsschilderungen. Eine Schiffbrücke war damals von ihr nach dem Festlande hinüber geschlagen. Im Hausgarten des Inselgutes hoben sich noch etliche Hügel, die als Gräber von Franzosen und österreichischen Rotmänteln (Kroaten) bezeichnet wurden. —

Ähnlich wie zur Vorzeit eine Geisterstimme „Der große Pan ist tot!“ am Meeresgestade gerufen haben soll, so ging auch auf dieser abgelegenen Rheininsel eine Stimme, die von Zeit zu Zeit gehört ward und bei tiefer Stille deutlich einen Namen, und zwar seltsamerweise mit Vorliebe „Heinrich“ rief. In Heiden, Steppen, an einsamen Ufern wird diese Erscheinung zuweilen beobachtet. Ob es aus Wellenschlag, ob aus Schilfrohrgeflüster entsteht und, durch Schall vergrößert, weitergetragen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Der russische Dichter Gogol schreibt in einem seiner Romane: „Ohne Zweifel ist es euch schon vorgekommen, daß ihr eine Stimme hörtet, die euch beim Namen rief ... es pflegt stets bei sonnenhellen Tagen zu geschehen, an denen kein Blättchen im Garten raschelte, ringsumher Grabesstille herrschte, sogar das Heupferdchen zu zirpen aufhörte und keine Seele im Garten war. Ich gestehe, daß selbst wenn der rasendste Sturm in der Nacht mich überfiel, ich mich vor ihm nicht so fürchte, wie vor der unheimlichen Stille eines heitern Tages“ ...

Genug. Eines drückend heißen Sommervormittags von 1883 wanderte ich über die Insel von der Nordspitze her, aus dem Nachbardorfe Einsheim zurückkehrend. Eine außerordentliche Stille umfing mich. Da plötzlich hörte ich ganz kurz abgebrochen, aber mit größter Deutlichkeit hinter mir wiederholt meinen Namen „Heinrich“ rufen. Ich blickte zurück, ohne jemanden zu gewahren, und schritt weiter. Nach kurzer Pause rief es mit auffallend langer Betonung der letzten Namenssilbe überaus deutlich: Heinriiiiiich!, so daß es mir durch Mark und Bein ging und mich, ich will es nicht leugnen, ein Schauer von Gänsehaut überflog; denn in dieser Stimme lag etwas unendlich Klagendes, fast Flehendes. Ich dachte geheim bei mir: die Kinder vom Gut und ihre Gäste sind mir wohl entgegen gegangen und verbergen sich, mich foppend, hinter den Hecken am Wege.

Ich schaute nun aus scherzweisem Troge nicht zum zweitenmal um, damit sie glauben sollten, ich habe sie gar nicht gehört. Ich lief nur schnell und schneller und erreichte den Gutshof der Langenan gerade noch recht zur Mittagessenszeit. Da ich wähnte, die Gesellschaft sei noch zum Teil unterwegs, kleidete ich mich gemächlich um, bis plötzlich ungeduldig nach mir geschickt wurde mit der Meldung: alles warte längst auf mich! Ich trat in das Speisezimmer und behauptete lachend: sie müßten sich von der Schleuse her aber sehr gesputet haben, daß sie mir schon zuvorgekommen seien, denn ich habe sie ja kurz zuvor dort meinen Namen rufen hören. Da jedoch entstand großes, allseitiges Erstaunen; ich berichtete mein Erlebnis, und die Eingeweihten riefen einhellig: Nun, jetzt hast du heute selber einmal die Heinrichsstimme vernommen! Unter dieser Bezeichnung war die Stimme längst eine Vertraute der Inselbewohner.

Doch nicht diesen Namen ausschließlich rief der unaufgeklärte Schall, und nicht bloß an stillen Sommertagen ertönte der unheimliche Klageruf. Frau von Molsberg saß eines Nachts lesend und stierend noch spät in ihrem Zimmer und, wohlbemerkt, sie war keine zur Romantik neigende Persönlichkeit, die von Wahnbildern heimgesucht war. Da hörte sie von unten am Haustor zweimal, fast behutsam, „Alfred, Alfred!“ rufen. Sie dachte, es sei von meinen Brüdern einer, der so heißt und der überraschenderweise tief in der Nacht angekommen sei. Der Schall war um so deutlicher vernehmbar, als die Fenster in der warmen Herbstnacht gedffnet standen. Sie gab zur Antwort hinunter: sie werde sofort kommen und ihm das Haus aufthun. In der Hand die Lampe, stieg sie die Treppe hinab, schloß die Haustüre, den spät ankommenden Gast einzulassen, auf, aber — niemand stand draußen!

Bei meinen häufigen Inselbesuchen, oft im Dezember, wenn sonst kein Mensch durch Schnee, Nebel und Eisschollen zu den Freunden fahren wollte, und wo man als Besuch auf dem Lande doppelt gewertet wird, bewohnte ich ein hoch oben gelegenes Bodenstüblein: das sogenannte Husarenzimmer. Eine steile Treppe war hinaanzuklettern und dann über einen weitgestreckten Speicherraum zu gehen, worauf seit einem halben Jahrhundert unendlich viel alter Hausrat aufgestapelt lag. Von meinem Blendlaternchen angestrahlt, warfen die riesigen, meist aus Basel von meiner Verwandten einst mitgebrachten Schränke unheimlich zuckende Schatten. Rauschte der Nachtsturm in den alten Rüstern vor den Fenstern — und es windete fast beständig dort —, schrien die zahlreichen Käuzchen, die sich oft unangenehm zutraulich auf den Stein Sims vor den

Scheiben kauerten, mit ihren wimmernden Kinderstimmchen, und brandeten unten unmittelbar am Hause die Rheinwellen an die Uferterrasse, so entstand im Verein mit sonstigen unbestimmbaren Mitternachtgeräuschen ein Zusammenklingen daraus, das einen zuweilen in die Wolfschluchstimmung im „Freischütz“ versetzen konnte.

Oben im Treppentur hing das Bildnis einer alten Abtissin, einer Urahne des Hauses derer von Molsberg. Längs über das Gesicht mit den großen, stehenden Augen lief ein breiter roter Strich wie ein unaufgeklärter Blutstreifen, der dem Bild etwas unsagbar schauerliches lieh. Oft wenn ich spät in der Nacht — wir saßen fast allabendlich lesend und plaudernd bis um die Mitternacht auf — an dem Bilde vorüberging, überließ mich ein Grauen, wovon ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte; ich fühlte mich allemal erleichtert, wenn ich das schreckliche Gemälde hinter mir hatte. Gern hätte ich es entfernt, doch ich schämte mich, für furchtsam zu gelten. Da beim letztmaligen Betreten jenes Hauses, als ich mich eben anschicken wollte, den Sarg meiner mütterlichen Freundin und Anverwandten, der Guts herrin der Insel Langenau, zur letzten Ruhestätte zu geleiten, ging ich eilig noch einmal hinauf, um für ewig von meinem altvertrauten Gastgeläß Abschied zu nehmen. Da starrte mich wieder das Bild, das mich so häufig in vergangenen Nächten grausig erschreckt hatte, blutüberquollen mit Gespensteraugen an. Als großes Kind, das ich noch immer, selbst an der Schwelle des Alters hin, überkam mich plötzlich ein knabenmutwilliges Lustgefühl, jenem Scheusal zur Vergeltung für manch ausgestandenen mitternächtlichen Schauer zum Abschied noch einen Schabernack zu spielen. Schon hatte ich, mein Mädchen zu kühlen, knipsend und fingerschnalzend zu einem Nasenstüber gegen das ehrwürdige Abtissinnengesicht ausgeholt, als ich, pardaun, auf der steilen Hühnerleiter das Übergewicht bekam, ausglitt und zum großen Schrecken des unten im Hausstur harrenden Trauergefolges die hölzernen, hohlklingenden Treppenstufen dröhnend und polternd herabgesegelt kam: — dies war die Rache der Abtissin! ...

* * *

Die Gans des Herrn von Munk. Auf meinem Schreibtische, der einst J. P. Hebels Arbeitstisch war, prangt ein faustgroßes bronzenes Kunstwerklein aus der Werkstatt des Pariser Kunstschmieds Mène, der vorzeiten europäischer Berühmtheit sich erfreut haben soll: eine durch Naturtreue ausgezeichnete körnerpickende Gans.

Seit frühesten Kinderzeiten entsinne ich mich dieses Tieres, das in meinem Großelternhaus auf einem altmodischen Wandgestell im Besuchszimmer stand und allen Weihnachtsbescherungen von dort zuschaute. Häufig sprach meine Großmutter Schmidt die bedeutungsschweren Worte zu mir: „Halte diese Gans später stets in Ehren; dein Großvater hat sie vom Herrn von Munc als Geschenk bekommen.“ So flocht sich schon frühzeitig der Name Munc fest in meine Erinnerung.

Herr von Munc war der Hofmarschall der Königin Friederike von Schweden, der unglücklichen Gemahlin des 1809 entthronten Königs Gustav Adolf IV. von Schweden; er war nach dem Zusammenbruch der nordischen Königsherrschaft mit der ausgewiesenen Herrscherfamilie nach Baden in die Verbannung gewandert und starb in den 1850er Jahren als neunzigjähriger Greis zu Karlsruhe, wo er in der Stephaniensstraße — dicht neben dem Scheffelschen Hause — ein stattliches Altkarlsruher Edelhäuserhaus bewohnte. Mein Großvater Schmidt mußte, als langjähriger Vermögensverwalter der großherzoglichen Familie, seinen Ruhegehalt ihm auszahlen, und so mochte wohl der alte Schwede sich ihm gelegentlich durch ein kleines Angebinde dankbar erweisen wollen.

Nach dem Tode meines Großvaters (1862) hütete meine Großmutter dieses Gedenkzeichen wie ein geheiligtes Überbleibsel. Als auch sie das Zeitliche segnete (1885), erbat sich ihr Hausarzt, Dr. Schenk, der ein großer Kunstkenner war und eine wertvolle Bronzesammlung besaß, die Gans als Erinnerung an die Entschlafene, deren ärztlicher Ratgeber er viele Jahre war. Ihm mochte mein Vater die Bitte nicht abschlagen, und so wanderte das Tierlein zu meinem Leidwesen außerhalb des Hauses auf eine fremde Weide. Ich hatte das kleine Kunstwerk nie verschmerzt, und manchmal, wenn ich heimwehvoll der schönen Kinderzeiten im Großelternhause gedachte, schweiften meine Gedanken auch zu dem fernen Gänselein.

Auf einsamen Spaziergängen hatte ich zufällig die in die Rückwand der alten Friedhofskapelle meiner Vaterstadt eingelassene, künstlerisch ausgeführte gußeiserne Grabtafel des alten Herrn von Munc und seiner Gattin entdeckt, und öfters im Laufe der Jahre war diese von der dankbaren Großherzogin Sophie von Baden, der Tochter jener Königin Friederike, gestiftete Ehrentafel das Ziel meiner Abendgänge; galt es doch, vielleicht halb unbewußt, in stiller Gedächtnisfeier den Spender jener Gans zu ehren, dessen Name sich mir unausstilgbar eingepägt hatte, und ich war gewiß einer der ganz wenigen Menschen in Karlsruhe, die von diesem

Grab und seinen Toten einen Schimmer hatten. Munk war ein Freund von Ernst Moritz Arndt.

Da begab es sich — meine Großmutter war schon zwanzig Jahre tot, ihr Arzt, der glückliche Hüter der Gans, sowie auch mein Vater längst gestorben —, daß mir durch einen im Morgenlande reisenden Freund aus Jerusalem „ein Herr von Munk“ empfohlen wurde: ein hagerer Riese aus Finnland, der sich mir als Vetter jener Ebba von Munk, die Prinz Bernadotte von Schweden gefreit hatte, vorstellte, kam und bat mich, ihm das Grab seines Oheims zeigen zu wollen.

Er kehrte von einer zweijährigen Reise um die Erde heim und versicherte mir, den Umweg von Palästina über Deutschland nach seiner finnischen Heimat nur zu dem Zwecke gewählt zu haben, um in Karlsruhe dieses Grab zu berühren. Eine so leidenschaftliche Verehrung und Liebe, wie dieser Neffe für seinen Oheim kundgab, den er im Leben nie gesehen, von dem er bloß ererbten Hausrat und Briefe besaß, hätte ich kaum für möglich gehalten.

Der Finne berichtete, sein Oheim habe eine wertvolle Zimmereinrichtung aus dem Besitz Axel Fersens, des Lieblings und romantischen Retters der Königin Marie Antoinette, besessen; das Zimmergerät sei ein Geschenk jener unglücklichen Fürstin aus glücklicheren Zeiten gewesen. Diese Rokoko-gerätschaften, die zimmerhohen Spiegel, wanderten einst von Paris mit Fersen nach Stockholm, später mit Herrn von Munk — der sie nach Fersens Ermordung durch den aufgeregten Stockholmer Straßenpöbel auf Versteigerungsweg erstanden hatte — 1809 nach Karlsruhe und nach dessen 1853 erfolgtem Tode zu seinem Neffen nach Finnland heim, immer auf der Achse, ohne daß auch nur das kleinste Stückchen Glas von den zerbrechlichen Sachen abgesplittert war.

Der anhängliche, oheimtreue finnische Freiherr fragte mich, ob sich noch irgendeine Erinnerung an seinen Verwandten in Karlsruhe erhalten habe — da fiel mir die schicksalvolle kleine Gans ein, und ich gestand ihm, daß sie sich noch im Besitze der Witwe des Hausarztes meiner seligen Großmutter befinde. „Ich muß sie sehen, o, ich muß sie sehen!“ rief er in gebrochenem Deutsch. Wir ließen uns bei der Dame melden, und mein erster Blick beim Eintreten fiel in der Tat sofort auf das Tierchen, das auf einem mit ähnlichen Kunstgegenständen übersäten Tische weidete. Der Freiherr ergriff die Gans, drückte sie an die Brust, streichelte sie mit wahrer Inbrunst und rief ein übers andere Mal fast schluchzend: „O mein Onkel, mein Onkel!“ Arztwitwe, Gans

und meine Weingkeit wurden alsbald auf einem sinnigen Gruppenbilde zusammengeknüpft.

Die freundliche Dame wußte glücklicherweise noch zwei alte Freundinnen namhaft zu machen, die als Kinder bei dem alten Herrn von Munk in der Stefaniensstraße verkehrt hatten und noch Bilder von ihm und seiner Gattin besitzen sollten. Im Sturmschritt ging es dorthin, und der Finne bekam zu seiner unsäglichen Freude jene Bilder, die in der guten Stube überm Sofa hingen, zum Geschenke! Wären es von Tizian gemalte Bilder gewesen, sie hätten dem Beschenkten nicht größere Lust bereiten können. Die Stahlstiche, sowie zwei Porzellantassen der Empirezeit, die gleichfalls aus Munk'schem Besitze stammten, preßte er unzählige Male streichelnd an die Brust, herzte und liebte sie wie ein überschwenglich glückliches Kind seine Puppen.

Aber die gütige Witwe des verstorbenen Arztes, selbst schon hochbetagt, die meine liebende Anhänglichkeit an die bronzene Gans gerührt haben mochte, legte sie von neuem in meine Hand zurück, und nun steht sie wieder vor mir, gemahnt mich an alte, selige Knabenzeit und Weihnachtsträume vom Großelternhaus und schaut mir auf das Papier, indes ich ihre Geschichte hier niederschreibe.

* * *

Der Grenzwächter vom Ponalfall. An glühheißem Sommertage von 1890 auf der schönen Ponalstraße längs des Gardasees dahinwandernd, sah ich einen österreichischen Zollwächter in seinem hellgrauen Waffenrock auf der Mauer am Straßenrande sitzen.

Fels, Sandkörner der Landstraße und See leuchteten grell und blendend. Und fast so hell wie eine Sonnenblume gließte fernher ein gelbes Reklam-Bändchen in der Hand des lesevertieften Zollwächters, zu dessen Seite das Gewehr am Gestein lehnte. Ein stilleben-verträumtes Hochsommertagsbild!

Ich glaube sonst nicht übermäßig neugierig zu sein, aber dieses Mal reizte es mich doch, herauszubringen, was der Soldat in seiner Postensamkeit so eifrig verschlingen mochte. Nach etlichen an ihn gerichteten vorbereitenden Redensarten — eine Unterhaltung schien ihm in der Einsamkeit nicht unwillkommen — hatte ich mir das Recht errungen, ihn, wie beiläufig, auch nach seinem Gelese zu befragen. Und was las der seltsame Träumer? — „Leibnizens Theodicee“! ...

Und nun, wärmer und gesprächiger werdend, erzählte er mir, er sei Mönch in einem Kloster zu Florenz gewesen, aber die Sehnsucht nach seinen

Tiroler Bergen habe ihn heimgetrieben; er habe sich um den Posten eines Grenzwächters beworben, weil der ihm tagelang Muße für seine Lieblingsbeschäftigung, die Schriften der großen Philosophen, gewähre. Nachts setze es oft harte Kämpfe mit Schmugglern ab, die auf steilen, schwer ersteigbaren Felspfaden vom See heraufzuklimmen und in der Dunkelheit ihr gefährliches Gewerbe zu verüben strebten; aber an den langen beschäftigungslosen Tagen könne er auf seinem Posten lesen und dem Gelesenen träumend nachhängen. Ich schied von ihm mit Hochachtung vor der philosophischen Bildung österreichischer Grenzsoldaten.

Paul Heyse, dem ich auf der Heimreise das Geschichtlein bräuhwarm zu München erzählte, meinte: das ist wahrhaftig ein Erlebnis!

* * *

Bismarck in Kissingen. Aufgefordert von einem Freunde, hatte ich mich von Darmstadt, wo die Malerin Klara Grosch mich damals ölmalte, in Eile gen Kissingen aufgerafft, um mich dem Huldigungszuge der „Tausend Heilbronner“, der ersten vaterländischen Wallfahrt dieser Art, anzuschließen; sie hatte den Zweck, dem tief gekränkten Volkshelden der Deutschen durch Massentundgebung darzutun, daß das deutsche Volk seinen Größten treu im Herzen verehren und ewig darin tragen werde.

Am 10. Juli 1892 — zufällig dem Tage des Kissingener Gefechts, da 26 Jahre zuvor Preußen und Bayern sich hier herumschossen — strömte die Menschenflut nach dem „Badeschloß“, Bismarcks Wohnung, hinaus.

Mit schwarzen Bändchen — den schwäbischen Farben — im Knopfloch, schwamm ich im Strome mit. Ohne dieses wichtige Bändchen gab es keinen Zutritt. Schugleute bewachten, strengstens auf den Dienst passend, die Pforte zum Garten; etliche naseweise Briten, die sich mit einschmuggeln wollten, wurden nachsichtlos zurückgewiesen.

Wie Mauern standen die Menschenmassen im Garten; alles in atemloser Stille. Plötzlich erschien Bismarck, tiefernst blickend, oben am Fenster. Ein Jubelgeschrei, ganz aus sich heraus, wie man es nicht leicht wieder hören mag, brach förmlich aus den Kehlen der Menge hervor. Längere Zeit stand der große Mann schweigend im Fensterrahmen und ließ sich ruhig von den erschütterten Beschauern betrachten. Dann verneigte er sich kurz und zog sich, langsam rückwärts schreitend, ins Zimmer zurück, immer mit dem Antlitz den Betrachtern zugekehrt, ohne seine Rückseite zu zeigen. Auch die Fürstin war, sich verneigend und einige Augenblicke auf die Brüstung gestützt, am Fenster erschienen.

Kurz darauf hieß es: der Fürst werde herab in den Garten kommen und eine Ansprache halten; man möge etwas zurücktreten. Bei der Verschiebung, die nun eintrat, hatte ich das Glück, in eine der vordersten Reihen gedrückt zu werden — denn eine fürchterliche Drängelei war es —, so daß ich in unmittelbare Nähe des Gewaltigen zu stehen kam.

Und nun trat die Riesengestalt Bismarcks im Schlapphut, auf einen Stock gestützt, etwas schwerfällig unter den Torbogen, der nach dem Garten führte, und manchem mochte es kalt über den Rücken gelaufen sein, der Weltgeschichte in Person einmal gegenüber treten zu dürfen.

Langsam, feierlich bewegte der Fürst sich vorwärts, nahm seinen Hut trotz Hitze und blendender Sonne ab — nach einigen bittenden Zurufen aus der zum Ersticken dicht zusammengepreßten Volksmasse, er möchte sich doch bedecken, stülpte er den breitrandigen Hut wieder auf das mächtige Haupt — und begann mit hoher, silberhell klingender Stimme seine politische Ansprache. Man war erstaunt, aus dem gewaltigen Körper den Klang einer so dünnen, feinen Stimme zu vernehmen.

Während seiner gedankenreichen Rede, die er langsam, oft zögernd und stockend, wie nach dem bildhaftesten Ausdrucke ringend, anhub und durchführte, stocherte er unablässig mit der Spitze des Stodes im Boden, als wolle er seine inhaltvollen Sätze dort aus der Erde schürfen. Nach irgend einem Ausspruch, der einen der Festgenossen besonders beeindruckt haben mochte, rief dieser in waschechtestem Schwäbisch „Richtig, richtig!“ in die Rede, worauf Bismarck einen Augenblick innehielt und fast wie strafend nach dem allzu kühnen Zwischenrufer ausspähte, mit wahren Pflugrad-
augen ihn niederblickend.

Nach seiner Ansprache hatte der große Schöpfer des Reiches die Absicht, umherzugehen und einzelne Personen anzusprechen. Aber nun war leider der Ansturm derart und das Geseumm der blindlings und unsinnig herandrängenden Menge so übermächtig, daß an eine Entfänelung gar nicht mehr zu denken war. So mußte Bismarck sich gegen seine wohlmeinende Absicht unverrichteter Dinge zurückziehen, und das große Vieh „Publikum“ hatte sich wieder einmal durch seine Dummheit um eine denkwürdige Erinnerung gebracht.

Da viele Teilnehmer am Festzug Bismarck nicht recht gehört und bei der heillosen Drängelei nicht einmal recht gesehen hatten und große Klage hierüber entstanden war, so wurde bekanntgegeben, der Alt-Kanzler beabsichtige, am andern Morgen für die noch in Rissingen zurückbleibenden Heilbrunner vor dem Badehaus abermals eine kurze Ansprache halten zu wollen.

Dies ließ ich mir nicht entgehen und harrte mit der bedeutend zusammen-
geschmolzenen Teilnehmergesellschaft in der Frühe vor seiner Baderzelle
auf der Straße.

Bismarck kam in offenem Zweispänner angefahren, mit großer Brille
im Gesicht. Als der Wagen hielt, erhob er sich und drehte sich, mit dem
Hute nach allen Seiten grüßend, im stehenden Gefährt um seine eigene
Achse, wozu eine wahre Kunstfertigkeit gehörte; er wollte offenbar aus
unendlichem Höflichkeitsgeföhle niemanden ungegrüßt von sich lassen.
Dann erst stieg er aus und war sofort umstürmt von solchen, die ihn be-
röhren, die Kleid und Hand ihm küssen wollten. Er entzog ihnen nach
Kräften seine Hände und sagte, wie Verwahrung dagegen einlegend:
„Nein, nein, einem Manne küßt man nicht die Hand.“ Es gab aber doch
etliche, die seinen Rock küßten.

Bei dem Geschiebe rings um ihn ward ich ihm so nahe gedrängt, daß
ich einen Augenblick mit der breiten Handfläche seine rechte Schulter be-
tasten konnte.

Nach kurzer Aured verschwand er mit seinem Leibarzte Schwening
im Baderhause. Später sah ich ihn mit diesem eine Aue hinabschreiten,
indes oben auf der Straße die reihenweis aufgestellten Zuschauer ihm
durch Operngläser und Fernröhre nachspähten und jeden von ihm unter-
wegs Angeredeten glühend beneideten, bis er unter fernen Waldbäumen
den Blicken entschwand. Es war in Rissingen das einzige Mal, daß ich den
Kiesen der Weltgeschichte mit Augen schauen durfte; in Berlin war es mir
während meines Hochschulsommerhalbjahres nie gelungen, seiner an-
sichtig zu werden.

* * *

Ewas von österreichisch-ungarischer Gassfreundschaft. In
keinem Lande schließen sich auf leichtere, angenehmere Weise Reisebekannt-
schaften als in Österreich-Ungarn. Das natürliche, liebenswürdig unge-
zwungene, leichtlebige Wesen der Eingeborenen umstrickt den Fremdling
mit bezauberndem Reize.

In Ungarisch-Weißkirchen besuchte ich 1891 den mir seit Jahren durch
Briefwechsel befreundeten Professor Aurel Baszel, der in seinem Rosen-
garten, wie begraben unter Blüten, in seine Arbeiten vertieft saß. Er
stellte mich darnach auf dem Hauptplaze, wo Husarenmusik spielte, sozu-
sagen dem ganzen Städtchen vor. Ich ward abends in die „Zwanglose
Gesellschaft Frohsinn“ eingeführt, wo Bürger und Offiziere in muster-

haft nachahmenswerter Eintracht miteinander verkehrten. Trinksprüche auf Deutschland und Ungarn stiegen unter Klängen schwermütiger Zigeunermusik. Unter Begleitung vieler, mir soeben erst bekannt Gewordener, ward ich spät nachts heimgeführt, indes Zigeuner voraus siedelten.

Andern Morgens erschien eine Abordnung und überreichte mir feierlich die Urkunde als „Ehrenmitglied und Präsidialrat“ des Vereins. Das Ortsblatt, die „Nera“, brachte einen mich überschwenglich feiernden Bericht über diese Vorgänge.

Man empfahl mich bei der Abreise nach Siegedin an einen dortigen Militärkapellmeister. Auf meine Frage, wo dieser Herr dort wohne, ward erwidert: Da gehen S' nur in die und die Bierhalle, da sitzt er schon von 9 Uhr morgens an und kneipt. Und richtig, so war es. Der Kapellmeister entschuldigte sich, er müsse für drei Tage zu Konzertreisen in die Pusta — wozu er mich übrigens gastfreundlich einlud — und könne sich mir nicht widmen. Zugleich legte er mich dem schon zu früher Morgenstunde mit ihm kneipenden Leutnant D. ans Herz: „Diebl, sei so gut und hilf dem Herrn Doktor statt meiner angenehm den Tag vertreiben!“ Der opferwillige Leutnant verließ mich den ganzen Tag nicht; wir schwammen zusammen in der Theiß; mittags speisten wir in seiner Offiziersmesse, wo mich seine sämtlichen Regimentsgenossen wie einen alten Freund aufnahmen, und am Nachmittage wanderten wir in einen öffentlichen Kaffeegarten außerhalb der Stadt zur Musik, bis ich abends, von ihm zur Bahn geleitet, seine gastliche Gesellschaft verließ . . .

* * *

Von ehrlichen Wirten, spitzbübischen Kellnern und eigenartigen Kutschern. Im österreichischen Eisenbahnknotenpunkt Selztal, der nur aus einigen wenigen Häusern besteht, kehrte ich zur Nachtrast ein. Als ich mir ein Glas hellen Lagerbieres bestellte, meinte der biedere, von Tisch zu Tisch aufmerksam herumgehende Hauswirt in treuherziger Weise: „I muß Sie aber schön bitt'n, verachten S' mir auch mein gut's Wasser nit; so ein gut's Wasser, wie hier, trinken S' nit alle Tag'.“ Der Mann hatte sich dadurch unsterblich in meiner dankbaren Erinnerung gemacht; sechzehn Jahre später (1907) fuhr ich desselbigen Weges wieder, unterbrach die Fahrt, nur um diesem Wiedermann abermals die Hand zu schütteln, und traf aber leider einen Nachfolger an, der mir sein Wasser nicht anempfahl. Mein lieber, alter Gastwirt war als Besitzer eines „Zinshauses“

und Privatmann nach Graz übergesiedelt. Ich freute mich, daß seine Ehrlichkeit ihm offenbar goldene Früchte getragen haben mochte; sein „Zinshaus“ war gewiß redlich verdient . . .

In Italien und gar in Osterreich, wo der Trinkgelderunfug am üppigsten blüht, muß man den Kellnern sehr auf die Finger sehen, will man nicht jeden Augenblick übers Ohr gehauen werden. Sie verlassen sich darauf, daß die Fremden in der landesüblichen Münze nicht bewandert seien und wagen in dieser oft richtigen Voraussetzung ihre Beutezüge. Am Bahnhofe zu Temesvar hatte sich solch ein Schlingel um 24 Heller, natürlich zu meinen Ungunsten, „gestoßen“. Ich ließ das herausgezahlte Geld unberührt auf dem Tische liegen, rief den rasch Enteilenden zurück und wies ihm seinen Rechenfehler unwiderlegbar nach. „So, jetzt stimmt's“, meinte der freche, sich als Unschuldslamm stellende und zahlte den Betrag ohne Widerrede heraus. „Ja, jetzt stimmt's allerdings; es hätte aber gleich stimmen sollen“, grinste ich ihn etwas höhnisch an . . .

Einem Kellner zu Florenz, der mich beim Frühstück bediente, leuchtete ich auf folgende, vielleicht Nachahmung verdienende Weise heim und gewann ihm das Neujahr ab. Meine Kaffeerechnung betrug eine halbe Lira. Ich gab ihm ein blankes Lirastück, womit er zu dem im Hintergrund an einem Pulte sitzenden Kaffeewirt eilte. Nun hörte ich diesen verdächtig lang in Münzen klimpernd herumsuchen, und ward dadurch stutzig. Endlich überreichte mir der Herr „Ober“ mit der frömmsten Miene von der Welt ein Blechtellerchen, worauf sich in holdester Eintracht die falschesten, seit Jahren außer Kurs gesetzten Gold- und Kupferstückchen ein Stelldichlein gegeben hatten: da lagen südamerikanische, päpstliche und ähnliche Seltenheiten wie in einem Ausstellungsglaskasten nebeneinander und schmunzelten mich verführerisch an. Ich war aber leider ein ebenso guter Kenner italienischer Münzen als meine beiden verehrlichen Herren Gauner. Den elendesten Soldo — es war ein völlig wertloses, seit undenklichen Zeiten ungültiges, päpstliches Geldstück — pickte ich behutsam heraus und legte es sorgfältig beiseite. Umgehend veranlaßte ich den Kellner zur Herauszahlung gültiger Münze — buona moneta, — was anstandslos geschah. Das besonders herausgepickte päpstliche Münzstücklein erhielt der Verdünkte als wohlverdientes Trinkgeld zugeschoben, worauf er mit abgesägten Hosen zornbleich abzog. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Geschick zu fügen, da er an den „Lehen“ geraten war. Doch ich kam nun jeden Morgen wieder zum Frühstück, so daß wir schließlich fast Freunde wurden — er betrog mich niemals wieder. Mein Grundsatz ist allerwege: zu über-

fährten Betrügern zurückzuführen; diese werden die ehrlichsten Diener und wagen es kein zweites Mal . . .

Zu Foligno in Umbrien verfolgte mich ein Kutscher derart mit Zudringlichkeit, daß er nicht nur vor dem Posthaus, wo ich einen Brief abholte, meiner wartete, sondern sogar seinen Einspanner vor einer öffentlichen Bedürfnisanstalt halten ließ, bis ich wieder heraustrat; zuletzt bot er selber seine Dienste bis zur Hälfte des anfänglich verlangten Fahrpreises herunter, um mich schließlich den steilen Weg nach Montefalco hinauffahren zu dürfen. Unterwegs bettelte er mich um meine Stiefel an, indem er sich auf dem Boche herumdrehte und mir seine jammervoll zer-riffen aufklaffenden Schuhe unmittelbar unter die Nase hielt — da ich mir ja, wie er sagte, sofort neue kaufen könne! . . .

In Loreto, dem berühmten Wallfahrtsorte, unterhielt ich mich mit meinem politiktreibenden Kosselenker während der Fahrt über Italien und die Italiener, wobei ich ihm meine Vorliebe für sein Volk nicht ver-hehlte. Der leidenschaftliche Vaterlandsfreund geriet darüber in solches Entzücken, daß er mich nach unserer Rückkehr an den Bahnhof bat, ich möchte ihm die Freude bereiten und — sein Gast bei einer Flasche Rotwein sein! Nach Aushändigung des Fahr- und Trinkgeldes folgte ich ihm in die nahe Weinwirtschaft und ließ mir von ihm eine Flasche herrlichen Landweins „ponieren“! Zum ersten und bisher letzten Male war ich der Gast meines Kutschers. So etwas ist wohl nur in Italien möglich, wo der niederste Volksgenosse den Anstand und das berechtigte Gleichstellungs-gefühl eines „Signore“ im Busen trägt. Mein braver Kutscher, der übrigs Ettore (Hektor) hieß, rechnete es mir hoch an, daß ich die Italiener so sehr liebe, „trotzdem Italiener die Mörder Carnots, König Humberts und der Kaiserin Elisabeth von Osterreich seien!“ Ich tröstete ihn: es gebe Schurken und Mordbuben allenthalben, sogar dahinten in Ger-mania.

Auf Korsika fragte mich einer, woher ich stamme? Auf meine Er-widerung: „Aus Deutschland“, sah er mich verblüfft an und fuhr nach-denklich zu fragen fort: „Deutschland? Gehört Deutschland zu Italien oder ist es ein Königreich für sich?“ Wir Deutschen lächeln gern über derartige kleine Unwissenheiten, dürfen uns aber doch nicht allzusehr auf das hohe Ross setzen. Ich habe selber erlebt, daß eine gefeierte Sängerin, als die Rede auf den 1866er Krieg zwischen Preußen und Osterreich kam, allen Ernstes die wohl mehr als kindlich-einfältige Frage an mich tat: „Woas hoab'n denn die zwei damals z'sammen g'habt?“ „Nun, sie haben einen

Feldzug gegeneinander geführt.“ „Schauen S', i bin doch damals in
Wian g'wes'n, aber i hab' goar nix davon g'merkt . . .“

Ein andermal hatte eine Landsmännin von mir, eine Dame, die das
Jahr 1870 schon mit vollem Bewußtsein miterlebt hatte, keine Ahnung
davon, daß das Elsaß dereinst ein deutsches Land gewesen war! . . .

Und zu Kassel fragte mich eine wißbegierige Ansichtspostkartenver-
käuferin, der meine auswärtige Mundart auffiel, woher ich komme. Als
ich ihr den Gefallen tat und ihr „Süddeutschland“ als meine Heimat
namhaft machte, entgegnete sie gar mit klassischer Unwissenheit: „Aus
Süddeutschland? mein Gott, da kommen Sie aber weit her; das liegt ja
wohl gar hinter Paris? . . .“ * * *

Etwas von italienischen Theatern und deutschen Schau-
spielern. Eines Herbstmorgens durch Perugia wandernd, vernahm ich
aus den weitgeöffneten Pforten eines stattlichen Gebäudes Musikflänge
mir entgegenschallen; sie zogen mich zauberhaft zu sich.

Niemand hinderte den Eintritt in den Flur jenes Hauses und alsbald
gewahrte ich, daß ich mich in einem Theater befand. Die Logentüren
standen offen; unbehelligt konnte ich nach Belieben Platz nehmen und
der ergößlichen Probe eines Offenbachstückes „Die Tochter des Tambour-
majors“ anwohnen. Am Pulte saß der dickverwickelte Kapellmeister — er
litt offenbar an Zahnweh oder geschwellenem Hals — und fuchtelte mit
dem Taktstocke wie ein junger Teufel.

Da beim Essen bekanntlich der Hunger kommt, wuchs auch meine Gier
nach mehr — da keine Seele sich um mich kümmerte, schwoll mir der fecke
Mut und unbeanstandet stieg ich im ganzen Theater umher; ich drang
auf die Bühne, stellte mich an die Dekoration im Hintergrund und sah
mir den ganzen Vorgang auf den „Brettern“ selber an; die Mitwirkenden
ließen sich nicht im geringsten durch meine Gegenwart stören und wendeten
mir getrost ihre Rückseiten zu. Ich durchstöberte schließlich frech genug die
Ankleideräume und verließ erst nach gründlicher Kenntnisaufnahme sämt-
licher Ortlichkeiten das Haus. Ein Fremder sollte dies einmal in einem
Schauspielhause Deutschlands zu versuchen wagen! Aus Dankbarkeit
ging ich natürlich auch abends in die „Figlia del tamburo-maggiore“,
um die mir morgens bekanntgewordenen Herrschaften in voller Pracht
des Lichterglanzes zu schauen . . .

Das Theaterpublikum in Italien ist weit beifallstürmischer und über-
schwenglicher als im kühleren Norden. Zu Mailand erlebte ich den Sieges-

abend der Sängerin Tetrazzini mit, in Meyerbeers Oper „Dinorah“. Die ganze Bühne war von Kränzen übersät, ja völlig zugedeckt; manns- hohe Gestelle, mit Schmucksachen behangen, von Verehrern gespendet, wurden aus den Kulissen getragen. Des Handeklatschens war kein Ende. Als Schluwirkung wurden riesige Säcke voll farbiger Papierschnitzel von den obersten Rängen herabgeleert, so daß der Theaterraum für Augen- blicke wie in dichtestes Schneegestöber gehüllt war. Als der Nebel schwand und der Papierregen sich auf dem Boden getrmt hatte, griff ich nach mehreren der mächtigen Flocken und da fand ich auf jedem Blatt — ein Sonett zum Preise der gefeierten Sängerin!

Die Italiener klatschen nicht nur ihre Bühnenkünstler leidenschaftlich heraus, nein, sie klatschen auch ihre Könige heraus. In Venedig sah ich es staunend mit an, daß auf dem Markusplaz das gestaut stehende Volk wieder und wieder seinen Herrscher Viktor Emanuel III. nest Gemahlin auf den Altan der Procurazien herausklatschte und daß die hohen Herr- schaften sich vor ihnen wie wütend beifallspendenden Untertanen genau nach Art von Buhnenknstlern verneigten . . .

Ein alter Schauspieler, ein Deutscher natürlich, erzählte mir zu Frank- furt am Main: Geistesgegenwart sei die nötigste Eigenschaft eines Bühnen- mannes. Er habe in den „Räubern“ einmal den alten Moor gespielt und sich eben über die Bühne nach seinem Hungerturme begeben wollen, als der Vorhang verfrüht in die Höhe gegangen sei. Nun habe er sich eiligst hinter einen der täuschend nachgemachten Waldbäume mitten auf der Bühne gefchtet. Hermann, „der Nabe“, kam und sprach getrost in den Turm hinunter; aber zu seinem nicht geringen Erstaunen antwortete der alte Moor ihm, statt aus dem kalten Verliee herauf, etwas gemütlicher aus dem Wald in seinem Rücken. Hermann, der sich durch die veränderte Sachlage keineswegs verblüffen ließ, sprach, geistesgegenwartig genug, rasch aus dem Stegreif: „Alter Moor, was ergehst du dich dort unter den Bäumen des Waldes?“ „Ich schöpfe etwas frische Luft!“ gab ihm mein nicht minder geistesgegenwartiger Gewährsmann umgehend zurück. Von den Zuhörern sollen nur ganz wenige von diesem verbesserten Schiller etwas gemerkt haben . . .

Für Nichtfachmanner unverständlich ist, daß es Schauspieler gibt, die sich nicht einmal die Mühe nehmen, Stücke, worin sie auftreten, auch nur vollständig zu Ende zu lesen. Ich fuhr mit einem hervorragenden Dar- steller aus einer Bäderstadt, wo die Künstler der benachbarten Hauptstadt allwöchentlich Vorstellungen zu geben pflegten, abends heim und wunderte

mich, den trefflichen Künstler schon verhältnismäßig frühe mit mir zurückfahren zu sehen. „Sind Sie schon fertig für heute abend?“ „Jawohl, ich habe nur in den beiden ersten Aufzügen zu tun“, und lachend, als ob er sich damit auch noch als großer Held vor mir brüsten wollte, fuhr er fort: „Ich weiß nicht einmal, wie das Stück ausgeht.“ „Wie, Sie kennen die Dichtung, in der Sie mitwirkten, gar nicht?“ Und er versicherte mir, daß er nur seine Rolle darin gelesen, vom weiteren Verlauf und Ausgange des Werkes aber keine Ahnung habe! Ich machte mir im stillen meine Gedanken über solches Böhhasentum und hoffte, daß eine derartige künstlerische Gleichgültigkeit in Schauspielerkreisen bloß eine vereinzelte Erscheinung sein möchte. Aber, wer weiß? . . .

Weiläufig bemerkt, sollten Schauspieler sich aufs äußerste vor den leidigen Kontaminationen und ähnlichen Unarten hüten, die freilich meistens auf augenblickliches, unverschuldetes Gehirnnachlassen hinauslaufen. So hörte ich, wie einem wackeren Darsteller der Schnitzer unterlief: Was nagst du, Satan? Er wollte natürlich sagen: Was sagst du, Nathan? Beim Aussprechen schon ward er seines Mißgriffs inne und kämpfte sichtlich mit dem Lachen über sich selber. Oder in einem Putzligischen Festspiel stieg feenhaft eine Maja hervor aus gespaltener Blüte, um in die herzbrechend drolligen, feierlich verkündeten Worte herauszuplazen: Der Frühling knopft! . . .

* * *

Etwas von der Verachtung der Arbeit. Die adelige Gattin eines preussischen Offiziers weigerte sich, als ihr auf einem Karlsruher Hofball der würdige, betagte Leibarzt — sogar ein Geheimer Rat — des regierenden Fürsten als Tischherr zugebacht war, sich von ihm zur Tafel führen zu lassen: „Ich bedanke mich dafür, von einem, den ich mir für drei Mark kommen lassen kann, zu Tische gebracht zu werden!“ . . .

Ich selber hielt im Kaufmännischen Verein eines süddeutschen Städtchens einen Vortrag meiner Dichtungen und erhielt dafür einen bescheidenen, aber wohlervorbenen Ehrensold. Als ein höherer Offizier, dessen befreundeter Wohngast ich an jenem Ortchen war, nach meiner Abreise zufällig davon Wind bekommen hatte, daß ich mir die Reiseauslagen — denn kaum mehr betrug der Sold dafür — hatte ersetzen lassen, so ließ er mich auf Umwegen wissen, daß ich unter solchen Umständen künftig bei möglicher Wiederholung eines Vortrages sein Gastfreund nicht mehr sein könne! Jener Biedermann selber steckte natürlich seelenruhig ein

hohes Gehalt vom Staat ein und bezog außerdem Gelder für Pferdefutter, ohne sich jedoch entsprechende Säule für das eingestekkte Geld zu halten. Das war aber dann höhere Sittlichkeit . . . Eine hübsche Verbilligung des schönen, ehrenwerten Sprichwörtchens, das jedoch in unserem Deutschland nur ein leerer Schall ist: Arbeit schändet nicht!

* * *

Philologisches Allerlei. Wir haben in Deutschland sicherlich gute, wenn auch unablässig der Erneuerung bedürftige Schulen; aber wir waren auch immer tief von ihrer unfehlbaren Güte durchdrungen und mögen denn doch manchmal allzusehr vom hohen Sockel auf die Schulen anderer Völker herabgeschaut haben.

In meiner Jugend erwartete man alles Heil von der Mathematik: sie bilde das logische Denken aus und erziehe zu Gott weiß was allem! Ich habe sie seit dem Schulabgang im wirklichen Leben keinen Augenblick mehr „gebraucht“ und keiner, der ihr zahllose, unnütze Stunden seiner jungen Jahre zwangsweise widmen mußte, wird ihrer je bedurft haben, er sei denn selber Mathematiklehrer, Erdvermesser oder dgl. geworden. Dreimal hat man mich dieser Wissenschaft halber die Klasse wiederholen lassen, ohne daß einem der Herz-, Verstand- und gefühllosen, wissenschaftlichen Folterknechte es auch nur leise gedämmert hätte: welche Verwüstungen in der Seele eines jungen Menschen allein dadurch geschehen, daß man ihn vom Verkehr mit Altersgenossen jahrelang ausschloß und nötigte, mit jüngeren Knaben zusammenzusitzen! Kein Wunder, daß ich mich außerhalb der Schule nur an solche angeschlossen, die zwei, drei Schulklassen über mir, aber in meinem Lebensalter waren, und daß ich oft ein wahres Grauen vor dem Verkehr mit meinen jüngeren Klassengenossen empfand! Der große, schwedische Dichter und Herzenstündiger August Strindberg sagt in seiner Jugendgeschichte richtig: „Ein älteres Kind zum Verkehr mit einem jüngeren zwingen, das ist ein Verbrechen gegen die Natur, das heißt, einen jungen Baum verstümmeln.“

D hätte man in den Jahren der aufnahmefähigsten Gedächtnisfrische uns auf dem Gymnasium wertvoll Lebendiges für das Leben gelehrt: etwa Botanik oder Italienisch, auf die Mathematik in Realschulen verwiesen! Fünfzig Jahre vor uns trieb man schon in der Prima Hegelsche Philosophie, die damals das Heil der Welt zu bedeuten schien. Heute lächeln wir darüber — alles ist halt Mode!

Könnte man statt der zahlreichen lateinischen oder griechischen Stunden nicht wenigstens eine dem kurzen Überblick über das Schrifttum anderer Völker widmen? Ich habe das Gymnasium verlassen, ohne jemals Namen wie Adam Mickiewicz oder Jeremias Gotthelf gehört zu haben, Namen der beiden, vielleicht größten erzählenden Dichter des 19. Jahrhunderts! Wir dürfen uns wahrlich auf unbedingte Mustergültigkeit unserer Schulen nicht das höchste zugute tun. Ich habe selbst Mittelschullehrer gesprochen, die zuerst aus meinem Munde von der Bedeutung des soeben genannten gewaltigen Polendichters und seiner überragenden Dichtung „Herrn Thaddäus letztem Eintritt in Lithauen“ vernahmen . . .

Mir, der ich kein Schulmann von Berufe bin, scheint das Heil etwa nach der Richtung der englischen Erziehungsweise zu liegen: daß man von einem gewissen Alter an wahlfreie Lieblingsfächer gewähre. Jedenfalls würde man dadurch Begabungen fördern, Persönlichkeitswerte hervorziehen und nicht, wie bisher, so vieles untergraben. Ein Wahnsinn ist es: Menschen fast bis zum Mündigkeitsalter mit Lehrgegenständen zu quälen, wofür sie durchaus keinerlei Sinn besitzen. Das heißt: sich an der Natur der Menschheit versündigen, sie vergewaltigen. Und das hat die Schule redlich und lange genug in Deutschland getan.

* * *

Etwas vom Neide. Guklow sagt in seinen „Italienischen Reiseindrücken“: die Italiener seien untereinander neidisch. Den selben Vorwurf macht aber auch der englische Schriftsteller Sidney Whitman, der Freund Bismarcks, uns Deutschen; er behauptet sogar: diese häßliche Eigenschaft springe den nach Deutschland kommenden Briten unangenehm in die Augen.

Und stimmt es nicht völlig überein, daß in unseren Nachrufen oder Leichenpredigten — dieser gräßlichen Sitte, denn eine Predigt ist am Sonntag in der Kirche, aber nicht am Grab an ihrer Stelle — einem Dahingeshiedenen kein größeres, nachrühmendes Lob erteilt werden kann, als: er sei neidlos gewesen? Und doch ist Neidlosigkeit bei jedem Menschen von einiger Herzensbildung, der sich selbst in der Zucht zu halten und Herr über seine bösen Leidenschaften zu sein versteht, etwas Selbstverständliches.

Ein mir in Hochschulzeiten befreundeter, etwas älterer Kunstschriftsteller konnte seinen schlimmen Neid so wenig bezähmen, daß er mir, als ich ein selbstverfaßtes Festspiel in kleinerem, befreundetem Kreise vorges

tragen hatte, an den Hals sprang, mit beiden Händen mich wütend zu würgen begann und ein übers andere Mal, heiseren Ingrimms, ausrief: „Warum kannst du so etwas schreiben und ich nicht?“ So haarsträubend „naiv“ kann der Neid sich geben. Da kann man wohl sagen: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Als ich nach Jahren die Todesbotschaft dieses Mannes erhielt, ist mir ein Felsstein vom Herzen gefallen . . .

Wir wollen uns nicht allzusehr über andere Völker erheben und meinen, die guten Eigenschaften allein gepachtet zu haben. Wenn wir von „deutscher Treue“ und „deutscher Ehrlichkeit“ rühmen, so liegt darin für die andern der stille Vorwurf, daß sie nicht die selbe Treue und Ehrlichkeit zu halten verstehen. Ich dünkte, wir brauchten uns in dieser Hinsicht über niemanden zu erheben.

In den Geschichten aller Staaten der Welt finden sich Fälle von Treue und Untreue in ziemlich gleichmäßiger Verteilung. Man lese Protops Geschichtswerke und staune zuweilen über die teuflische Hinterlist der so ehrlich dreinblickenden, blondhaarigen Germanen, die es in Wortbruch und Lüge mit den abgefeimtesten Römern und Griechen getrost aufnehmen konnten. Darum also Bescheidenheit! Neid ist die schlimmste Eigenschaft an einem Menschen.

* * *

Etwas von menschlicher Eitelkeit. Je älter ich geworden bin, um so mehr habe ich einsehen lernen, daß man den Mitmenschen immer möglichst viele Freude bereiten soll. Hat jemand an Titel, Adel oder Orden Vergnügen, warum sollte man ihm dies mißgönnen? Der Spaß ist so wohlfeil und tut dem Verlangenden so süß.

Ich kannte den Stadtdirektor eines Weltbadeorts, dem seine Stellung für unumgängliches Fürstenabholen am Bahnhof alljährlich mindestens einen Ordensstern abwarf. Er hatte es schon auf ein Viertelhundert Auszeichnungen gebracht, die er sorgfältig in einem Kästchen verwahrte. Da wimmelte es drin wie in einem Tiergarten von Löwen, Adlern, Falken und Greifen. Ich wußte, daß man der kleinen oder großen Schwäche des alten Herrn keine größere Freude bereiten konnte, als wenn man ihm liebevollen Sinn für seine Tierbude bezeugte.

Deshalb hat ich ihn stets bei Besuchen, mit seine neuesten Errungenschaften vorzuweisen. Wie ein Priester den heiligen Gral, so holte er sein geliebtes Kästchen herbei und ordnete den glitzernden Sternhimmel auf dem Tische; kein Kind hätte mit innigerem Behagen sein Weihnachtsspielzeug ausbreiten können . . .

Ein anderer mir bekannter, alter Ordensverehrer ließ es sich nicht nehmen: Großherzog Friedrich I. von Baden sei neidisch auf ihn, weil er einen Orden besitze, der die Brust des Fürsten nicht ziere! Man denke sich: ein regierender Herrscher solle neidisch auf den Orden eines gewöhnlichen Sterblichen sein, er, der wohl nur zu winken brauchte, um sich jeden nur erdenklichen Orden zu ergattern . . .

Ein Unfug aber ist es, wenn auf Theaterzetteln oder beim Vortrag von Dichtungen unserer Klassiker den großen Namen in übelverstandener Gewissenhaftigkeit das Adelsbeiwort, das nur der flüchtigen, vergänglichen Zeit gilt, beigelegt wird . . . Die über eine höfische Erziehungsanstalt gesetzte Vorsteherin rief einer Schülerin, die, in richtigem Gefühle für die Größe des Mannes, sich zu sagen begnügte, „Die Glocke“ von Schiller, mit entrüsteten, die Armste zurechtweisenden Worten zu: „Nein, bitte, ‚Die Glocke‘ von Friedrich von Schiller!“ Eine solche „Jugendbildnerin“ gehörte noch am selben Tage von ihrem Thronsitze gestossen . . .

* * *

Etwas von Bettlern und Hausierern. Je mehr mein Name in Zeitungen und sonst in der Öffentlichkeit genannt wurde, desto mehr hatte ich zeitweise unter Zuspruch und Zudringlichkeit reisender Steifbettler, brotloser Schriftsteller, stellensuchender Schauspieler, heruntergekommener Maler und abgeschabter Bildhauer zu leiden. Unter den zahlreichen Herren, die fehend mich beehrten, sind mir einige, ihrer Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit halber, lebhaft im Gedächtnis geblieben:

In kaltem Spätherbsttage ließ sich ein höchst sommerlich gekleidetes Wesen in abgerissenem Rock und hellem Strohhut als der „Sohn des Dichters Julius Rosen“ bei mir melden. Als warmer Verehrer Rosens seit frühester Jugend war ich nicht wenig bewegt, einen „Sohn“ jenes Dichters, dessen Bild mir, fast wie von Heiligenschein umflossen, vor Augen schwebt, in schäbigem Aufzug als Bettler vor mir zu sehen. Ich verhehlte meine tiefe Verehrung für seinen „Vater“ nicht und gestand ihm, daß dessen Werke einen Ehrenplatz in meiner Büchersammlung und in meinem Herzen besitzen.

Mit vollendeter Schauspielererschaft stotterte er eine rührend ausgeklügelte Geschichte hervor: Großherzog Friedrich I. von Baden habe ihm aus Dankbarkeit für seinen seligen „Vater“ ein Ruhegehalt ausgesetzt! Und er halte sich hier auf, um dem edlen Fürsten für die großherzige Freigebigkeit persönlich zu danken; darnach werde er nach Oldenburg an das

Grab seines „Vaters“ eilen, wohin es schon lange sein Herz ziehe! Er bat mich, zur bevorstehenden „Audienz“ ihm eine kleine Zubuße zu gewähren, da er seinen Anzug vervollständigen müsse, wobei er hinzufügte: der Hofschauspieler Reiff leihe ihm zu diesem Zweck Frack und hohen Hut! Ich verehrte ihm bereitwillig weiße Glanzhandschuhe, sowie eine weiße Halsbinde und entließ den „Sohn“ des berühmten „Vaters“ noch mit reichlichem Geldgeschenke, bewegt über die Begegnung.

Nachmittags ging ich zufällig am Hause des mir seit Schulzeiten bekannten Bühnenkünstlers vorüber, eilte zu ihm hinauf, um näheres über den unglückseligen Rosen zu erfahren. Mein Bericht empörte Reiff aufs höchste. Er eröffnete mir: der Gauner heiße tatsächlich Rosen und sei zu Berg bei Stuttgart Maschinenarbeiter im Sommertheater gewesen, als das Karlsruher Hoftheatergesamtspiel dort Gastspiele veranstaltete. Der Daffänger Speigler habe kürzlich dem Steifbettler ein Paar abgelegte Rohrstiefel verehrt. Im übrigen sei alles Schwindel, auch seine ganze, vorgegaukelte Oldenburger Sohnschaft! Er werde sofort die Schutzmannschaft benachrichtigen, daß sie den Betrüger ergreife — der edle Rosen war natürlich spurlos verduftet.

Einige Zeit darnach lernte ich zu Oldenburg den wirklichen Sohn Julius Rosens, den Hofbüchereileiter, Geh. Rat Reinhard Rosen, kennen und befreundete mich sehr mit ihm. Ich erzählte ihm den Hergang und verursachte ihm keine geringe Entrüstung. Ähnliches Gelichter, versicherte er mir, habe in Europa und sogar in Amerika den volkstümlichen Namen seines verstorbenen Vaters, des Verfassers des vielgesungenen Volksliedes „Zu Mantua in Bänden“, in der selben Weise mißbraucht. Er sei der einzige, noch lebende Sohn Julius Rosens; sein einziger Bruder, Erich, war im Kriege von 1870 gefallen; er ließ sofort in deutschen und amerikanischen Zeitungen vor weiterem Mißbrauch seines ehrlichen Namens warnen . . .

Ein anderer Bettler, angeblich ein Bildhauer aus Freiburg, log mir einen langen Roman vor und rief schließlich in schwungvoller Hingerrissenheit: „Geben Sie mir zehn Mark, ich werde Ihnen meine Seele dafür verkaufen und sie übers Jahr wieder auslösen!“ Das war mir noch unerlebt! Ich gab ihm das Gewünschte, lief im Scherz an eine geschlossene Schubtruhe, zog eine Schieblade heraus und machte vor seinen Augen eine Handbewegung, als legte ich sorgfältig einen Gegenstand hinein; darnach schloß ich die Lade behutsam wieder, seinen Brustton nachahmend: „So, ich habe Ihre Seele hier eingeschlossen; lösen Sie sie wieder aus,

sonst wird sie oft unruhig in ihrer Haft hin und her rasseln.“ Er verschwor sich hoch und teuer, in einem Jahre wiederzukehren und die verpfändete Seele heimzunehmen. Ich berge sie heute noch in der Lade und der entseelte Leib des bildhauenden Kunstjägers gaukelt gewiß noch irgendwo lustig in der Welt umher, um weitere Seelenverkäufe bei gutmütigen Geprellten anzustellen . . .

Im Herbst 1905, als ich unter freundlicher Teilnahme weiter Kreise meinen fünfzigsten Geburtstag festlich hatte begehen dürfen, klingelte es spät abends. Etwas misstrauisch öffnete ich die Flurtüre selber und herein zwängte sich ein männliches Wesen, das, ehe ich es wehren konnte, meine Hand ergriffen hatte, um sie mit stürmischer Inbrunst sich an die Brust zu drücken. Als ich mich ihm sanft entwunden und nach seinem Begehren geforscht hatte, gestand er mir seine Absicht, tags darauf nach Amerika auszuwandern. Es habe ihn aber noch gedrängt, meine Hand, „die Hand des Dichters seiner Heimat“, zu drücken und er hoffe, daß „dadurch eine Kraft auf ihn übergehe, die seiner Zukunft frommen werde!“ Ich verstand den Wink und verabreichte ihm etliche Silberlinge — da ging denn allerdings auch eine Kraft auf ihn über . . .

Umgekehrt aber erging es mir zu Hammermühle in Hinterpommern. Ich kam von Bismarcks Landsitz Varzin und saß etliche Stunden einzeregnet im Bahnhofe. Mit einem Schicksalsgenossen, einem biedern Hausierer, unterhielt ich mich längere Zeit. Da das Unwetter nicht nachlassen wollte, der Gesprächsstoff schmal ward, wandelte meinen Gefährten Langeweile an und er grub aus seinem Krame zwei Zigarren hervor; eine zündete er sich mit Wohlbehagen an, die andere jedoch überreichte er mit unnachahmlich herablassender Handbewegung mir, indes er mich von Kopf zu Fuß durchbohrend musterte.

Zu seinem Erstaunen lehnte ich, als Nichtraucher, seine Gabe dankend ab. Doch unwillkürlich betrachtete ich mich gleichfalls, bis zu den Fußspitzen mich prüfend, ob ich wirklich schon so reiseverkommen und abgeschabt aussähe, daß ich bereits das Erbarmen eines armen Wanderkrämers erweckt haben mochte. Aber Vergnügen hat es mir doch bereitet, einmal von einem Hausierer einen Glimmstengel aus Mitleid zum Geschenk angeboten bekommen zu haben.

Schattenzug (Erste Reihe)

Im südlichen Frankreich geht die Sage, daß in der Nacht des heiligen Medardus die im Rhonestrom Ertrunkenen ihrem Wellengrabe wieder entsteigen. Manche Gestalten vergangener Zeiten ruhen noch drunten auf dem Strombett meines Gedenkens und die Fluten rollen über sie hin . . . Dämmert herauf, ihr Medardusnächte meiner Jugenderinnerungen, taucht auf, ihr längst versunkenen, alten Erscheinungen! leuchtet wieder, zum Leben erweckt, ihr erloschenen Augen, schaut frisch wie einst in die Welt und schwebt vor eurem Beschwörer in buntem Reigen vorüber! . . .

Karl Graf von Enzenberg. Ein untersehter Mann von gedrungener Gestalt, eine sich tief einprägende Persönlichkeit, die in Wesen und Erscheinung etwas Sokrateshaftes hatte. Er wäre besser Hochschullehrer als Offizier geworden, denn er sprach gern und mit Geist belehrend. Der Graf stammte von Singen am Hohentwiel aus kinderreichem Hause. Sein Vater pflanzte bei der Geburt jedes Kindes eine Pappel auf einer Insel im Weiher seines Parks und benannte sie nach dem neugeborenen. Ein merkwürdiges Geschick verhängte, daß beim jeweiligen Tod eines Kindes der Blitz in den seinem Andenken geweihten Baum schlug. Der alte, eigenwillige Pappelpflanzer entstammte noch einer rauhen, harten Zeit, die da glaubte, daß ein Vater volles Verfügungsrecht über Leben und Schicksal seiner Kinder besitze; er war noch so ein Vater vom Schläge Friedrich Wilhelms I. von Preußen oder des alten Günther, des Vaters unseres unglücklichen, großen, deutschen Lieberdichters, die ihre Söhne bis aufs Blut zu quälen verstanden. Als unser Graf, damals schon junger Leutnant, seinen Vater bei einem Familienfeste mit seinem Besuch unangemeldet überraschen wollte, um dem Altern den eine Freude zu bereiten, rief der Gestrenge, von Gästen umgeben, schon auf der Schwelle dem Ankömmling entgegen: „Habe ich dich eingeladen? unverzüglich reisest du zurück, woher du gekommen!“ und dem armen, wie mit Kaltwasser über-

gossenen Sohne blieb nichts übrig, als ohne Aufschub den damals noch recht beschwerlichen Postwagenweg vom Bodensee zur badischen Hauptstadt wieder heimwärts zurückzulegen.

Von jeher hatte der junge Offizier eigenartige, zuweilen absonderliche Einfälle. Aus den harten, blanken Silbertalern eines Monatsgehaltes ließ er, der nichts weniger als Geld zum Wegwerfen hatte, sich einen Briefbeschwerer in Gestalt eines Löwen gießen. Ein Dieb — sein eigener Bursche war es —, der seinen Schreibtisch vergeblich nach Schätzen durchstöbert hatte, ließ den vollachten Silberlöwen unangetastet stehen und meinte vor Gericht auf die Frage, warum er sich diese kostbare Beute habe entgehen lassen, „er habe nicht für möglich gehalten, daß es so verrückte Leute gebe, die einen echt silbernen Löwen offen hinstellten“.

Der selbe Mann, der sich in tiefsinnige, gedankliche Gräbeleien einspann, der für seinen Alleingebrauch Abhandlungen über gelehrte Stoffe und moderne Tagesfragen schrieb, der allmählich mit den bedeutendsten Zeitgenossen in geistreichen Briefwechsel trat, dieser „Theoretiker“ war in der „Offizierspraxis“ durchaus unbrauchbar. Mancher Schwank war im Umlaufe darüber. So sollte er bei einer Übung am Durlacher Turmberge mit seiner Abteilung einem „Feind“ entgegen treten; statt dessen aber zog er ihm nach und beide Gegner suchten sich den ganzen Vormittag rings um den Berg herum, ohne zum Gefechte zu gelangen.

Mit Stetsschrittmarsch — und dies lange vor preussischer Zeit — soll er seine Untergebenen bis zur Erschöpfung gefoltert haben. Auch schien er von der krausen Erziehungskunst seines Vaters eine kleine Ader übernommen zu haben. Heutzutage können Soldaten ihre Vorgesetzten beim Gräßen oder auf dem Übungsplatze nicht scharf genug ins Auge fassen; früher liebte man dies offenbar weniger. Enzenberg ließ einen Grenadier, der ihn vielleicht aus übertriebenem Pflichteifer allzu scharf angestarrt hatte, morgens vier Uhr (!), feldmarschmäßig ausgerüstet, bei sich in der Wohnung antreten und an seinem Bett Aufstellung nehmen. Der Mann mußte seinen Herrn Vorgesetzten einige Stunden lang auf Befehl ununterbrochen ins Auge fassen, mußte zusehen, wie dieser sich vom Lager erhob, sich wusch und ankleidete; schließlich sagte er freundlich zu dem Unglückswurm: „So, ich denke, nun haben Sie mich genug betrachtet“ und schenkte ihm beim Entlassen — einen Apfel! Dies ist ein Stückchen Soldatenerziehungsweisheit alter Zeit.

Der seltene Mann war mit einer schönen, feingebildeten, geistvollen Balthin vermählt und hatte zwei Kinder, einen völlig verblödeten Sohn

und eine liebe, kluge Tochter mit goldblonden Zöpfen. Der Junge, der wie ein tierisches Wesen auf allen vieren im Zimmer umhertroch und furchtbare Laute ausließ, war der Schrecken unserer Kinderspiele, denn seine Vernichtungswut zerstörte alles von uns im Spiel aufgebaute.

Kennzeichnend für Enzenbergs Art, alles zielgerecht und gründlich zu betreiben, ist während eines langjährigen Ruhestandes seine Schmetterlingsmalerei gewesen. Sein Töchterchen Olga hatte ihn zufällig eines Tages gebeten, ihr einen Schmetterling zu malen. Der Versuch war ihm über Erwarten geglückt; und nun bildete er sich zum ausschließlichen Schmetterlingsmaler aus, ja, er war zweifellos in dieser seltsamen Besonderheit der größte Meister in Europa. Aus allen Natursammlungen ließ er sich schöne, seltene Muster kommen und wußte sie mit unvergleichlichem Geschick in gleichsam hingehauchtem Farbenschmelz nachzutäuschen. Die im Laufe der Jahre auf viele Hunderte von kleinen Kunstwerkchen beträchtlichen Wertes angeschwollene Sammlung wurde nach dem Tode des Farbenmeisters für eine Kustkammer erworben.

Schmetterlingmalen und — Brieffschreiben waren das meisterliche Sondergebiet des merkwürdigen Mannes. Seine Briefe waren allerdings nicht Briefe im landläufigen Wortsinn, es waren Sendschreiben, Abhandlungen, woran er vor dem Absenden monatelang feilen und formen konnte, bis sie zur Gestalt von Denkschriften sich auswuchsen. Oft kam er mit solchen kleinen Denkmalwerken der Brieffstellerei seines rastlos lebendigen Geistes zu meinen Eltern, um sie wieder und wieder vorzulesen, bevor er sie, mehr und mehr vervollkommnet, an die Empfänger sendete, worunter ein Bismarck, ein Richard Wagner und ähnliche Größen keine Seltenheiten waren. Stets ist er einer Antwort gewürdigt worden, mochten die Anscrifter doch sofort herausfühlen, es mit einem an urwüchsigen Einfällen ungewöhnlich reichen Geiste zu tun zu haben. Schade, daß diese an Tiefinn und Verstandeschärfe so ausgezeichneten Schriftstücke in alle Welt verstreut sind und wohl niemals gesammelt werden.

So sandte er zur Kriegszeit 1870, als die Frage einer möglichen Einverleibung Elsaß-Lothringens noch erörtert ward, ein urtümliches Blatt an Bismarck, eine Ausgeburt echt Enzenbergischer Einbildungskraft: links sieht man darauf einen gutmütigen Widderkopf im Schnittbilde, dessen Umriß vom Rhein gebildet wird und den Namen „Baden“ trägt; geduldig späht das Tier nach den Festungen Straßburg und Metz aus, wie ein Schlachtopfer, das ergeben den Hieb des Schlächters erwartet; rechts aber gewahrt man das zum jungen Stiere verwandelte Tier in Halbstrinsseiten

stellung: Straßburg ist sein drohend blickendes Auge geworden und Metz sein stoßbereites Horn. Das Doppelbild trägt als Begleitschrift die Verszeilen:

In den Grafen Bismarck
Ab' immer Treu und Redlichkeit
Auch in polit'ischen Dingen
Und weiche keinen Finger breit
Von Elsaß und Lothringen! —

Meinen Vater und den Grafen verband treue Freundschaft, die aus schwerem Zerwürfniß ersprossen war. Er hatte zu Rastatt — wo wir ihm im zweiten Abschnitt dieses Buches schon einmal begegnet sind — als Vorgesetzter meinen Vater dermaßen vor der Front gekränkt, daß dieser ihn aus beleidigtem Ehrgefühl zum Zweikampfe fordern ließ. Enzenberg aber, ein Ehrenmann von edlem, hochsinnigem Gepräge, sah sein Unrecht ein, bat meinen Vater um Verzeihung und bot ihm seine Duzfreundschaft an, die vielleicht gerade darum durch Jahrzehnte so festgefittet war.

Um einem schrecklichen Dhirenkrebsleiden mit seinen Qualen und Unkosten zu entgehen — der Graf lebte keineswegs in einer seinem Stand angemessenen Wohlhabenheit — setzte er seinem Leben selbst ein Ziel. Mit wassergefüllter Pistole erschoss er sich 1887. Seine Tochter fand den Vater mit zertrümmerter Hirnschale. Ein knorriger Baumstrunk war gefällt . . .

Friedrich Bodenstedt. Wer das Glück hatte, in die klugen, hinter goldener Brille vorblinzenden Augen des herrlichen Mirza-Schaffy-Sängers zu schauen, vergift ihn zeitlebens nie. Im Sommer 1884, anläßlich eines Heilaufenthalts zu Wiesbaden, sprach ich ihn bei einer Begegnung auf der Rheinstraße an. Er meinte — echt Bodenstedtisch —, wenn zwei Dichter sich kennen lernten, müsse dies mit einer Flasche Schaumwein gefeiert werden, und lud mich in ein nahe gelegenes Weinstübchen ein, wo bei perlendem Sekt die denkwürdige Stunde unter Gläserklang begangen wurde. Bodenstedt war nicht umsonst der unvergleichliche Verherrlicher des „kathetischen Weines“!

Manchen Gang im Kurgarten taten wir zusammen, manche Tages- und Abendstunde verbrachte ich bei ihm allein oder im Familienkreise; seine als „Edlitam“ gefeierte, schwer leidende Gattin Mathilde wurde zu Tisch im Rollstuhle geschoben. Jedesmal mußte man von neuem sein unermessliches Gedächtnis bewundern; nicht nur, daß ihm jeden Augenblick eine Fülle von Belegstellen zur Verfügung stand; als wir zufällig von Hermann Lingg sprachen, führte er ohne weiteres den langen,

schwierigen Einleitungsgesang zu dessen umfangreicher Dichtung „Die Völkerwanderung“ ohne Stocken und Fehler an. Einen ganzen Abend trug er ein andermal die von ihm übersehten Sonette Shakespeares auswendig vor.

Einmal erzählte er mir im Kurgarten den erschütternden Roman von Heinrich und Charlotte Stieglitz und war erstaunt, daß mir damals die Geschichte dieses furchtbaren, zwecklosen Selbstmordes noch ganz fremd war; er rief: „Da sieht man, wie schnellebig unsere Zeit ist, daß die heutige Jugend ein Ereignis, das in meinen jungen Jahren die ganze, schöngeistige Welt erschütterte, schon völlig vergessen hat!“

Nicht lange zuvor war eine der angesehensten Zeitungen neu gegründet worden, die sogar längere Zeit Bodensiedts Bildnis als Stirnschmuck trug und als deren Herausgeber unser Dichter dem Namen nach galt. Ich trat eines Nachmittags in sein Zimmer; lächelnd wies er auf seinen Schreibtisch: „Da hat mir die X. Rundschau meine Handschrift über eine russische Schriftstellerin, die ich besonders empfohlen hatte, als unbrauchbar für ihre Zwecke zurückgeschickt; aber so sind die Zeitungen.“ „Ja,“ entgegnete ich schüchtern, „Sie sind doch der Herausgeber, und erhalten Ihre eigene Sendung wieder?“ „Oh,“ rief er, „ich beziehe für einige Jahre so und so viel tausend Mark Einkommen, wofür ich der neuen Gründung meinen Namen leihen muß; im übrigen habe ich keinerlei Einfluß auf das Blatt.“ Ich lernte wieder einmal, wie der Öffentlichkeit Sand in die Augen gestreut wird; denn unmittelbar zuvor hatte mir in meiner Heimat ein Bekannter gesagt: er halte sich die von Bodensiedt herausgegebene neue Zeitung, da man von einem solchen Herausgeber nur Gediegenes erwarten dürfe! Bodensiedt war ganz auf den Ertrag seiner Feder angewiesen und hatte schwere Kämpfe mit dem Leben zu bestehen, so daß seine Handlungsweise keinen Schatten auf ihn werfen darf.

Quälten ihn seine Schmerzen nicht — Bodensiedt litt schwer an Nasenwucherungen und hatte sich schon mehrfachen wundärztlichen Eingriffen unterziehen müssen —, so war er stets in gehobener, angeregt heiterer Stimmung; es war, wie wenn eine Sonne wärmend aus ihm strahle; man mußte ihn lieben; manchmal schien er in Überschwenglichkeit die ganze Welt umarmen zu wollen; nie hat es einen liebenswerteren Menschen gegeben. Den ihn folternden Nasenschmerzen trat er mit allerhand Betäubungsmitteln entgegen: er trank schweren, schwarzen Kaffee, rauchte starke Zigarren und nie fehlte ein Fläschchen kölnisch Wasser auf seinem Arbeitstische.

Man hat oft über Bodenstedts Eitelkeit zu spötteln beliebt. Auch in unsern Gesprächen bligte manchmal derartiges durch. Er sprach von einem Seebadaufenthalt mit König Georg V. von Hannover auf Norderney; er hatte auf Wunsch des blinden, später entthronten Herrschers seine schon beendete Badezeit verlängert, war in täglichem Verkehr mit seinem ihn hoch verehrenden Landesherrn, der ihm manche genussreiche Stunde der Erzählerkunst zu danken hatte, und der Welfenkönig hatte für ihn, außer schönen Redensarten, nicht die geringste Aufmerksamkeit als Gegengabe gehabt; nicht einmal das bescheidenste Ordensbändchen hatte er ihm als kleinstes Entgelt für das Opfer an Zeit und Geld angeheftet, was Bodensstedt dem Welfen nie ganz verziehen zu haben schien.

Auch die Erzählung von seiner großen amerikanischen Reise, die Bodensstedt 1880 wesentlich zum Zweck unternahm, seinen im fernen Westen verschollenen Sohn, allerdings vergeblich, zu suchen, war ein eigentümliches Gemisch von aufrichtigem Vaterschmerz und harmloser Eitelkeitsfreude an den unendlichen Huldigungen der Deutschamerikaner, die sich in Fadelzügen, Ständchen und Schiffbeleuchtungen zu Ehren des deutschen Dichters nicht genug zu tun vermochten. Aber wahrlich, wer solch überwältigenden Zauber auf viele Menschen, nicht zum wenigsten auch auf mich, ausübte, wie dieser Mann voll Herzlichkeit und Menschenliebe, dem durfte man eine kleine menschliche Schwäche schon zugute halten . . .

Gustav Freytag. Zur selben Zeit besuchte ich den gleichfalls zu Wiesbaden lebenden Dichter der „Ahnen“. Er war früher mit Bodensstedt so nahe befreundet gewesen, daß dieser, wie er mir selber sagte, einst sogar seine Hochzeitsreise zu Freytag machte. Später waren beide durch ein Zerwürfnis auseinander gekommen und hatten, wiewohl in der gleichen Stadt lebend, keinerlei Verkehr miteinander. Freytag erschien mir als der kühle, zurückhaltende, in schulmeisterlichem Tone „vom Katheder dozierende“ Gelehrte; von Bodensstedts Menschens- und Dichterwärme besaß er im persönlichen Verkehre wenig; vielleicht ist er mir durch diesen grellen Gegensatz noch kälter erschienen als er wirklich war. Dazu trug er gar noch einen glänzigen, schuppenartig gesteppten Hausrock, der ihm vollends das frostige Gepräge eines Fisches lieh. Noch tönt mir im Ohr, wie das erzene Jünglein einer Glocke, sein mir damals gar zu spießbürgerlich klingender Rat, den er mir beim Abschied mit langsamen, in ausdrucksvollem Künstlerbedachte gesprochenen, gleichsam abgehackten Worten mit auf den Lebensweg gab: „Nehmen — Sie — sich — ein — Weib — und — suchen — Sie — sich — einen — bürgerlichen — Beruf!“ Ich schied, kühl

bis ans Herz hinan, von ihm und flüchtete mich zum geliebten Bodensiedt, bei dem es einem warm und wohl wurde . . .

Ditto Noquette. Ein feines, fast zerbrechlich aussehendes Männchen von triebkräftigem, vielseitig und rastlos sprudelndem Geiste, dem in jungen Jahren der herzige Märchenwurf von „Waldmeisters Brautfahrt“ gelungen war. Sein Name lebte dadurch im Munde jedes Schrifttumsfreundes. Aber gerade dieser Ruhm war auch lebenslang sein Schmerz. Er konnte nicht verwinden, daß die Deutschen nur von seiner dichterischen „Jugendfünde“ Vermerk genommen hatten und diese jahraus, jahrein in neuen Auflagen zum Christkind erscheinen mußte, indes die gedankensvolleren, gereifteren Werke des Mannes und Greises von der großen Masse links liegen gelassen und höchstens von Feinschmeckern ab und zu gewürdigt wurden.

Ich besuchte den noch immer jugendlich beweglichen Dichter öfters in Darmstadt, überfiel ihn sogar einmal in winterlichem Morgenzwielicht beim Frühstück, und er meinte: „Jetzt sehe ich, daß Sie mich zu Ihren Freunden zählen, da Sie schon so früh morgens zu mir kommen.“ Er fühlte sich vergessen und vereinsamt in dem damals noch stilleren Darmstadt und war schwer bekümmert darüber, daß bei der fünfhundertjährigen Jubelfeier Heidelbergs (1886) etliche Hochschüler seinen Namen nicht mehr kannten und ihn auch nicht richtig zu schreiben vermochten!

Noquette, der nicht an der Tafel des Überflusses saß, dessen „Literaturprofessur“ nicht allzu reichlich ausgestattet war, hielt winters in zahlreichen Städten Vorträge zu seinem notgedrungenen Nebenverdienste. So kam er an eisigem Jännertag 1889 nach Karlsruhe, um im Rathausaal über das „Zeitalter der Empfindsamkeit“ zu sprechen. Ich befand mich unter den zahlreichen Zuhörern auf der Empore. Leider sank schon nach den ersten Worten Noquettes Stimme zu völlig tonloser Unverständlichkeit herab; vielleicht wollte er seinen unzeitgemäßen Stoff recht anschaulich empfindsam darstellen. Nur die ersten Bänke unten im Saale vermochten seiner murmelnden Rede noch zu folgen; auf der Empore, wo die größere Hitze im Vereine mit dem eintönigen Geplätscher des Vortrags unwiderstehlich einschläfernd wirkte, lagen die Menschen reihenweise, laut schnarchend, da, vorgesunken auf das Geländer oder zurückgebogen über die Holzlehnen der Sitzbänke; nie wieder habe ich Ähnliches erlebt und mich selber hielt lediglich das königliche Vergnügen an den Dornröschengruppen rings umher wach.

Als im Sommer 1892 die Huldigungszüge der bismarcktreuen Deutschen zum schwergekränkten Alt-Reichskanzler nach Kissingen anhuben,

schlug Noquette als ängstliches Männchen vor blassem Entsetzen die Hände zusammen und stammelte furchtbewegt die Worte hervor: „Das ist ja Revolution!“

Der edle Dichter, der stets im stillen etwas ergrimmt, wenn ihn jemand auf seinen „Waldmeister“ ansprach, erlebte noch an seinem 70. Geburtstag eine anmutige Huldigung. Beim Festmahle bewarfen die Festteilnehmer ihn, den Sänger des herrlichen Liedes „Noch sind die Tage der Rosen“, von der Empore herab mit einem Regen von Rosen, der ihn unter überfließender Blütenmasse fast zu begraben drohte. So folgten ihm doch bis zuletzt die unabweisbaren, uralten Waldmeistergespenster! . . .

Michael Bernays. Der grundgelehrte, glänzende Lehrer und Geschichtsschreiber deutschen Schrifttums; ein Riese, dessen abschreckende Hässlichkeit man über seiner blendenden Lebenswürdigkeit und seinem unermesslichen Wissen völlig vergaß. Die Masse der in seinem Haus aufgestapelten Bücherschätze hatte fast etwas erdrückendes; nicht nur die Zimmerwände, selbst die Hausgänge, sogar der Raum über den Türen war bis zur Decke hinauf mit Büchern, oft schweren Großbänden, dicht besetzt; es schien ordentlich ein Vollwerk der Bücherweisheit zu sein. Das Gedächtnis des Beherrschers dieser Bücherwelt ging noch über das vielgerühmte Bodensiedts hinaus. Führte Bernays etwas aus dem Stegreif an, so vermochte er mit fast unbegreiflicher Genauigkeit die Stelle des „Zitats“ bis auf die rechte oder linke Buchseite oder die Zeilenzahl von oben oder unten anzugeben. Rechtsbesessene sagten: dieser Mann verstehe von Rechtskunde soviel wie ein Fachmann; Gottesgelehrte behaupteten: dieser Mann beherrsche die Theologie wie ein Gottesgelehrter von Beruf; auf jedem Gebiete menschlichen Wissens wußte er, als gleichsam Einheimischer, den größten Eindruck hervorzubringen.

Bernays, der Meister deutscher Stilkunst, war eine tiefkünstlerische Natur, ein Vortragsmeister von Gottes Gnaden; ihn ein Schauspielwerk unseres klassischen Schrifttums vortragen zu hören, war eine unvergeßliche Lebenserinnerung. Ofters lud er kleinere und größere Kreise zu sich, sie dieses Genusses teilhaftig werden zu lassen. Eine Vorlesung von Schillers „Piccolomini“ steht mir ihrer bildwerkhaften Herausformung halber in leuchtendem Gedächtnis; alles Feuer, Leben, Anschaulichkeit.

Diese Gelehrtennatur war nicht vom Bücherstaube verschüttet; ihr Gepräge hatte oft etwas kindlich zutrauliches; er brachte allen Menschen, bisweilen auch Unwürdigen, volles herzliches Vertrauen entgegen, die selbe

vornehme Gesinnung, die ihn beseelte, bei jedem als selbstverständlich voraussetzend.

Im Herbst 1892 hielt Bernays anlässlich der Enthüllung des Scheffels denkmals die Weiherede im Museumsaale zu Karlsruhe, ein tiefdurchdachtes, gedankenfunkelndes Meisterstück deutscher Festberedsamkeit; eine Aufgabe, die ihm um so schwerer fallen mußte, als Scheffel seinem Wesen und Denken völlig ferne stand und er sich erst in dessen Werke zu diesem Zwecke fast gewaltsam einlesen und einleben mußte. Mehrmals veranstaltete Bernays Probevorlesungen dieser Festrede vor einem geladenen Kreis in seinem Hause, wohl um die Wirkung seines Wortes auf die Hörer zu prüfen; fast schien es, als empfinde er, sich auf ein ihm fremdes, ihm nicht recht liegendes Gebiet begeben zu haben.

Am Allerheiligentage 1892 schrieb der edle, lautere Mann die Faustworte — echt Bernaysisch — in mein Hausbuch: „Zum höchsten Dasein immer fortzustreben!“ . . .

Jakob Burckhardt. Der Verfasser der herrlichen Werke über die Renaissance, der „Köbi“, wie seine Baseler Landsleute in mundartlicher Vertraulichkeit ihn gemächlich nannten. Im Herbst 1888 weilte ich bei seinem Vetter Fritz Burckhardt, dem Gymnasiumsvoortand, in Basel zu Gaste. Mein lebhafter Wunsch war, dem „Köbi“ persönlich zu begegnen; ein solcher Anschlag mußte mit List und Schlaueit durch indianerhaftes Anschleichen ins Werk gesetzt werden. Vetter Fritz versperrte ihm im Haus für der Lesegesellschaft, wohin der große Gelehrte sich allmorgendlich zu begeben pflegte, den Weg und stellte mich ihm vor. Abends bei gemütlichem Glas Bier wäre dies unmöglich gewesen. Jakob Burckhardt besuchte zwar seit Jahrzehnten jeden Abend die selbe Wirtsstube, saß am selben Tische, trank aus dem selben Glas und liebte, nur die selben gewohnten Gesichter um sich zu sehen; hatte jedoch einer der Tischgenossen den Mut, einen Fremden einzuführen, so erhob sich der gewohnheitsliebende Hagesstolz und Sonderling sofort und empfahl sich murrend.

Jakob Burckhardt war von untersehter Gestalt, trug einen mächtigen Kopf auf breitem Halse, der von zahllosen Hautfalten förmlich umwampft war, so daß ich an den faltigen Hals einer Schildkröte denken mußte. Der seltsame Mann haßte das Abgebildetwerden und verweigerte den Zeitschriften sein Bildnis. Vetter Fritz, ein großer Liebhaberlichtbildner, hatte ihn hinter seinem Rücken, wie er mit der Mappe unterm Arm in die Vorlesung humpelte, aufgenommen und behauptete, wenn Jakob dies wüßte, so brähe er jeden Verkehr mit ihm ab.

Einmal gelang es der Familie, den grilligen Eigenbrötler zu bewegen, sich trotz alledem Lichtbildern zu lassen; nur knüpfte Jakob die Bedingung daran, nicht lange bei dem betreffenden Künstler warten zu müssen. Man verabredete daher mit dem Lichtbildner eine Nachmittagstunde, in der er dem „größten Bürger Basels“ zuliebe niemanden sonst empfangen möge. Unser Jakob geht hin, wird aber an der Türe von der Magd, die in dem schlichten Manne nicht den gewaltigen Gast vermutete, mit den Worten empfangen: „Heute wird nicht photographiert; wir erwarten den berühmtesten Mann von Basel!“ „So,“ brummte der „Röbli“ ihr entgegen, „der bin ich nicht, da kann ich wieder gehen“, und sei dann nicht mehr in die Werkstatt des Lichtkünstlers zu bringen gewesen.

Als Seltsamkeit erzählte man sich in Basel, der große Kunstkenner sei einmal nach Berlin gereist, um die neue Erwerbung einer Kunstsammlung in Augenschein zu nehmen. Er ließ sich in einsamer Stunde die Kunsthalle aufschließen, umschritt das Kunstwerk und betrachtete es, in tiefes Sinnen versunken, einige Stunden lang; dann fragte er den Beschließer, was es gekostet habe; als ihm dieser eine außerordentlich hohe Summe nannte, wiegte Jakob sein mächtiges Haupt bedächtig und brummte vor sich hin: „Das ist es wert.“ Sprach's und reiste nach Basel heim, ohne irgend etwas anderes seines Blickes zu würdigen.

Anlässlich meines Besuches in Basel erfuhr ich aus einem kleinen Erlebnis, daß die Bewohner Zürichs unter den Schweizern als die wenigst umgänglichen verrufen zu sein schienen. Mein Gastgeber schlug mir vor, ich möchte für den nächsten Tag einen Ausflug unternehmen, da er einige Herren zum Essen erwarte. Auf meine schüchterne Anfrage, ob ich diese Gäste nicht auch kennen lernen dürfe, meinte er, etwas verlegen: „Ja, es wär' schon recht, wenn's numme (nur) kein' Zürcher wäre! Die sind so intimidiert, wenn ein Fremder dabi isch.“ Ich nahm am Tage der Züricher Reifhaus nach Hausen, um dem Hebelhaus im Wiesental einen Wallfahrtsbesuch abzustatten . . .

Wilhelmine von Hillern. Die fast übergeistreiche Tochter der trotz alledem und alledem in ihrer Art unübertroffenen, unvergeßlichen Birch-Pfeiffer, eine mir altvertraute Gestalt aus Freiburger Knabenzeiten.

Am Todestage Kaiser Friedrichs III., dem geschichtlichen 15. Juni 1888, einem der traurigsten Gedenktage deutscher Kaiserzeiten, war ich ihr Gast zu Oberammergau. Frau von Hillern hatte sich nicht lange zuvor ein schlöfchenartiges Landhaus in mächtigem Garten gebaut und fühlte sich glücklich unter den frommen Landleuten; sie erzählte in begeisterter Hinz

gerissenheit, wie ihr beim erstmaligen Betreten des passionsspielberühmten Ortes die am Dorfeingang — ich glaube, in einer Bergblende oder Höhle — aufgestellte Gestalt Christi deutlich gewinkt habe, ein untrügliches Zeichen, daß sie hier sich niederlassen solle! Über ein damals in Zeitungen spukendes Gerücht, sie sei zum katholischen Glauben insgeheim übergetreten, spottete Frau von Hillern: „Nein, meine Kritik“ — wobei sie das i der zweiten Silbe auffallend stark und lang betonte — „lasse ich mir nicht nehmen“, indem sie die hübsche Bemerkung hinzufügte: „Die katholische Kirche ist übrigens ein Schiff, das auch ohne Fahrgäste fährt.“

Bei unserem einsamen Abendessen, zu dem die merkwürdige Frau in langer, schwerer, seidener Schleppe hereingerauscht kam, wußte sie so unerschöpflich des bedeutenden und hinreißenden zu erzählen, daß Essen und Trinken wiederholt darüber vergessen wurden, ja, daß die Speisen erkalteten, abgetragen und neugewärmt wieder aufgetischt werden mußten. Die Erzählerin mit ihren Feuer Augen, ihren Haarlocken, ihrer männlich harten, siegelringgeschmückten Hand, wie sie sich, vorgebeugten Leibes, gleichsam kampfbereit wider den Tisch stemmte, erschien wie eine zu gewaltigem Sprung ausholende Löwin. Keine Frau der Welt kann reicher an funkelnden, ursprünglichen Einfällen gewesen sein. Stundenlang, bis tief in die Nacht, währte die oft unterbrochene, gesprächegewürzte Mahlzeit. Dann riß die hinreißend hingerissene Sprecherin die Altantür auf: da stand gegenüber ein schattenhafter, riesiger Bergkogel im Mondschein; oben hob sich, bildhauerhaft herausgearbeitet, vom blauen Nachthimmel das Kreuz des Erlösers ab, und, gebadet im Mondlichte, ragte die seidenrauschende Frau, nach dem Kreuze deutend, mir ernst zur Seite, wie die zaubermächtige Beherrscherin dieses Gebirgstales.

Zwei Jahre später, im Sommer 1890, pochte ich abermals an ihre Pforte, diesmal selbst ein Passionspilger. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nicht bei ihr abgestiegen; aber schon hatte ich mir in dem überfüllten Dorf auf einem Dachboden ein schwülig dumpfes Gemach ergattert: ach, diese im Flug eingerichteten Bodenkammern waren durch aufgespannte, weißgraue Spapierwände — höchst feuersgefährlich — mit chinesischer Kunstfertigkeit zustande gekommen! Nachts sah man, wie bei trübem Theatermondschein, durch das Spapier die unterweltlichen Schatten sich Entkleidender und zu Bette Steigender.

Frau von Hillern traf ich in starker Erregung über ein unangenehmes Erlebnis, das sie kurz zuvor mit dem päpstlichen Nuntius Agliardi, der ihre Gastfreundschaft genossen, gehabt hatte. Begleitet von einem mäch-

X Wilhelm u. Peter Hub von Oberrhein
Wolken Zuber u. Passionsroman am Kreuz

tigen Hunde, gestützt auf einen starken Stock, der unter ihrer Wucht schier zu brechen drohte, schritt sie im Garten umher, Befehle mit der männlichen Bestimmtheit ihrer fast wilden Triebkraft den Arbeitern erteilend. Beim Dammbauen, beim Baumausroden, beim Leichengraben gemahnte sie mich an einen weiblichen Faust; auch sie hätte das Zeug dazu gehabt, nach ihrem Geheiß Wälle aufwerfen und Meere zurückdämmen zu lassen . . .

Friedrich Heyser und Frau Helene Ahl. Ausgang 1885 sah ich am Fenster einer Karlsruher Kunsthandlung die Hanfstänglsche Wiedergabe eines mich fesselnden Bildes ausgehängt, obwohl es nicht ganz frei von Süßlichkeit war; darunter stand „Waldfelse von Friedrich Heyser“. Beim Lesen von Dichtungen wie beim Anschauen von Bildwerken überkommt mich oft unwiderstehliche Sehnsucht, den Dichter, den Künstler persönlich zu kennen. Und so ward ich auch dieses Mal von unüberwindlichem Drange nach persönlicher Bekanntschaft des Schöpfers dieses Bildes erfaßt. Aber ich dachte mir ihn in weiter Ferne, vermutlich in München; also werde es wohl beim frommen Wunsche bleiben.

Abends ging ich zu Scheffel, der mir kurz vor meinem Aufbruch sagte: „Da war gestern ein junger Künstler bei mir, der mich durchaus zu malen wünschte. Auch eine Gönnerin von ihm, Frau Ahl aus Harzburg, ist schon mit derselben Bitte bei mir gewesen; sie möchte, scheint es, dem jungen Manne durch ein Konterfei von mir schnell einen Namen machen; aber ich bin zu alt, habe keine Geduld und sitze keinem Maler mehr. Zu seiner Verglaubigung hat mir der junge Künstler ein Bild dagelassen, das wirklich Begabung verrät.“ Wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als sich der Eckeharddichter häckt, neben dem Sofa eine Mappe heraufholt und mir die „Waldfelse“ vor Augen stellt! Ich erzählte Scheffel von meinem Entzücken am Morgen, und er meinte, die persönliche Begegnung sei nicht schwer zu veranlassen. Kaum daheim angekommen, erhalte ich von Professor Kanoldt, dem Schöpfer herrlicher klassischer Landschaften, ein Einladungskärtchen: „Kommen Sie morgen zum Abendbrot; wir sind ganz unter uns; nur ein junger, mir empfohlener Maler: Friedrich Heyser, wird dabei sein.“ Nun schien es ernstlich des Schicksals Wille, daß wir nicht ineinander herumgehen sollten. Vom ersten Augenblick an waren wir Freunde, als seien wir schon seit Jahren vertraut gewesen. Bald verging kein Tag, da ich nicht stundenlang in Heyfers Künstlerwerkstatt weilte, kein Abend, den er mir nicht widmete, mir aus seinem Leben, von seinen Arbeiten berichtete. Dieses Leben war die richtige Künstlernovelle.

Oft sprach er begeistert von seiner Schützerin und Freundin, Frau Helene Uhl, die mit ihren Töchtern gleichfalls zu vorübergehendem Aufenthalt nach Karlsruhe übergesiedelt war, und es dauerte nicht lange, so ward auch ich als Freund des Hauses dort eingeführt.

Heyser entstammte ganz kleinen, ärmlichen Verhältnissen in Mecklenburg. Der Vater war frühe gestorben, die Mutter schlug sich mühsam durch. Der Dorfgeistliche war auf den begabten Jungen aufmerksam geworden und unterrichtete ihn unentgeltlich in edelmütiger Weise. Da sah Heyser eines Tages im Pfarrhaus eine Mappe mit Kupferstichen nach Gemälden der Dresdener Kunstsammlung. Von jener Stunde an flammte nur noch ein Gedanke in seiner Seele: Dresden! so wie einst auf Jacques Callot das Wort „Florenz“ einen ähnlichen Zauber ausgeübt hatte, so daß er sich als Knabe Zigeunern anschloß, die dorthin ziehen wollten.

Nach Dresden mußte Heyser um jeden Preis, und sollte er sich durchbetteln! Diese Bilderherrlichkeit mußte er mit eigenen Augen schauen! Böllig mittellos machte er sich auf den Weg, erreichte schließlich die gewaltige Elbestadt und trat bei einem Lüncher als Lehrling ein. Sonntags aber malte er auf eigene Faust Gemälde in der Bildersammlung nach. Da schaute ein fremder Herr ihm über die Schulter und fragte: „Wessen Schüler sind Sie?“ Betroffen erwiderte der Lünchergeselle, daß er keinen Lehrer habe. „Nun, von heute an sind Sie mein Schüler,“ sagte der Fremde, „ziehen Sie alsbald zu mir und malen Sie in meiner Werkstatt!“ Es war der berühmte Bildnismaler Pohle, der Heyser's außerordentliche Begabung sofort erkannt hatte. Jetzt begannen bessere Tage für den jugendlichen Kunstjünger, und mit Riesenschritten ging es aufwärts. Der König kam in Pohles „Atelier“: Heyser erhielt den Auftrag, Bilder im Louvre zu Paris für ihn nachzubilden.

Nach der Heimkehr aus Frankreich eröffnete ihm Pohle, eine befreundete Dame in Harzburg, Frau Uhl, suche für ihre beiden Töchter einen Zeichenlehrer, und er möge die Stellung versuchsweise zunächst annehmen. Heyser zögerte lange, weil er selbständig zu bleiben wünschte; endlich reiste er in den Harz, und mit dem Eintritt ins Haus jener seltenen Frau war sein Lebensglück entschieden. Eine solche Gönnerin zu haben, bedeutete Segen und Gefahr: Segen, weil sie den Schützling vor äußerer Not bewahrte; Gefahr, weil sie ihn fast selbstsüchtig für ihre eigenen, wenn auch überaus künstlerischen Zwecke ausnützte, aber der Welt und einem breiteren Bekanntheit entzog. Auf Jahre hinaus war er nun, ich möchte fast sagen, der Hofmaler der wundersamen Dame, die, obwohl niemals der Öffentlichkeit

angehörend, dem Dunkel des Vergessenwerdens entrissen zu werden verdient. Ihre ganze geräumige Wohnung war eine Heyserammlung; sie ließ kein Bild dieses Malers in andere Hände kommen; sie kaufte ihm jedes Werk sofort selbst ab. Er malte für sie Bilder berühmter Männer und Leute aus dem Volke, die sie aus irgendwelchen Gründen im Bilde festgehalten wünschte. Sie konnte den fremdesten Menschen auf der Straße stellen und bitten, sofort zum Gemaltwerden mitzukommen. Oft sagte sie mir: „Ich will mein Leben zum Märchen gestalten.“ Und so hatte sie denn auch für Märchendichter eine Vorliebe. Sie ließ dem alten Gustav zu Putlitz als dem Verfasser von „Was sich der Wald erzählt“ keine Ruhe, bis er sich von Heyser hatte malen lassen. Das Bild wurde das beste von allen Putlitzbildern. Da der bejahrte Dichter nur zum Malen des Kopfes sitzen wollte, bat Heyser mich, Putlitz meine Hand malen zu dürfen, was ich mit Vergnügen gestattete. Das Putlitzbild hängt in dem Landhaus Uhl zu Harzburg an grüneschmücktem Ehrenplatze; in eigentümlicher Schicksalsverfettung ist es am Tage, da Putlitz starb, von der Wand herabgestürzt.

Nur wenige Beispiele für die wundersame Art, wie Frau Uhl mit den Künstleraugen eines Kleinlebensbildmalers die Welt betrachtete und ihre Träume sofort in Wirklichkeit umzusetzen verstand: sie geht über den Karlsruher Markt, sieht eine junge, Gemüse verkaufende Bäuerin sitzen. „Kommen Sie mit, Sie sollen gemalt werden!“ Die aus Wolken gefallene Verkäuferin erklärt, sie müsse zuerst ihre Körbe abgesetzt haben und dann ins Dorf Stupferich nach Hause. Frau Uhl kauft sofort ihre ganze Ware auf, packt die Verblüffte in eine Droschke, fährt vom Fleck weg mit ihr ins heimatliche Dorf und bittet die Eltern, das Mädchen ihr vierzehn Tage zum Gemaltwerden anzuvertrauen. Bei dieser Gelegenheit sieht sie die vielfachen Mängel ländlicher Einrichtung. In den nächsten Tagen schickt sie den Bauersleuten zu Dank eine neue Zimmereinrichtung, allerlei Hausgerät, sogar Vorhänge zum Wohnlichmachen! Das Geld spielte da keine Rolle. „Heyser, hier bringe ich Ihnen eine Madonna!“ Und der junge Künstler schuf aus dem Bauernmädchen eine Muttergottes, die in weißem Gewande, mit rabenschwarzen Haaren, die Blicke starr auf ein Kreuzifix, das sie in Händen hielt, geheftet, jeden Beschauer fesselte. Wir taufte das eindrucksvolle Bild scherzweise „Die Madonna von Stupferich“!

Ein andermal fährt sie mit Heyser durch einen Vorort Berlins. An einem Brunnen lehnt, träumerisch überhängend, ein Jüngling. „Heyser, ein Narziß!“ Sie steigt aus, dingt den schönen jungen Fremdling ungesäumt; es geht aber nicht ohne Schwierigkeit ab. Er ist Buchbindergefelle,

muß erst für ein paar Wochen von seinem Meister losgekauft werden. Und Hensler schuf auf den Wink seiner künstlerangigen Gönnerin einen prachtvollen Narziß. Später bekam das Narzißbilde die Schwindsucht. Da Frau Ahl in ihrer Herzensgüte keinen Fall ließ, nahm sie den Leidenden zur Pflege in ihr fürstlich schönes Heim im Harz auf; und noch sterbend dankte er ihr mit brechenden Augen: die Zeit in ihrem Hause sei die einzig glückliche seines Lebens gewesen! Überhaupt gab es manche Sterbende, die den Wunsch äußerten, ihre Wohltäterin, die wie eine Märchenfee nur Segen und Liebe um sich zu verbreiten wußte, noch einmal zu schauen, und der letzte Augenaufschlag galt dankbar der edeln Frau, die von ihren großartigen Mitteln so großartig Gebrauch zu machen verstand.

Außer dem Maler hatte Frau Ahl auch einen Tonwerker herangezogen und ihn aus dem Füllhorn ihrer Güte überschüttet: den späteren Vorstand der Berliner Singakademie und Tonseker Georg Schumann. Ihm hatte sie in ihrem herrlichen Park ein reizendes Häuschen zu stillem, weltabgeschiedenem Schaffen erbauen lassen. Manche Stunde lauschten wir dort, wie in Märchenträume entrückt, den wundervollen Weisen und Traumsflügen des jugendlichen Tonkünstlers. Ja, Frau Ahl verstand es, ihr Urbild zu erfüllen und sich ihr Leben und das anderer zum Märchen zu gestalten. Nach einigen Jahren wurden der Maler und der Tonseker die Ehegatten der beiden anmutigen Töchter ihrer kunstbegeisterten Gönnerin.

Meine Reise nach Griechenland im Frühjahr 1886 setzte dem vertrauten Verkehr in Henslers Werkstatt ein Ende; als ich heimgekehrt war, hatte der herrliche Künstler mit den Damen Ahl meine Vaterstadt verlassen ...

Karl Alexander von Sachsen-Weimar und spätere Beziehungen zu seinem Hause. Es war nicht bei jenen ersten, früher geschilberten Begegnungen in Weimar und Schloß Wilhelmstal geblieben. Der greise Großherzog hatte mir bei jeder Gelegenheit Zeichen seines dauernden Wohlwollens erwiesen.

Im Frühjahr 1884 weilte ich in Weimar zu Besuch bei meinem Nordkapreisegefährten, dem alten Oberst Panse, wobei ein Vortrag meiner Dichtungen in der Gesellschaft „Erholung“ für kommenden Winter verabredet wurde. Der Großherzog hatte durch den mir befreundeten Wartburgkommandanten von Arnswald von meiner Anwesenheit in seinem Lande vernommen und ließ mich nach der Wartburg einladen, wo er seinen regelmäßigen Frühjahrsaufenthalt zu nehmen pflegte. Zwei Tage war ich auf der Burg, kühle Waidtage, und es flackerte das offene Kaminfeuer im Rittersaale, wohin wir uns nach dem Gabelfrühstück begaben und wo mir

der Großherzog die Laute des Minnesängers Oswald von Wolkenstein zeigte.

Im Dezember 1884, bei einer Bärenkälte, hielt ich abermals meinen Einzug in das alte Weimar. Ich war stockheiser, mußte jedoch trotzdem aufs hohe Seil. Die Nervenüberreizung befreite mich für die Stunde des Vortrags, welchem Großherzog und Erbgroßherzog anwohnten, von dem lästigen Halsübel. Unter den Hörern befanden sich Hofbühnenleiter von Loën und der Dichter Julius Grosse, die mir in der Folge freundschaftlich zugetan blieben. Tags danach war ich in längerem Empfang bei Karl Alexander und zum Abendimbiß. Zuvor wohnte ich in der Intendantenloge einer Aufführung von Glucks „Orpheus“ an, lernte dort den Maler von Gleichen-Rußwurm, einen Enkel Schillers, kennen, und fuhr mit ihm in Herrn von Loëns Wagen zur Abendtafel ins Schloß. Hier fand sich eine kleine Herrngesellschaft zusammen, die nur aus dem Großherzog, seinem Adjutanten von Palécieux, den Herren von Loën, von Gleichen-Rußwurm und mir bestand. Man speiste oben im Wintergarten des Schlosses unter südlichen Bäumen und sah in angenehmer Wärme durch die reifglitzernden Kristallscheiben die Lichter des nächtlichen Weimars emporerschimmern, was mich in unsagbar behaglich-dichterische Stimmung versetzte: saß ich doch hier oben mit dem Enkel Karl Augusts und dem Enkel Schillers zusammen, und mir war, als ob alte und neue Zeit sich wundersam die Hand reichten. Bei aller Dichterstimmung habe ich in meinem Leben noch nie so viele Mustern gegessen wie an jenem denkwürdigen Abend, der in anmutig angeregtem Gespräche bis in die Nacht gedehnt wurde.

Karl Alexander erzählte mir, daß er mich im vorigen Herbst bei der Aufahrt der Fürsten zur Einweihung des Niederwalddenkmals deutlich in der Volksmenge erkannt habe; er hatte mir damals tatsächlich derart persönlich gewinkt, daß ich an seinem scharfen Auge nicht gezweifelt hatte. Zugleich meinte er schmunzelnd: für einen Dichter sähe ich zu wohlgenährt aus, Dichter müßten mager sein und an Dachstübendasein erinnern! Ich sei entschieden zu dick geworden!

Aber Karl Alexander glaubte die Welt lange Zeit, ihre Wiße reißen zu dürfen; seine mit etwas sprödem Lächeln und seltsam flüsternder Aussprache hervorgestoßenen Worte mochten dem Fernerstehenden oft etwas geziert, ja manchem sogar gedrehselt klingen. Aber er steckte voll schalkhafter Laune, hatte das Herz auf dem rechten Fleck, war ein ganzer Mann und ein ganzer Fürst. Sogar unbedeutend hat man ihn zu schelten gewagt! Von ihm wurde das Wort, das geflügelt zu werden verdiente, geprägt:

„Dreierlei Orden gibt es: erdiente, erdienterte und erdinierte!“ Sollte der Erfinder solcher Wigworte vielleicht ein gewöhnlicher Kopf gewesen sein? Viele von den auf seine Rechnung geschriebenen Geschichtchen sind erfunden oder aufgebauscht; manches von ihm scherzhaft gemeinte Wort ward aus Böswilligkeit oder Dummheit als ernstgemeint verbreitet.

Auch den damals in Weimar sehr gefeierten Lonscher Lassen besuchte ich auf seine freundliche Einladung und war erstaunt über die Unmasse von trockenen Lorbeerfränzen, womit alle Wände seines Zimmers ausgepolstert waren; ich hätte es in solchem Walde durrer Blätter nicht ausgehalten.

Mein Gastfreund Pausé führte mich auch bei Liszt ein, der mir als gebietende Persönlichkeit in langem, samtendem Hausrocke mit sieghaft überwältigender, mich bezaubernder Liebenswürdigkeit entgegentrat. Ich muß gestehen: als ich meine Hand in die Liszts legen durfte, durchrieselte mich ein ehrfürchtiger Schauer und ich konnte während unseres Gespräches nur mit Mühe die Blicke von dieser wunderbaren Künstlerhand losreißen, die dereinst auf unerhörten Siegeszügen durch ganz Europa die Menschheit zu namenlosem Entzücken hingerissen hatte.

Vor meiner Abreise von Weimar war ich noch eine Stunde lang bei dem mir so gütig gesinnten Fürsten, und er führte mich durch zahlreiche Gemächer zu seiner Tochter, der geistvollen Prinzessin Elisabeth, neben der ich bei Tafel stets auf dem „Künstlerplatze“ zu sitzen pflegte. Sie trug mir warme Grüße an Felix Mottl auf, mit dem sie viel Musik getrieben hatte.

Karl Alexander hatte seinen alten Lieblingsgedanken, mich nach Weimar oder Jena zu ziehen, nicht aufgegeben und kam wiederholt darauf zurück; aber meine häuslichen Verhältnisse hatten sich durch den Tod meiner Mutter derart verändert, daß an eine Trennung von der Heimat damals nicht zu denken war. Jahrelang stellte ich mich am Johannisstage, Karl Alexanders Geburtsfeste — das er stets auf dem Saaleschloß Dornburg zu verbringen pflegte —, unter der Zahl der Glückwünschenden aus der Ferne ein, und bei jedem neu erscheinenden Werke von mir erhielt ich Beweise seiner treuen Teilnahme.

Vier Wochen vor dem Tode des Großherzogs war ich zum letzten Male sein Gast in Weimar, Dezember 1900. Da sprach er viel über Liszt, den er die „edelfste Emanation Gottes“ nannte, erzählte mit lebendiger Gedächtnisfrische von Italien und erinnerte sich eines merkwürdigen Vorkommnisses, das ihn glauben lasse, wir seien dereinst schon einmal auf dieser Erde gewandelt. Er schilderte nämlich ein Schloß im Venetianischen,

das er beim ersten Besuche genau so getroffen, wie er es zuvor in seiner Einbildungskraft geschaut, und scherzend meinte er: „Vielleicht bin ich damals Tyrann von Syrakus gewesen!“ Nach jedem Gange der gemüthlichen Abendtafel verschwanden der bedienende Leibjäger und die Kammerbedienten; war abgegessen, so klingelte der alte Herr hausväterlich mit einer Glocke, deren Handgriff aus prachtvollen silbernen Blättern getrieben war. Nach Tische geleitete der Fürst mich durch einen langen Flur und zeigte mir Handzeichnungen von Michelangelo sowie eine etruskische Urnenkiste. Ich erzählte ihm, daß ich in der Kunstsammlung zu Volterra ähnliche gesehen. Zuletzt führte er mich vor einen herrlichen Farbenentwurf, der auf einer Staffelei stand und sagte mit einem Anfluge von Gerührtheit: „Dies ist von Raffaels Hand, eine Studie zur Farnesina!“ Dann nahm ich für ewig Abschied von einem der edelsten, großdenkenden und hochherzigsten der deutschen Fürsten.

Vier Jahre danach, im Sommer 1904, durchwanderte ich den Wald von Biligrad bei Schwerin, zuletzt von einem Feldschußmann geleitet, der den kacken Eindringling in dies märchenschöne Heiligtum aufgreifen wollte, und schickte durch einen Hofbedienten meine Karte der Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg ins Schloß. Es war dies eben jene Prinzessin Elisabeth, die Tochter meines gütigen, alten Karl Alexander, die sich seit unsern gemeinsamen Wartburgtagen mit dem hochsinnigen Mecklenburger Herzog vermählt hatte. Trotz früher Morgenstunde empfing sie mich mit altgewohnter Güte. Sie schien soeben von einem Ritze heimgekehrt, denn sie stand in Federhut und reifkleidartigem Anzuge mit fürstlichem Gebaren vor mir und stellte mich dem kurz danach eintretenden Gemahl als „alten Bekannten von uns“ vor. Zwei geschlagene Stunden führten Herzog und Herzogin ihren Gast in dem wundervollen, ungeheuren Schloßpark umher; lange saßen wir auf einer Bank, ich zwischen beiden in der Mitte, und sprachen von alten Zeiten, indes oben der leise Wind in den sonnendurchblitzten Wipfeln rauschte und zu unsern Füßen der Schweriner See seine glitzernden Wellen ans Ufer spülte. Die Herzogin schien sich über meine verehrende Anhänglichkeit an ihren „lieben Vater“ sehr zu freuen und schalt mich, nicht schon früher einmal gekommen zu sein. Ich blieb zu Tisch als alleiniger Gast bei ihnen, und sie ließen mich am Nachmittag in ihrem Wagen zur ziemlich entfernten Bahnhaltestelle bringen.

Leider ist das Glück dieses edeln Paares bald danach zerstört worden: die Herzogin erlag einem tückischen Leiden. Aber ihr hoher Gemahl hat als Erbe das Wohlwollen der großherzoglichen Familie von Weimar auf mich

übertragen; wiederholt habe ich nach dem Tode seiner unvergeßlichen Gemahlin als sein Gast zu Wiligrad und zu Braunschweig, wo er zum Landesregenten erwählt ward, geweilt und mich stets an seinem frischlebendigen, menschlichschönen Wesen erquickt. Nichts gemüthlicheres, als auf der rosenumsponnenen Terrasse zu Wiligrad seinen Erzählungen zu lauschen, wenn er selbst den Tee bereitete und ausshenkte, ja sogar höchstehändig seinen Gästen die Zuckerstücke in die Tassen zu legen geruhte. Scherzend berichtete er dabei vom König von Siam, der den Herzog wiederholt besuchte: Einmal, als Johann Albrecht die Regentschaft von Mecklenburg-Schwerin und das andere Mal, als er die von Braunschweig führte. Da meinte der ostasiatische Selbstherrscher zu unserm Herzog: „So oft ich nach Europa komme, regieren Sie ein anderes Land!“ ...

Klaus Groth. Nicht minder gastfreundlich hat mir der große, plattdeutsche Dichter seine häusliche Pforte zu Kiel im selben Sommer geöffnet. Als ich an seine rebenumsponnene Gartenwohnung herantrat, bemerkte ich den Dichter am warmen Vormittag im Erdgeschoß auf einem Lehnstuhl schlafend; leise schlich ich herbei und betrachtete lang und tiefgerührt das sonnenbeleuchtete Haupt durch den offenstehenden, obern Teil der „braken Dör“, bis endlich der Briefträger kam und mit derben, knirschenden Schritten über den Gartenkies den Schlummernden unsanft aufschreckte.

Ich nannte dem Erwachenden meinen Namen, da streckte er mir die Arme entgegen und ich war wie ein alter Freund empfangen. Bald trat sein blühend schöner Sohn, das Bild der Kraft, von einer Ruderwettsfahrt heimkehrend, ins Gemach, und wir plauderten bei einer Flasche Bordeaux, den er soeben unmittelbar aus Südfrankreich erhalten hatte, von meinen Wanderungen in Deutschland und Griechenland. Bald danach starb der kraftvolle Sohn, der jedem Sturme trogen zu können schien, und Klaus Groth war seitdem ein gebrochener Mann, den ich nie wieder schauen sollte ...

Prinz Emil zu Schönauich-Carolath. Zu den wertvollsten Dichterbekanntschäften meiner späteren Zeit zähle ich die des hochgemuten Sängers der neuen Romantik.

Im Juni 1904 folgte ich seiner Einladung nach Schloß — oder wie er sich bescheidener auszudrücken pflegte — nach „Gut“ Haseldorf in Holstein. Man fuhr von Hamburg mit dem Personenzuge, richtiger Bummelzuge, nach der Haltestelle Tornesch, von wo sich ein altmodischer Pferdebahnwagen mühsam durch hohen Flugsand zum Dorf Utersen durchquälte. Dort holte mich ein prinziplicher offener Wagen ab.

Prinz Emil war mir eine Strecke weit entgegengegangen; von weitem sah ich seine Gestalt im Strahle der Morgensonne nahen; am Saum eines Kornfelds fand die herzlichste Begrüßung statt. Ich stieg, von ihm geleitet, in einem stattlichen Seitengebäude, das nur Gastzimmer enthielt, ab. Gleich darauf brachte er mich zu seiner Gemahlin und deren zu Besuch anwesenden Mutter, einer baltischen Freifrau von Knorring. Sofort ergaben sich im Gespräche mit den Damen Beziehungen zu gemeinsamen Freunden in Estland. Das Kennzeichen dieses Hauses war eine wohlthuende Verquickung von fürstlicher Vornehmheit und bürgerlichem Behagen. Von der großen Terrasse, zu der man auf breiter Freitreppe hinaufstieg, trat man durch eine Säulenpforte in einen mächtigen Vorraum. Alle Säle waren gefüllt mit kostbaren, geschnitzten alten Schränken. Zwei niedliche Prinzesschen speisten an der Frühstückstafel mit; die andern Kinder waren mit Erzieher und Erzieherin auf einem Ausflug und kehrten erst abends zurück.

Am Nachmittag unternahm ich mit dem Prinzen einen großen Gang in die Marsch, wobei ich den Menschen und den Dichter mit jedem Augensblick höherstellen und inniger lieben lernte. In der Ferne sah man zuweilen, wie geisterhafte Gebilde, die segelgeschwellten, hochmastigen Schiffe auf der Elbe dahinziehen; da man den Strom selber nicht sah, schienen sie, gleich Riesenschmetterlingen, über das Land lautlos hinzuschweben. Der Prinz und ich stimmten in unsern Anschauungen über Schrifttum und Kunst außerordentlich überein.

Nach der Heimkehr führte der Prinz mich in sein Haus-Archiv, wo sich alle Besucher einzzeichnen pflegten. Abends saßen wir auf der prächtigen Schloßterrasse, rauchend, plaudernd; ich erzählte von meinem Wandern in Süd und Nord unter funkelndem Sternhimmel. Die Prinzessin holte ein Kästchen herbei, worin sie alle ihre Selbstschriften mit liebevoller Sorgfalt verwahrte.

Überaus zärtlich, wie nur ein innig liebender Vater tun kann, sagte der Prinz seinen ihn umringenden und küssenden Kindern Gute Nacht, und als ich ihm verriet, daß mich bei diesem lieblichen Familienbilde Heimweh nach meinem eigenen Kind angewandelt habe, schien er ordentlich gerührt. Noch an dem unsergeflichen Abend, der bis tief in die herrliche Sommermondnacht auf der Terrasse verlängert ward, nahm ich von allen Abschied, da ich schon im Morgenzwielichte des nächsten Tages abreisen mußte. Ich schied mit dem festen Versprechen, bald wiederzukommen und Weib und Kind mitzubringen. Das Schicksal hatte es anders verfügt. Ich habe den

edlen Prinzen, den unvergleichlichen Menschen, nie wieder schauen dürfen; ein schreckliches Leiden hat ihn bald danach seiner geliebten Familie grausam entrisen. Nur mit tiefer Bewegung vermag ich seiner in Dankbarkeit und Treue, die keinen Tod kennt, zu gedenken.

Heinrich Hansjakob. Der ursprüngliche, unerschrockene Freiburger Stadtpfarrer, der gefeierte Volksschriftsteller. In seinen vielgelesenen Schriften hat er mich öfters verewigt und stets als den größten „Optimisten“ hingestellt. Nicht ganz mit Recht. Nur weil ich nicht immer in sein unablässiges Jetern über Kultur, Preußen und „Wibervölker“ eingestimmt habe. Hansjakob jammerte mit Vorliebe über „Kultur“ und besaß dabei selber eine Flucht der behaglichst eingerichteten Zimmer in seinem wohnlichen, eigenartig und geschmackvoll ausgestatteten Pfarrhaus am Franziskanerplaz der schönen Dreisamstadt. Ward ihm der Stadtlärm zu störend aufdringlich, zog er sich in die ländlich stille Kartause vor den Toren Freiburgs zurück, wo er eine halb bäuerlich eingerichtete Landwohnung hatte, um ungestört zu dichten oder wehmutsvoll-düsteren Träumen nachzuhängen.

Als Eheloser hatte er viel Zeit, über sich selbst nachzudenken, was nicht immer das Glück des Menschen ist. Vier Kapläne nahmen ihm die Bürde der allsonntäglichen Predigtlast ab; nur alle drei Wochen bestieg er die Kanzel, legte sich dann, von dieser Überarbeitung angegriffen, zu Bett und stand erst gegen Abend wieder auf. Wäre er protestantischer Pfarrer mit einem halben Duzend Buben gewesen, so hätten diese vermutlich ihm andere Müsse zu knacken gegeben.

Hansjakob klagte unablässig über seine Armut; dabei bezog er stattliche Einnahmen als Schriftsteller, konnte sich seine Wohnstätte mit erlesenen Kunstwerken ausschmücken, reiste nur erster Klasse auf der Eisenbahn, in späteren Lebensjahren sogar nur noch in gemietetem Zweispänner, bis hinunter an die mittlere Donau, um die reichen Klöster dort zu besuchen. Wahrlich, ein solcher Mann und Nachfolger Christi hatte nicht eigentlich Ursache, über Armut zu jammern. Im Jahre 1900 schrieb er mir: „Ich bin arm, weil ich nicht ohne Dienst und Amt als Rentner leben kann. Wie oft muß ich Ihnen das noch sagen?“ Ich hatte deshalb ihm zuweilen ins Gewissen geredet und ihn zur Zufriedenheit gemahnt. Hansjakob hatte vor dem Geld als solchem eine Heidenehrfurcht, wie dies oft bei Leuten vorkommt, die bäuerlichen Kreisen entstammen.

1896, von einer meiner fast alljährlichen Wanderungen aus Italien heimkehrend, war ich mit einer seltsamen Reisegesellschaft bei ihm ein-

getroffen: mit einem kleinen Drahtgitterkäfig, worin zwei lebendige Grillen saßen, die ich auf dem Markt am Rialto zu Venedig erstanden hatte. Alle Morgen wurden die goldbraunen Tierchen mit frischen Salatblättern gefüttert und dienten mir bei Tagesanbruch als natürliche Weisewecheruhren mit ihrem zirpenden Grillengesang; ich hatte sie glücklich in meiner offenen Mantelkapuze über die Alpen getragen, um meiner kleinen Tochter daheim einen Spaß zu bereiten. Hansjakob hatte königliches Vergnügen daran; ich mußte mit den seltenen Wandergefährtinnen bei ihm nächtigen.

In seinem Arbeitszimmer stand ein hübsches Schränkchen, und er sagte: „Hier bewahre ich alle Briefe bemerkenswerter Menschen, auch die Ihrigen; nach meinem Tode kommt die ganze Sammlung in diesem Behälter in das Rathhaus meiner Vaterstadt Haslach zur ewigen Aufbewahrung; so habe ich es bestimmt in meinem letzten Willen.“

Am Abend ließ sich Hansjakob durch Gäste nicht im geringsten aus dem gewohnten Geleise bringen; er trank für sich allein das übliche Glas Milch und aß sein Ei dazu — indes ich einsam von der freundlichen Schwester des Hausherrn, Philippine Hansjakob, bedient wurde; erst nach Tisch erschien er, der ausnahmslos um halb acht Uhr zur Ruhe zu gehen pflegte, nochmals und übermittelte mich in der „Kooperatur“ seinen vier Kaplänen, die mich bis Mitternacht auf das angenehmste zu unterhalten verstanden. Auf ihre Bitte sendete ich ihnen danach mein Bild, und Hansjakob meldete mir umgehend: „Sie hängen bereits in der Kooperatur.“

Auch 1899, bei einem Besuch in meinem Hause zu Karlsruhe, war der hünenhafte Stadtpfarrer nicht zu bewegen, sein Glas Milch und sein weiches Ei irgendwie zu überschreiten. „Ihr habt's gut, ihr könnt Bier trinken,“ rief er, „in meiner Jugend, da konnt' ich zwanzig Gläser abends wie nichts vertilgen.“ — „Da rächt es sich jetzt allerdings,“ erwiderte ich lachend, „ich hab' in meiner Jugend als Soldat, als Student nie einen Tropfen Bier zu kosten vermocht, bin sommers oft durstleidend zu München geseffen — nicht aus Eugend, sondern aus unüberwindlichem Ekel vor dem Geschmack des Biers — und brachte erst viel später den ersten Schluck über die Lippe; vielleicht ist mir gerade deshalb jetzt jedes Glas Bier abends ein Labfal!“

In seinem geliebten Hofstetten bei Haslach, im Gasthaus zu den „Drei Schneeballen“, war ich im Mai 1896 erstmals sein Gast; köstlich schildert er unsere erste Begegnung auf der Landstraße in seinem Tagebuch „Im Paradies“: wie er mich zuerst für einen katholischen Amtsbruder hielt!

Die angeblichen Beweggründe meiner Bartlosigkeit sind freilich Hansjakobscher Einbildungskraft entsprossen.

Wir fuhren zusammen im offenen Wägelein auf die Heiðburg; aus allen Haustüren, von einsamen Gehöften herüber kamen die Bewohner herbei, um dem geliebten, landbekanntesten Geistlichen und Kenner der Volksseele die Hand zu schütteln. Die „Wibervölker“, denen er so oft böß mitgespielt, haben ihm vielleicht gerade deswegen ganz besondere Verehrung gezollt. Was sich liebt, neckt sich ...

Von der Rheininsel Langenau bei Mainz — meinem langjährigen regelmäßigen Wanderziel —, deren Besitzerin, die Freifrau Marie von Wolsberg, ebenfalls eine begeisterte Leserin Hansjakobscher Schriften war, hatten wir ihm an grauem Herbstregentag 1900 einen Gruß in Reimzeilen von mir gesendet, die er witzig und umgehend also beantwortete:

„Wo ein echter Dichter weilt,
Kann es niemals gießen,
Weil die Sonne sich beeilt,
Ihren Sohn zu grüßen.

Doch wo ein Kartäuser sitzt,
Will es nimmer tagen,
Weil in seinem Geist nichts blüht,
Wolken zu verjagen“ ...

Und im Herbst 1908, nach dem Erscheinen meiner „Deutschen Hobelspane“ — nach deren Lesung er mich wohl kaum mehr für einen „Dptismisten“ gehalten haben wird —, bestieg er abermals das Postkartendichterroß und sang mir diese Zeilen, die ich für Feinschmecker schrifttümlicher Lederbissen hier anfüge, maßen man nicht alle Tage Proben Hansjakobscher Dichtung in gebundener Rede aufgetischt bekommt:

„Du sehest deinen Hobel an
Und hobelst sonder gleichen;
‘s bekommt ein jeder seinen Span,
Sei’s einen harten oder weichen.
Und weil ich auch gern hobeln tu,
Ruf’ ich dir Dank und Bravo zu.“

Schattenzug (Zweite Reihe)

Enttäuscht und verbittert durch viele leidige Erlebnisse in Griechenland, kehrte ich zur Osterzeit 1886 nach Rom zurück. Im Apollotheater an der Engelsbrücke wohnte ich der römischen Erstaufführung des Wagner'schen „Lannhäuser“ bei und sah — was sich mir wohl nie wieder ereignen wird — das gewaltige Werk an einem Abend zweimal!

Jeder Auftritt, ja schon das Vorspiel, mußte mit sehr verstärktem Drucker auf leidenschaftliches Verlangen der wie toll sich gebärdenden Hörerschaft wiederholt werden. Als man dem armen Darsteller der Hauptrolle im dritten Aufzuge gar noch die Wiederholung seines Romfahrtberichtes zumuten wollte, trat er, vor Ermüdung fast zusammenbrechend, an die Lampen und wehrte ab. Die Menge raste förmlich, aber die Natur des Sängers versagte; die Zuhörer, die voll Unerfättlichkeit den Unglücklichen kalten Blutes geopfert hätten, mußten sich mit seiner Weigerung abfinden. Die denkwürdige Aufführung hatte von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens gedauert, und der Heimweg durch die Tiberstadtteile, worin kurz zuvor die Cholera gewütet hatte, war nichts weniger als gemächlich. —

Richard Wos, der geistvolle, erfolgreiche Schauspiel- und Novellendichter, hatte mich nach Frascati zu Tische gebeten. Er bewohnte dort einen Flügel der herrlichen Villa Falconieri und konnte sich in seinem auf luftiger Höhe thronenden Sitz, inmitten eines unendlich ausgedehnten Parkes, wie ein Fürst dünken.

Bei meinem Eintritt führte er mich an das Fenster, durch dessen offenen Rahmen er von seinem Arbeitstisch über die heldische, klassische Landschaft bis zum fernen Tyrhenermeer hinüber schauen konnte, und rief: „Hier kann ich ganz Latium überblicken; ich tauschte mit keinem Könige!“ Ein stolzes, wahres Wort; er brauchte keinen König zu neiden: selber gekrönt mit dem Stirnreife des Dichters, in ungebrochener Vollkraft, sich rings umher Weltreiche der Einbildungskraft zu schaffen, besaß er einen großartigeren Fürstentum als irgendein Selbstherrscher, und war überdies keines

lügenschildernden Hofstaatspauenschweifes benötigt. Wer war glücklicher als er? ... In der Ecke des kleinen Speisezimmers stand ein großer, blätter-schwellender Lorbeerbaum, allerdings nur, wie Voss scherzend behauptete, für Küchenszwecke benützt.

Die Gattin des Dichters zeigte noch Spuren einstiger großer Schönheit. Nach Tisch ergingen wir uns lange — Voss mit malerisch umgeschlagenem Kadumhang — unter den kühlenden, rauschenden Baumwipfeln des großartigen Parkes der Villa, die vorzeiten Kardinalsitz war, und ließen uns, von der Wartburg und Karl Alexander von Weimar plaudernd, an einem plätschernden Springbrunnen nieder.

In Siena kaufte ich mir einen ebensolchen ärmellosen Kadmantel und trug ihn in meiner Vaterstadt Karlsruhe, wo er 1886 das größte Hälserecken und Aufsehen erregte; ich war der erste Träger eines ärmellosen Mantels dort. Erst viel später wurden die malerischen, zweckmäßigen und kleidsamen Umhänge allgemein Sitte; die Deutschen hatten die hübsche Tracht lange bespöttelt. Als die Offizierswelt nach italienischem Vorbild auf kaiserlichen Befehl diese Mäntel einführte, wurden sie vom Bürgertum nachgeahmt und eroberten sich in Lodenstoffen die Welt. Bei uns bedurfte halt alles erst der obrigkeitlichen Stempelung und Eichung ...

Der Abend im „D'Orville“ und seine Folgen. Eingeführt vom Münchener Dichter Georg Scherer, geriet ich in der bekannten Weinstube am Marienplaz zu München in eine sehr erlauchete Herren-gesellschaft. Da trafen sich bei gemütlichem Schoppen in der Abenddämmerung der mir aus Weimar her bekannte Dichter Julius Groffe; Otto Braun, der langjährige Schriftleiter der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ und spätere Herausgeber des Cottaschen Musenalmanachs, der mir von jenem Abend her ein treuer, aufrichtiger Freund ward; der Kunststrichter Friedrich Vecht, damals eine Münchener Größe in allen Kunstfragen; der prächtige Niederdeutsche Hermann Allmers, der römische „Schlenderer“, der trotz seiner Hasenscharte mit riesigem Schwung Gedichte vortrug, wobei man beim erstmaligen Hören das Lachen etwas verbeißen mußte, dessen tiefinnere Herzensbegeisterung aber bald auch den Spottlustigsten mit hinriß. Ich gab verschiedene spaßhafte und ernste Erlebnisse meines soeben vollendeten Ausfluges nach Athen zum besten, die sehr zu gefallen schienen, denn beim Hinausgehen nahm Otto Braun mich beiseite: „Wollten Sie uns nicht genau so, wie Sie uns von Hellas erzählt haben, einen Bericht für die ‚Allgemeine Zeitung‘ schreiben?“ — „Ich fürchte,“ warf ich ein, „daß meine Schilderungen allzu wenig günstig ausfallen müßten.“ — „Das tut nichts,

im Gegentheil, das übermütige kleine Volk kann nicht genug zur Bescheidenheit gemahnt werden.“ Damals war eine Zeit größter Gespanntheit zwischen Griechenland und der Türkei; die Großmächte hatten auf Bismarcks Veranlassung eine Flottenkundgebung im Piräus ins Werk gesetzt, um dem herausfordernden hellenischen Gernegroß, dessen Vermessenheit schon im Frühjahr 1886 um ein Haar den Kriegsbrand entfacht hätte, den beliebten kalten Wasserstrahl auf das erhitzte Haupt zu spritzen. Ich sagte Otto Braun zu und schickte ihm nach einigen Wochen die gewünschten Aufsätze, die vielen Staub aufwirbelten. Griechen und nichtgriechische Philhellenen wetterten in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern gegen mich. Meine geharnischten Aufsätze, die sich leider unter meiner Feder unvermerkt zu einer Tat der Rache ausgewachsen hatten, wurden ins Griechische übersetzt, und, da kein Volk in Europa so zeitungverschlingerisch ist als das neugriechische, und jedes Dorf in Hellas mindestens ein Tagesblatt besitzt, bis in die letzten Winkel des Landes getragen. Ich mußte zu meinem herzlichsten Bedauern lesen, daß kein deutscher Name den modernen Griechen so verhaßt sei als der meinige. Leider muß ich offen bekennen, daß meine Bekämpfer und Entgegner nicht im Unrecht waren; ich hatte ganz gegen meine sonstige Gepflogenheit den Mund zu voll genommen und in verallgemeinernder Weise viel zu schwarz gesehen. Dazu war ich allzu kurz auf griechischem Boden gewesen, um trotz mancher mißlichen und unangenehmen Vorkommnisse ein solch allgemeines Verdammungsurteil über ein ganzes Volk auszusprechen; und so mußte ich die mir versetzten Hiebe als nicht unverdient in Empfang nehmen.

Einen gemütlichen Frühschoppen trank ich am Morgen nach dem für mich so bedeutungsvollen Abend im D'Orville mit Paul Heyse und Hermann Illmers im Garten des Hotels Achaz und knüpfte die Beziehungen zu diesen beiden noch fester.

Auch der blinde, alte Graf Schack empfing mich in einem Gemache, das durch eine verschiebbare Lüre von seiner Gemäldesammlung getrennt war, und tastete beim Willkomm nach meinen Händen; umgeben von seinem köstlichen Besitze, den Schöpfungen der größten Farbenmeister unserer Zeit, konnte der Beklagenwürdige mit erloschenem Augenlichte nichts mehr davon genießen. Es ist eine Zeitlang beinahe Mode gewesen, dem ruhmvollen Begründer der Schackgalerie den Vorwurf zu machen, er habe die großen Künstler ausgenützt und ihnen aus Schabzigkeit spottgeringe Entgelte bezahlt. Bei diesem billigen Tadel sollte man bedenken, daß die Feuerbach, die Lenbach, die Böcklin der 1850er Jahre noch nicht die all-

gemein anerkannten Größen von 1900 waren und namentlich erst durch die Schacksammlung zu ihrer Weltberühmtheit gelangt sind. Wo steckten denn damals die Fürsten und sonstige Mäzene der Kunst? Sie hätten die Meister der Malkunst ruhig verhungern lassen. Darum sei Ruhm und Ehre dem edeln Namen des alten, blinden Dichters Adolf von Schack! ...

Theobald Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg. Seit meinem ersten Besuch im Kernerhaus, Ostern 1878, war fast ein Jahr vergangen, ohne daß ich unter sein gastliches Dach zurückgekehrt wäre. Trotz des großen Altersunterschiedes von 38 Jahren war ich dem urwüchsigem, stets von lustigen Einfällen und Schnurren sprudelnden Theobald, dem ungleichen und doch in manchem so ähnlichen Sohn des unvergeßlichen Justinus, freundschaftlich nahegetreten.

In einer Steinnische des Windharfenturmes auf der Burg Weibertreue, einem der stimmungsvollsten Fleckchen süddeutscher Erde, war beim uner schöpfl ichen Erzählen aus alten Tagen Theobalds Munde plötzlich das traute Wörtlein „Du“ entfahren, und so rief er denn in seinem treuzherzigsten Schwäbisch: „Na, weisch, mer wollet künftig uns jetzt immer Du sage!“ Und dabei blieb's auch.

Am 18. September 1886 wurde der hundertste Geburtstag Justinus Kerners festlich begangen und ich folgte Theobalds Einladung schon tags zuvor ins gemütliche Weinsberg. Das Fest war eine von herrlichem Herbstwetter vergoldete, ländlich- idyllische Feier, dem schlichten Geiste des Ges feierten entsprechend.

Mit Theobalds Gattin, der goldhaarigen Frau Else, damals noch immer einer berühmten Schönheit, spazierte ich am Vorabend des Festtages durch das vielbesungene Nebenstädtchen. Frau Else trug ein weißes Kleid mit goldenen Borten und hätte sofort als Norma oder Iphigenie auf jeder Bühne sich zeigen können; die Gassen des Winzerstädtchens mit ihren Dunghäufen bildeten einen starken Gegensatz zu dem priesterlichen Kleideraufpuß. Überhaupt wollte Frau Elses Erscheinung und Wesen, trotz mancher guten und gastlichen Gaben, nie so recht in den schlicht- deutschen Geist des Kernerhauses passen; sie war Theobalds zweite Gattin und über ein Menschenalter jünger als ihr Mann. Die geheimen Klopffeister, die Überlieferungen der Seherin von Prevorst, die ätherischen Windglockentöne vertragen einmal keine Nippfächelchen, keine Goldpantöffelchen, keine eisbärenfellgedeckte Ruhebetten, auch keine mit dem eigenen Bildnis unzählige Male gezierten Porzellantäschchen. Seit 17 Jahren war Frau Else damals schon mit Theobald vermählt; aber, wie sie mir zu meinem Er-

staunen auf jenem Abendgang erzählte, hatte sie in dieser langen Frist noch niemals das Grab ihres Schwiegervaters Justinus auf dem kaum eine Viertelstunde entfernten Friedhofe besucht gehabt! Das hätte ihre biedere, edle Schwiegermutter, das gute, alte Nickerle des Justinus, doch wohl nicht fertig gebracht.

Am Festmorgen brachte die von grünen Zweigen umrankte Lokomotive den Sonderzug mit vielen Festteilnehmern aus Stuttgart: da kamen die uns schon bekannten J. G. Fischer, Schmidt-Weißfels, Ludwig Pfau, der liebe, alte Beythenmiller, Oberst Günther, der Verfasser eines verschollenen Heldengedichtes „Barbablanka“; aus dem badischen Laht war Friedrich Gessler, mein alter Bekannter, herübergeeilt.

Herzerhebende Reden wurden am Denkmal und am Grabe des teuern Toten gehalten. Bei der Feier auf dem Kirchhofe trat plötzlich ein greiser Jude mit weißem Erväterbart, an langem Wanderstab, in den Kreis der Festgäste, lehnte tiefandächtig an einer Grabsteinsäule und lauschte der Festrede, bisweilen wie zustimmend mit dem Kopfe nickend — die Erscheinung war das Urbild Ahasvers, des Ewigen Juden, der auf seiner jahrtausendwährenden Weltwanderung gleichsam als zufälliger Gast an der denkwürdigen Feier teilnehmen wollte. Die Gestalt erregte bei allen Zuschauern nachhaltiges Aufsehen.

Beim Festmahl in der „Traube“ las J. G. Fischer eine wundervolle Ode in freiem Versmaße vor, die er einst Schiller zu Ehren gedichtet und nun — wofür er die Hörer um Entschuldigung bat — für diesen Tag etwas umgestaltend zurechtgestutzt hatte. Ich trug mein Gedicht „Des Handwerksburschen Einkehr“, eine alte Kernerhauserinnerung, unter großem Beifall der Tafelrunde — es mochten etwa 120 Personen sein — vor. Auf dem Hausflur und rings um das Gebäude herum stand es Kopf an Kopf gedrängt, um durch offenstehende Türen und Fenster möglichst viele Redebroden von den Trinksprüchen aufzuschnappen.

Vor mir hatte Oberst a. D. Günther als schrifttumbeflissener, ehemaliger Soldat den Trinkspruch auf den König von Württemberg ausbracht. Der mir gegenüberstehende alte Umstürzler Ludwig Pfau, der in diesem Augenblicke vielleicht an seiner Kerkerhaft auf dem Isperg in Gedanken knappen mochte, hatte sich, der Not gehorchend, mit allen Zeichen des Unwillens kaum von seinem Sitz erhoben und unwirschens Knurrens sein Glas aus Anstand ein bißchen an meines anklingen lassen — man merkte dem starrköpfigen Freischärler von einst den verhaltenen Ingrimm deutlich ab, daß er in die Verlegenheit geraten war, auf ein gekröntes

Haupt anstoßen zu müssen. Nach meinem Trinkspruch, der die Gastlichkeit des Kernerhauses feierte, schnellte Pfau fast jugendlich in die Höhe, stieß vollklingend mit mir an und murmelte halblaut über den Tisch herüber: „So, da kann man wenigstens von ganzem Herzen mit anstoßen.“ Theobald Kerner selbst dankte in einer urtümlichen Tischrede den Huldigern seines Vaters; seine Rede wirkte gedrückt lange nicht so hinreißend, wie von ihm gesprochen; man mußte seinen urpersönlich bewegten Ton selber gehört haben, wie er lachte, wie er weinte in seltsamem Wechsel je nach der Stimmung seiner Worte. Der Festtag war für ihn, den treuen Sohn und Hüter seines väterlichen Erbes, ein überwältigender, und es war keine leere Redensart von ihm, wenn er immer und immer wieder beteuerte, daß dies der Höhepunkt seines ganzen, langen Lebens sei. Theobald sollte diesen Tag noch um 21 Jahre überleben; er hat es auf 91 Jahre gebracht.

Nach dem Festmahle ging es auf die Burg, wo Tische und Bänke dicht besetzt im Grünen standen, und ein richtiges, schwäbisches Volkstreiben sich entfaltete. Unterwegs leuchte der alte Ludwig Pfau mit engbrüstigen Beklemmungen und schweißbeglänzter Stirne den steilen Bergpfad hinan; ich bot ihm den Arm, was er freudigen Dankes annahm und so zog der damalige Nichtdemokrat den eifrigen Demokraten, ein Anblick für Götter, auf die um ihrer Frauentreue willen so berühmte Berghöhe.

Drei Jahre später, an heißem Sommerabend von 1889, kam ich, von einer Harzwanderung heimkehrend, wieder einmal nach Weinsberg. Ich hatte mir auf dem Brocken einen langen Bergstock erstanden und ihn seither als eine Art Pilgerstab benützt. Abends um halb sieben Uhr — die Julisonne strahlte noch hoch am Himmel — steht Theobald oben an der Kreuzung der Dorfstraße und beobachtet mit vorgehaltener, sich vor der Sonne schirmender Hand den langsam am Stabe die Straße hinaufsteigenden. Er hatte trotz der Sommerglut seltsamerweise eine große Pelzmütze sich aufgestülpt! Möglich erkennt er mich und ruft: „Was, du bist's? Ich hab' gemeint, es sei der Papst, der Rom verlassen hat!“

Manche fesselnden Einzelheiten aus der Vergangenheit hat Theobald Kerner im Laufe der Jahre mir berichtet, Dinge, die ich bei weitem nicht alle in seinem hübschen Buche „Das Kernerhaus und seine Gäste“ wiederfand; dem Miterlebenden mochten Rücksichten den Mund geschlossen haben; manches davon scheint mir in hohem Grade behaltenswert.

Der alte Justinus, der große Übersinnenlehrer und Geisterseher, rief kurz vor seinem Tode den Sohn an das Krankenlager. „Theobald, ich will

dir was sagen, ehe ich sterbe: Theobald, ich glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele.“ „Du, Vater, du glaubst nicht an die Unsterblichkeit der Seele?“ „Nein. Es ist übrigens auch ganz gleichgültig, ob wir daran glauben oder nicht. Denn sind wir unsterblich, so sind wir es, ob wir daran glauben oder nicht; und sind wir nicht unsterblich — dann hab' ich recht gehabt!“ Echt Kernerisch; so war der Vater und so war der Sohn, immer den Schalk im Nacken.

Wie allen Schrifttumkennern bekannt, waren Justinus Kerner und Lenau vertraute Freunde. Das Kernerhaus birgt unter seinen vielen Schätzen, die jetzt als Kernermuseum jedem Fremden zugänglich sind, ein wertvolles Uröbild des unglücklichen ungarischen Dichters. Lenau war bei seinen schwäbischen Aufenthalten Gast des Kernerhauses; bei seinem letzten Besuch in Schwaben beherbergte dieses edle Heim ihn sogar mehrere Monate lang. Daß aber Kerner und Lenau mit unliebsamem Bruch auseinandergingen, ist nur wenigen heute noch bekannt. Es ist dies eine erschütternde Geschichte, die mir Theobald in einer Stunde freundschaftlich-offenherziger Vertraulichkeit offenbart hat: Lenau war als echter Sohn der Pustta ein leidenschaftlicher, maßloser Raucher. Ohne jede Rücksicht auf die Hausfrau, stäubte er die Asche auf Hausgerät, Teppiche, sogar auf das Sofa leichtsinnig ab, so daß Löcher in den Stoff gebrannt wurden. Nicht minder rücksichtslos pflegte der Magyar in halber Verwilderung seines Junggesellentums allenthalben auf die Fußböden zu spucken, was natürlich dem sorgsamem Riekel, Justinus' ehrsamere Hausfrau, sehr bald zum unerträglichen Greuel ward. Und so wagte sie denn bescheidenlich, Aschbecher und Spucknapf in das Zimmer des achtlosen Dichters zu stellen und ihn durch ihren Gatten bitten zu lassen, von diesen Gegenständen in Zukunft freundlichst Gebrauch machen zu wollen. Was geschieht? Lenau, bei dem der Wahnsinn offenbar damals schon zu keimen begann, zieht sich grollend zurück; dann aber, beim nächsten Zusammentreffen im Hause, fährt er auf seinen Freund und Gastgeber Justinus los, packt ihn schüttelnd an der Schulter und wettet in seinem magyarischen Deutsch: „Kernär, hör' mal, ich will dir einä Gäschtichä erzählän! Es war einmal ein adeligär Magyar, der war bei einem deutschän Bürgär zu Gast. Der edlä Magyar rauchtä särr viel und stäubte seine Aschä der Zigarrä auf das Sofa ab, auch spucktä der edlä Magyar auf den Bodän. Da stelltä die Frau des deutschän Bürgärs ihm Aschenbechär und Spucknapf ins Zimmär und ließ ihm sagän: er sollä in den Spucknapf spuckän. Da sagtä der edlä Magyar zu dem deutschän Bürgär: Deutscher Bürgär, ich will dir sagän, wohin man

spuckän muß: ich werdä dir in dein Gäsicht spuckän!“ Zitternd, entsetzt verließ Justinus das Gemach des in wilder Wut Rasenden. Theobald, mein Gewährsmann, der damals als Hochschüler im Elternhause zu Besuche weilte, war an jenem Tage zufälligerweise auswärt's und kehrte erst gegen Abend wieder heim — da bekam er den Vorfall von seinem erschütterten Vater berichtet. Ungefäunt eilt er zu Lenau, packt den willenlos Lebenden an der Gurgel und schreit ihn an: „Lenau, die Geschichte, die du meinem Vater erzählt hast, ist noch nicht zu Ende. Der deutsche Bürger, dem der edle Magyar ins Gesicht spucken wollte, hatte einen Sohn und dieser Sohn packte den edeln Magyar an der Gurgel, siehst du, so, so“ — und dabei würgte er ihn aus Leibeskräften und Lenau ließ alles wehrlos über sich ergehen — und fuhr ihn an: „Edler Magyar, wenn du in einer Stunde noch im Hause des deutschen Bürgers weilst, so bring' ich dich um, und dies ist so wahr, als ich dich jetzt gewürgt habe. Du hast mein Ehrenwort darauf.“ Damit war Theobald hinausgelaufen und in wilder Erregung über etliche Höhen der Umgebung gestürmt. Erst spät in der Nacht kehrte er wieder zurück, fast tat ihm sein in der Raserei gegebenes Wort leid. Schon von weitem spähte er nach dem „Geisterturm“, worin Lenau wohnte und aus dessen Fenstern oft halbe Nächte hindurch die gespenstisch-wilden Vogenklänge seiner Fiedel ertönten — aber alles war still, kein Lichtschein drang aus den Fensterritzen, kein Geigenklang erhob sich. Aufatmend umschlich Theobald das Haus, klinkte behutsam die Tür auf und fragte den schon zur Ruhe gegangenen Kutscher seines Vaters nach den weiteren Vorgängen des Abends. „Herr von Nimbsch packte diesen Abend schleunigst seine Siebensachen zusammen und hat in aller Eile Weinsberg verlassen.“ ... „Es war mir ein Stein von der Seele gefallen,“ sagte mir Theobald, dem nach Jahrzehnten noch die schreckliche Erinnerung in der Stimme zitterte, „daß er fort war; denn ich hätte ihn umgebracht, so empört war ich, und mein Ehrenwort war ihm darauf verpfändet.“ Lenau kam nie wieder nach Weinsberg. Theobald in seiner Gutmütigkeit meinte, er hätte ihn nicht so hart behandelt, wenn er geahnt hätte, daß so bald darnach schon der Wahnsinn die dunkeln Schwingen um die Stirne des Unglückseligen schlagen werde...

Einen grimmigen Span hatte Theobald Kerner zeitlebens auf den Barmer Dichter Emil Rittershaus, den alten Freund Freiligraths. Das stammte daher, daß der Wuppertaler Dichter sich einst einen bösen Scherz mit ihm erlaubt hatte: 1862, bald nach Justinus' Heimgang, kamen drei Wanderer durch Weinsberg. Der eine war Emil Rittershaus, der zweite

mein Münchener Freund Georg Scherer, der Name des dritten ist mir entfallen. Die dreie hatten verabredet, Theobald einen Poffen zu spielen. Und Rittershaus, der damals in Bart und Gestalt eine entfernte Ähnlichkeit mit Ferdinand Freiligrath hatte, zugleich in dessen häusliche sowie sonstige Verhältnisse eingeweiht war, beschloß: Freiligrath zu spielen! Theobald hatte Freiligrath seit fast einem Vierteljahrhundert nicht mehr gesehen und ließ sich durch die meisterlich gespielte Komödie vollkommen täuschen. Unser Weinsberger Freund war durch den kurz zuvor erfolgten Tod seines Vaters, an dem er mit tiefster Kraft der Seele hing, äußerst bekümmert und weich gestimmt. Als der falsche Freiligrath mit ihm über den Heimgang seines Vaters voll warmer Teilnahme sprach, sank ihm Theobald gerührt in den Arm und weinte sich im guten Glauben, Freiligrath sei es, an seiner Brust aus. So ward das schlimme Spiel den ganzen Abend fortgesetzt. Andern Morgens hatten sich die Wanderer, denen das Gewissen etwas schlagen mochte, schon bei Tagesanbruch auf die Weiterwanderung begeben und Theobald, der sie beim Frühstück in der „Traube“ zu begrüßen versprochen hatte, fand das Nest leer. Wenige Stunden darnach erhielt er Nachricht von den losen Vögeln, er möge einen ihm gespielten, lustigen Streich in Gnaden verzeihen: nicht Freiligrath, sondern Emil Rittershaus von Barmen sei der gestrige Besuch in Wahrheit gewesen! Theobalds Wut, besonders darüber, daß er sich so vertrauensvoll dem Fremden gegenüber gegeben und so heiße Tränen ehrlich an seinem Busen vergossen hatte, kannte keine Grenzen, und in seinem Rachegefühl verübte er einen noch weit schlimmeren Scherz: er drahtete an Frau Rittershaus in Barmen: ihr Mann sei auf seiner Wanderung plötzlich gestorben!! Bei den damaligen Verbindungen gingen die Nachrichten noch nicht im Hui wie heutzutage, und bis ein Brief des kerngefunden, ahnungslosen Rittershaus an seine Gattin ins Wuppertal gelangte, hatte sich dort bereits die furchtbare Todeskunde wie ein Lauffeuer verbreitet. Schon waren in der Eile Nachrufe in den Tagesblättern erschienen, bis sich alles als blinder Lärm und Höllenspuk des tödlich gekränkten Theobald Kerner in Weinsberg herausstellte!

Im übrigen waren Theobalds schalkhaft-schnurrige Einfälle harmloser und weniger kraß als dieser. In einem Zimmer des Kernerhauses hängt ein Gipsrundbildchen Kobespierrers. Gern führte er ländlich-kleinstädtische Besucher davor und machte ihnen weis, es sei der Stiftungspfleger Heigelin aus Ludwigsburg, indem er hinzufügte: „Sieht er nicht aus wie ein unschuldigs Lämmle?“ Fanden seine Besucher dies auch, so

plagte er heraus: „So, jetzt will ich Ihnen sagen, wer das ist. Das ist der grausige Robespierre, der den König von Frankreich und viele andern Franzosen aufs Blutgerüst gebracht hat!“ „Ja,“ meinten dann kleinlaut die Verdugten, „er schaut doch nicht aus wie ein unschuldigs Lämmle, sondern wie ein rechter, grausiger Bluthund!“

Eine Eigenheit selbst des hochbetagten Theobalds war: nach jedem Gange beim Mittagsmahl aufzustehen und sich irgend etwas im Zimmer zu schaffen zu machen. Frau Else rief dann wohl: „Ach, der Mann ist wieder wie Quecksilber!“ Aber der lustige Greis erläuterte seine seltsame Gepflogenheit: seine gastfrohen Eltern seien zu arm gewesen, sich für ihre vielen Gäste fremde Bedienung zu halten; da habe er schon als Knabe beim Aufwarten tüchtig mithelfen und mitschaffen müssen. So habe sich die Gewohnheit bei ihm eingebürgert, nach jedem Gang aufzustehen, und nun könne er als alter Mann nicht mehr davon lassen.

Den 14. Juni 1900, Theobalds 83. Geburtstag, verbrachte ich wiederum im altgeliebten Weinsberg bei ihm. Da wimmelte es von glückwünschenden Abordnungen, sogar der Heilbronner Leichenverbrennungsverein erschien zum Ergötzen des Jubelgreises. „Wollt Ihr mich schon haben? Noch hat es Zeit!“ rief er den Herrn entgegen. Als wir uns nachmittags auf einer Bank — um das wurmsüchtige Holz dieser Bank, die noch aus Justinus' Zeit stammte, schonend zu erhalten, hatte der rührende Sohn nur ein neues Brett auf das alte, morschgewordene nageln lassen — im Garten über der Straße niederließen und Theobald von den vielen Beglückwünschungen etwas verschmaufen wollte, da ließ gar die „Liga der Friedensfreunde“ anfragen, ob sie Haus und Garten besichtigen dürften. „Ach, wenn sie uns jetzt doch auch in Frieden lassen wollten!“ seufzte der liebe, müde Greis. Aber bereitwillig, wie immer, wenn es galt, dem Andenken des Vaters zu huldigen, gestattete er gerne der Liga, die von Heilbronn herüber einen Ausflug gemacht hatte, den Zutritt.

Als ich Theobald zuletzt sah, saß er in einem dunkeln Winkel seines Zimmers, ein mitleiderregender Anblick. Längst hatte er zu seinem Schmerze die Gänge zur geliebten Weibertreu aufgeben müssen. Mühsam tastete er sich von Gerätstück zu Gerätstück durch das Gemach, er, der einst so Rüstige, jetzt nur noch ein Häuflein Elend; doch ließ er sich noch täglich in die „Traube“ hinüberführen, deren Gaststube so manches Mal von seinem herzerquickenden Lachen widergeklungen hatte, um in Gesellschaft eines zweiundneunzigjährigen Altersgenossen und Jugendfreundes ein Viertel seines heimatlichen Weinsbergers sich zu Gemüte zu führen ...

Frederi Mistral in Maillane und der Feliber-Abend in St. Rémy-en-Provence. Dreimal in den 1890er Jahren durchzog ich die alten Städte, die sonnigen Landschaften der Provence, für deren kräftige Sprache und völkische Eigenart ich stets eine Vorliebe hegte. Dort sieht man allenthalben die Bilder des allbeliebten großen Volksdichters Mistral, der von seinen provenzalischen Landsleuten als eine Art Halbgott gefeiert wird. Im Musée lapidaire zu Arles sprach der Aufseher nicht anders von ihm als „mon père“, legte dabei die Hand ans Herz und blickte nach dem Himmel. Kein Dichter der Welt, glaube ich, wird von seinen Volksgenossen so auf den Händen getragen und vergöttert wie Mistral. Glücklicher Schöpfer der unsterblichen „Mireio“, deren homerische Größe Lamartine zuerst erkannt hat!

Im Jahr 1895 hatte ich Empfehlungsbriefe des mir befreundeten berühmten Forschers der romanischen Sprachen Eduard Böhmer an Mistral und andere Feliber in der Tasche. Zu St. Rémy bei Tarascon suchte ich den Dichter Marius Girard auf, der im bürgerlichen Leben das Amt eines bledern Landpostmeisters bekleidete. Seine bildschöne Tochter, damals die auf sieben Jahre erwählte „Königin der Feliber“, übte sich bei meinem Eintritt, auf den roten Backsteinfliesen des Gemaches an einem Klavier sitzend, eifrig eine Stelle aus Wagners „Tristan und Isolde“ ein. Ich verzriet ihr mein Vorhaben, Mistral im unfernen Dorfe Maillane heute noch aufzusuchen. Sie meinte, der große Dichter sei wohl am Morgen nach Dijon gereist, um seine Gattin dort abzuholen, falls ihn nicht das regnerische Wetter abgehalten habe; ich sollte jedoch mein Glück versuchen, jedenfalls aber auf den Abend zu ihnen zurückkommen, um ihre abwesenden Eltern kennen zu lernen und um einige Stunden mit etlichen Felibern zu verbringen, die ein zufällig anwesender amerikanischer Schriftsteller namens Janvier zu einem kleinen Fest in meinem Gasthof eingeladen habe.

Bei feuchter Herbstwitterung handerte ich im Einspänner, den der Herr Postmeister-Dichter Girard mir besorgte, nach Maillane hinaus und erfuhr, o Glück! daß Mistral noch anwesend sei. Die Fahrt geht über eine weite Ebene, auf der zwei uralte Baudenkmale, die letzten Überbleibsel einer untergegangenen provenzalischen Stadt, in stimmungsvoller Tragik stehen.

Das Wohnhaus des Verfassers von „Mireio“ und „Nerto“ liegt in einem Garten außerhalb des Dorfes, von prachtvollen Feigenbäumen umgeben. Ein antiker Frauentopf über der Haustüre glänzt begrüßend dem Eintretenden entgegen. Ich wartete lang unten im Hausflur, dessen Eingangspforte nicht abgeschlossen war; keine Seele war in dem ausges-

storbenden scheinenden Hause sichtbar; glücklicherweise kam endlich als Erlöser der Rettungengel der Briefträger und rief die Treppe hinauf: „Monsieur Mistral, Monsieur Mistral!“ Da stieg der damals Fünfundsechzigjährige mit jugendlicher Schmeibigkeit die Stufen der gewundenen Treppe herab. Nicht viel hätte gefehlt, so wäre ich ihm vor Vergnügen um den Hals gefallen. Er werde am Abend erst abreisen, sagte er, und ich möchte bis dahin bei ihm bleiben. So saßen wir plaudernd in seiner Bäckerei, indes sich draußen die Wolken immer mehr verfinsterten und zuletzt ein heftiger Regen wiederum einsetzte. Nur dem ungünstigen Wetter hatte ich zu danken, daß ich den großen Mann daheim angetroffen.

Mistral erzählte, daß ihn kurz zuvor ein anderer deutscher Dichter gleichfalls besucht habe. Auf meine wißbegierige Frage nach jenem Besucher nannte er den Namen Jules Wolff! Dieser, der Dichter des „Rattenfängers von Hameln“, sei sehr erstaunt gewesen, daß er nichts von ihm gewußt oder gelesen habe, da er doch einer der meistgelesenen Dichter Deutschlands sei; aber er (Mistral) kenne nur einen Jules Wolff, und dies sei der bekannte Pariser Zeitungsschreiber. Julius Wolff habe ihm auch, gleich mir, die nicht überbietbare Vortrefflichkeit der Vertuschschen Vertuschung seiner Werke gerühmt, die sich in der Übertragung jenes großen Übersetzungsmeisters wie deutsche Urdichtungen lesen.

Zum Abschied verehrte Mistral mir seine Lebensbeschreibung nebst seinem Bilde mit Widmung und empfahl mich mit einigen Zeilen an seinen Dichtergenossen Felix Gras in Moignon: ich solle mir von ihm „la coupe“, den heiligen Gral der Feliber, zeigen lassen.

In meinem Hotel Teston zu St. Rémy hatte sich abends ein gemütlicher Kreis zusammengefunden, in den ich ohne viel Umstände freundschaftlich eingeführt wurde. Das amerikanische Schriftstellerehepaar Janvier hatte den kleinen Festabend veranstaltet. Mister Janvier, der trotz seines französischen Namens keine Silbe Französisch, geschweige denn gar Provenzalisch verstand, hatte ein englisches Reisewerkchen über die Provence verfaßt; seine Gattin, Katharina Janvier, des Französischen völlig mächtig, war die Übersetzerin verschiedener Feliberwerke in ihre englische Muttersprache. Durch ein verdienstvolles Werk über die Bestrebungen des Felibertums war ihr kurz zuvor die Urkunde der Ehrenmitgliedschaft der Feliber überreicht worden, und sie schien in diesem Kreise sich hohen Ansehens zu erfreuen.

Der alte Marius Girard, das Bild behäbiger Entmütigkeit, saß behaglich in sich hinein schmunzelnd oben am Tische; seine Frau sang trotz ihrer

vorgerückten Jahre mit hübscher Stimme reizende provenzalische Volkslieder, so das entzückende Spinnerlied „la filleuse“, indem sie einen Regenschirm in zierlicher Hand als Spinnrocken handhabte. Ihre Tochter Marié Girard, eine wahrhaft königliche Erscheinung, hatte den fremden Gästen zu Ehren für den Abend ihre Tracht als Feliberkönigin angelegt und sah hinreißend schön wie eine Märchenfürstin aus. Ihr Bräutigam, ein Mr. Joachim Gasquet, der bald darauf einen schweren Unfall erleben sollte, und ein feuerköpfiger junger Feliberdichter Jean Carrère — „poète-félibre d' Aquitaine“, wie er sich zum Andenken in mein Taschenbuch einzeichnete — vervollständigten den Kreis.

Die fröhlich angeregte Tafelrunde sang gemeinsam „le chant de la coupe“, den feierlichen Rundgesang Mistral's, der zu allen Feliberjahresfesten beim Kreisen ihres Grales mit stürmischer Begeisterung gesungen wird; ferner „Magali“ und viele andere provenzalische Lieder. Sie wollten durchaus, daß ich ihnen auch deutsche Lieder singen solle, was ich aber im trostlosen Gefühl völliger Gesangsunfähigkeit entschieden ablehnen mußte.

Nach den Gesängen mußte jeder Vertreter der verschiedenen Völker ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht in seiner Muttersprache zum besten geben, und so drangen sie in mich, eine Dichtung von mir vorzutragen, um, wie sie sagten, einmal den Klang deutscher Reime und Worte zu hören. Diesem Wunsche willfahrte ich mit Freuden und erlebte die Seltsamkeit, einer Hörerschaft, die kein Wort Deutsch verstand, eines meiner Gedichte — es war der „Abschied von Griechenland“ — zu Gehör zu bringen. Die lieben Leute verstiegen sich in ihrer begeisterten Leidenschaftlichkeit gar zu der Behauptung: man glaube Musik zu hören! Wahrlich, dichtungempfindlichere, liebenswürdigere, harmlosere Menschen als in der Provence gibt es wohl auf der ganzen Welt nicht mehr.

Nur einmal an jenem Abend ging es wie ein Schauer der Kühle durch die Gesellschaft, als ich erwähnte, daß ich etliche Tage zuvor am Kap Martin die Villa Cygnos ihrer ehemaligen Kaiserin Eugenie besucht und mir dort zur Erinnerung einige Blätter gepflückt habe, die ich aus meiner Tasche holte — ich hatte nicht bedacht, daß ich mich in einem durchaus republikanischen, jedenfalls bonapartefeindlichen Kreise von Franzosen befand.

Zuletzt aber lebte sich der unvergeßliche Abend zur reinsten Völkerverbrüderung aus. Der etwas trockene Mister Janvier stotterte in englischer Sprache seinen Trinkspruch auf das Felibertum hervor — der Armste war durch seine völlige Unkenntnis der Landessprache naturgemäß zu fast taubstummer Einföligkeit verdammt —; Marius Girard, der wohlwollende

Wiedermann, trinkspruchte, vielleicht mit etwas gastfreundschaftlicher Selbstüberwindung, gar auf Deutschland! Und ich hätte mir es vorher auch nicht träumen lassen, daß ich einmal in die Lage käme, unter Franzosen in französischer Sprache ein Hoch auf das Wohlergehen Frankreichs ausbringen zu müssen! Da ich mit den Amerikanern einige Brocken Englisch radebrechen konnte, starrten die Franzosen mich schier als ein Weltwunder der Sprachkennerschaft an; auf Franzosen hierin einigen Eindruck zu machen, ist keine allzu schwere Kunst.

Einen halben Handkoffer voll englischer und französischer Bücher bekam ich von den verschiedenen Dichtern als Gastgeschenk verehrt, und als ich am nächsten Morgen in den uralten Kumpelkasten von ländlich/vorsintflutlicher Postkutsche — wie man sie nur noch in Frankreich zu sehen kriegt — einstieg, um nach Avignon zurückzukehren, brachte mir auch Marius Girard noch sein Gedichtbuch an den Wagen. Es waren — der provenzalische Urtext rechts und die französische Übersetzung links im Buche gedruckt — einige recht blutdürstige Machegedichte gegen Deutschland darunter, und ich hoffe, daß der liebe alte Herr sich damit seinen Groll vorlängst gründlich vom Halse geschrieben hatte; wenigstens strömte er mir Deutschem gegenüber von Güte und Liebe förmlich über.

In Avignon war mein erster Gang zu Felix Gras, dem Dichter der „Colosa“, dem damals auf sieben Jahre gewählten Capoulié du félibrige (Hauptmann des Felibertums). Als solcher hatte er „la coupe“ in Verwahrung. Es war ein weisvoller Augenblick, da der feuerangige, schwarzbärtige Südfranzose, als begehe er gleichsam eine gottesdienstliche Handlung, die den Felibern heilige Schale aus ihrer schützenden ebenhölzernen Hülle schälte und sie mir darreichte; und ich freute mich, das sinnbildliche, felibergeheiligte Gefäß in meinen Händen gehalten zu haben.

Auch im Buchladen des 1891 verstorbenen Dichters Roumanille, dessen Witwe, eine kleine, ungemein lebendig-bewegliche Dame, das Geschäft weiterführte, sprach ich vor. Roumanille war neben Mistral und Aubanel der Hauptmitbegründer des so bedeutungsvoll und einflußreich gewordenen Feliberbundes; er ward der Verleger jener Dichter und selbst der dritte der großen Sterne am Himmel neuprovenzalischer Dichtung.

Am Fenster der Roumanilleschen Buchhandlung war ein „allegorisches“ Bild — man höre und staune! — ausgestellt: Felix Gras, der in der Stadt noch lebhaftig umherwandelnde Dichter, derselbe, den ich die Stunde zuvor noch besucht hatte, war darauf in einem schwärmerischen Augenblicke der Dichterverzückung abgebildet, mit träumendem Aug' in die Ferne schweifend.

fend, und neben ihm lehnte die Muse der Dichtung, wie sie ihm ihre Eingebungen ins Ohr flüstert und zugleich einen Lorbeerkranz reicht! In meiner Jugend, da man noch Cornelius'sche und Kaulbach'sche Allegorien liebte, erinnere ich mich, in ähnlicher Weise Shakespeare und Dante mit der Muse neben sich, trauten Verkehrs, abgebildet gesehen zu haben. Aber wehe dem Lebendigen, der sich bei uns zu solcher Kühnheit aufgeschwungen hätte! Heute noch würden einem deutschen Dichter, der bei atmendem Leibe sich in Gesellschaft der Muse abbilden und am Fenster der Buchhandlung ausstellen zu lassen wagte, die Gassenjungen höhrend nachlaufen. Aber die harmlosen, leichtlebig-heitern Südfranzosen, die sich noch die goldene Grille, das Sinnbild provenzalischer Volksdichtung, als Spange an den Hut zu spießen lieben, finden in kindlich-göttlicher Liebenswürdigkeit nichts Lächerliches oder Verspottenswerthes darin. Glückliches Land der Troubadours! ...

Arnold Böcklin. Am 24. Oktober 1898 stieg ich die Höhe von St. Domenico, unterhalb Fiesoles, hinauf, zum alten großen Meister der Malerei zu wallfahren. Tags zuvor hatte ich bereits, auf einen Baseler Jugendfreund von ihm mich berufend, einen schriftlichen Gruß abgegeben und mich auf diese Spätnachmittagsstunde angemeldet.

Der Altmeister lebte wie von einer chinesischen Mauer umzirt, so daß ich starken Zweifel hegte, ob ich überhaupt vorgelassen werde. Ein Florentiner Freund von mir, selbst Schweizer, hatte mir von Böcklins Unzugänglichkeit, beinahe, wenn ich so sagen darf, Rüpelhaftigkeit Haarsträubendes berichtet. Zwei Jahre zuvor hatte die Staatsleitung zu Bern ihm eine Huldigungsanschrift zum 70. Geburtstag überreichen lassen, und die Schweizer Siedelung seiner im Arnotal ansässigen Landsleute hatte ihn zum Ehrenmitglied ernannt — aber weder der Berner Staatsleitung noch den Schweizern zu Florenz hatte Böcklin bis zur Stunde auch nur mit einem Worte gedankt! So waren meine bis zur Mutlosigkeit gesteigerten Zweifel gerechtfertigt. Doch siehe, das Wunder geschah! Die hohe Gittertüre öffnete sich und ein junger Diener führte mich durch den weiten Garten zum „Herrn Professor“ in die Werkstatt. Es war nach fünf Uhr abends. Böcklin stand, seine Pinsel höchst eigenhändig auswäschend, in dem völlig schmucklosen Arbeitsraume. Die große Einfachheit der braungeblühten Wände beeindruckte mich sehr. Böcklin empfing mich äußerst freundlich und zeigte mir ein neues Bild auf der Staffelei, woran er soeben gemalt hatte, ich glaube, es war eine Zimbern'schlacht: Säule mit rötlichen Fellen stampften darauf herum.

Nach Beschluß der Reinigung seines Arbeitszeuges forderte er mich zu einem Gange durch den weitgestreckten Garten auf, der sein Landhaus umgab. Fast eine Stunde lang gingen wir umher, und er zeigte mir seine Lieblingsplätze mit unsagbar schönen Ausblicken, indes die Abendsonne tiefer sank und Fiesole sowie San Miniato in der Ferne vergoldete.

Unser Hauptgesprächsstoff war Paul Heyse, der alte römische Bildhauer Gerhard und der Berliner Dichter John Henry Mackay, drei gemeinsame Bekannte von uns beiden. Seit seinem Schlaganfall war Böcklin nicht mehr der alte; er war ein gebrochener Mann, dem Gehen und Sprechen offenbar schwer fielen. Seine Sprechart hatte etwas Lallendes. Es war mir gesagt worden, er rede deshalb nicht gerne, liebe jedoch sehr, wenn man selber in der Unterhaltung das Wort führe. So erzählte ich ihm denn allerlei Erlebnisse meiner soeben vollendeten italienischen Reise; ein drolliges Taschendiebabenteuer aus Rom, das ich wenige Tage vorher miterlebt hatte, machte ihm vielen Spaß und er dankte mit lautem, heiserem, rauhem Lachen dafür. Er solle viel gehen, sagte er, weil es ihm gesund sei. Zum Abschied geleitete er mich noch eine Strecke auf dem langen Wege, der von dem Landhause durch den Park zu dem eisernen Gittertore führte, drückte mir die Hand und brach von einem starkduftenden Strauche mir einen Zitronenzweig. —

Ernst Haekel. Noch eines berühmten Mannes, dessen nähere Bekanntschaft ich Rom zu danken habe, gedenke ich hier. Durch seinen Neffen Heinrich Haekel, meinen Hochschulfreund, war ich bereits 1889 zu Jena mit Ernst Haekel persönlich bekannt geworden. Nunmehr, im regnerischen Oktober 1899, als ich mit Freund Heinrich nach gemeinsamer Italiensfahrt zuletzt in Rom landete, hatte ein seltsames Mißgeschick seinen berühmten Oheim in die Papststadt verschlagen und hielt ihn wider seinen Willen einige Zeit da festgebannt.

Der große Naturforscher weilte nämlich zu Subiako im Sabinergebirge und litt heftig an einem ihn seit Jahren quälenden Knieleiden. Deshalb nahm er gelegentlich ein Reittier. Der Führer wollte den widerspenstigen Mulo gegen dessen Willen einen andern Weg zu nehmen zwingen; aber da preßte das erzürnte Maultier das kranke, entzündete Knie Haekels heftig reibend an eine Mauer, so daß es erheblich schlimmer ward und er sich in das Deutsche Gesandtschaftsrankenhaus nach Rom bringen lassen mußte.

Jeden Abend leisteten wir ihm oben auf beherrschender Höhe des Kapitols Gesellschaft; es waren herrliche Stunden. Haekel war von allem trocken

nen Gelehrtentum himmelweit entfernt; eine durch und durch fein empfindende, vornehme Künstlernatur, ein echter Genießer des Lebens. Stets lag ein Band der „Wanderjahre in Italien“ des von ihm sehr verehrten Gregorovius auf dem Tische. In Italien genoß er besondere Verehrung; häufig scharten sich abends italienische Gelehrte um ihn, voll Bewunderung jedem seiner Worte lauschend. In Sizilien hatte man ihm zu Ehren nicht lange vorher ein Fest veranstaltet, wobei sogar der Hafen von Messina mit seinen Schiffen erleuchtet war. In jenen Tagen ist bei den Italienern wohl kein Deutscher in solchem Ansehen gestanden. Sein leuchtendes Auge, seine unvergleichliche Frische bei schon vorgerücktem Alter, sein sprühendes Gedächtnis, seine ganze sieghafte, bezaubernde Art hatten mich, der ich im Grunde der Naturwissenschaft und zumal Darwin-Haeckelschen Gedankenweltkreisen fernstehe, derart gefesselt und hingerissen, daß ich manchmal seine vielen Gegner herbeiwünschte und bei mir dachte, sie müßten ihn alle von Herzen lieb haben, wenn sie ihn persönlich kennen.

Als Haeckel sich wieder beweglicher fühlte, machten wir prächtige, erinnerungsreiche Wagenfahrten zusammen auf die alte Gräberstraße draußen in der Campagna, auch über den Ponte Molle — der Tiber hatte damals starken Hochgang — nach der Villa Madama und auf den Monte Mario. Daß auch große, Welträtsel lösende Gelehrte nach einer gewissen Richtung einen überraschenden Kurzblick besitzen, verriet mir Ernst Haeckels Frage: ob ich glaube, daß das Papsttum noch ein weiteres Jahrhundert dauern werde? Haeckel reiste kurz danach von Rom nach München, wohin Meister Lenbach ihn zur Malstiftung eingeladen hatte ...

Wilhelm Naabe. Auf einer meiner „geschichtlichen“ Fahrten durch das nördliche Deutschland brachte ich im Sommer 1897 einen gemütlichen Familienabend bei dem Dichter des „Hungerpastors“ zu. Wenige Jahre vorher war ihm sein erstes Enkelchen geboren worden, und Karlsruher Verehrerinnen hatten dem gefeierten Schriftsteller eine Kinderaussteuer als festliche Spende zugesendet. Von der Hauptveranstalterin jener sinnigen Gabe hatte ich einen warmen Gruß der Verehrung dem großen Erzähler zu bestellen.

Ich war so herzlich von Naabe und den Seinigen aufgenommen, daß ich gleich in der ersten Stunde mit Großeltern, Tochter und Enkelkind verschiedene Kinderspiele, bei traulichem Lampenschein um den Familientisch sitzend, spielte. Ich hatte auf meiner Reise eine Menge berühmter oder wenigstens mir bemerkenswerter Gräber aufgesucht — ich taufte jene Wanderung darum scherzweise die „Gräberreise“ — und war dabei auf

siebzehn Friedhöfen gewesen, was Raabe nicht wenig Vergnügen machte, und er meinte schmunzelnd, aber doch mit einer gewissen Anerkennung: „Eine solch individuelle Reise macht Ihnen keiner nach.“ Er selbst wäre kaum zu bewegen gewesen, auch nur seinen Wohnsitz Braunschweig zu verlassen, denn er fühlte sich offenbar, wie weiland Kant zu Königsberg, nur in der völligen Seßhaftigkeit seines Arbeitszimmers wohl, und ich habe es, dankbaren Herzens, schon als ein großes freundschaftliches Opfer seinerseits betrachtet, daß er mich am späten Abend selbst zum Bahnhof geleitete.

Auch bei einem späteren Braunschweiger Besuch, im Sommer 1906, überraschte ich den noch immer Frischgebliebenen auf der Durchreise schon in den Morgenstunden, und er machte wiederum in seinem schlichten Schlafrocke den behaglichen Eindruck eines Großvaters, der sich gänzlich in seinen vier Wänden eingesponnen hat, sich da am wohlsten fühlt und die Welt draußen Welt sein läßt.

Christian Wagner. Der feuergeistsprudelnde schwäbische Bauern-
dichter von Warmbronn. Ich hatte mehrfach mit ihm gebriefwechselt, als ich mich aufmachte, ihn auf seinem einsamen Dorfe heimzusuchen. Für unterwegs hatte ich mir zufällig Epiktets Leben und Werke zur Reiselesung mitgenommen. Als ich diesen bettelhaft-armselig hausenden, wahrhaft Weisen in seiner geringen Hütte traf und er mir, glücklich und lebenszufrieden, seine elende, dunkelgeräucherte, bedrückend enge Küche, den Winkel, den er mit seiner erwachsenen Tochter als Schlafgemach teilen mußte, sowie seinen niedern Wohnraum, dessen Schmuck zahlreiche Ehrenurkunden an sauberer, weißgetünchter Wand waren, gezeigt hatte, da empfand ich lebhaft, daß ich hier mitten im Württemberger Land selber bei einem neuzeitlichen Epiktet eingelehrt war: hier war der echte Weltweise daheim!

Christian Wagner hat sich durch rastlosen Fleiß, durch bewunderungswürdiges Arbeiten an sich selber eine ganz erstaunliche Bildung aneignen. Er schrieb einen Stil, eine Handschrift, daß man nicht hätte denken sollen, er habe fast siebzig Jahre lang den Pflug geführt. Immer waren Not und Sorge seine Gäste. Zum siebzigsten Geburtstag warf ihm sein edel denkender König einen kleinen jährlichen Ehrensold aus, um ihn vor dem äußersten Ungemach sicherzustellen.

Die heiße Sehnsucht nach südlicher Pracht und Schönheit ließ Christian jeden Heller sich am Mund absparen, um wiederholte Wanderungen nach Italien zu ermöglichen. Wochenlang durchzog dieser von hellenischer Schönheitbegeisterung erfüllte schwäbische Bauernkreis sein vielgeliebtes Klassi-

sches Land bis Rom, nur von Weißbrot und Rotwein sich nährend. Oft schlief er im Freien; in mond heller Nacht auf dem Kapitole stahl man dem armen Eingeschlafenen fünf Lire seiner Barschaft aus der Tasche!

Mehrfach haben wir uns besuchsweise wiedergesehen. Das Gedächtnis des Siebzigers für Verse war erstaunlich. Unablässig, fast übersprudelnd und sich überstürzend, führte er Eigenes und Fremdes in gebundener Sprache an. In seinem Ortsgeistlichen, dem Pfarrer Paul Dörr, einem Manne voll Feuereifers für Dichtung, hatte Christian einen verständnisvollen Freund gefunden, so daß er, der als überzeugter Pantheist zur Entrüstung seiner schwäbischen Mitdörfler die Kirche lange gemieden hatte, wieder zum allsonntäglichen Kirchgänger geworden war. Die Hauptstärke des ländlichen Dichters schienen mir aber niemals seine tadellos gebügelten Distichen aus dem Süden, sondern seine herrlichen, pantheistisch angehauchten Naturbeseelungen zu sein, wie er sie vorwiegend in den ersten Bändchen seiner früheren Zeiten zu tiefdichterischem Ausdruck brachte.

Am Spätabend seines Lebens sollte Christian Wagner einen unsäglichen Schmerz erleben. Sein Schwiegersohn war ein landberüchtigter Wilderer und mußte fast alljährlich um seiner unglücklichen, nicht unterdrückbaren Leidenschaft willen erliche Zeit „brummen“. Die Warmbronner Bauern waren so gewöhnt daran, daß sie scherzend von ihm zu sagen pflegten: er sei wieder auf seinen Sommeraufenthalt (nämlich ins Amtsgefängnis) gereist! Dieser Mann, der soeben wieder beim Niedermachen eines Häsleins ertappt worden war, ließ sich hinreißen, den ihn verhaftenden Landjäger selbst anzuschießen. Glücklicherweise war die Verletzung nur unerheblich. Im irrigen Glauben jedoch, er habe den Flurschützen getötet, stürzte der Verzweifelte davon und erschoss sich selber auf dem Felde.

Nun stand Christian Wagner mit der verwitweten Tochter und fünf Enkeln, denen der Ernährer durch ein erschütterndes Schicksal entrissen worden war, in harter Not da. Als ein Held ertrug er das namenlose Leid, ohne sich in kleingeistigem Schmerz unterkriegen zu lassen. In einem ergreifenden Briefe schilderte er mir den blutigen Vorgang und meinte schließlich: „Es war das Ehrenhafteste, Anständigste, was mein Schwiegersohn tun konnte. Lieber Tod als Schmach! Ich werde auf der Stätte, die sein Blut getrunken, einen Denkstein aufrichten lassen mit der Inschrift:

„Ob schon verstrickt von blinder Leidenschaft,
Lag hohes Siegertum in seinem Wesen,
Und unbezwungen starb er heldenhaft!“ —

So dachte ein armes schwäbisches Bäuerlein im Jänner 1909, allerdings eines, das deutsche Distichen in tadelloser Form meisterte und die flammende Heldenseele eines Brutus, eines Cato in seinem schmächtigen, nur aus Haut und Knochen bestehenden Leibe trug.

Melchior Grohe. Fast muß ich die Versammlung ehrenwerter Männer hier um Entschuldigung bitten, daß ich wage, diesen abenteuerlichen Fahrrenden, der gar manches Mal dem landläufigen Sittengefühl ein Schnippchen schlug, in ihre Mitte einzuführen. Aber dieser Weltdurchstreicher wies urwüchsige Züge; manchmal bligten Geniefunken aus seinem unruhigen Hirne. Nie ging man von ihm, ohne daß sich irgendein urtümlicher, nur ihm eigener Gedanke, eine überraschende Wendung, ein geistprühender Sinnspruch einem für immer ins Gedächtnis geprägt hätte. Von wie vielen Menschen könnte man dies behaupten?

Im Sommer 1879, als ich zu Heidelberg die Hochschule besuchte, fiel mir eines Abends beim Ersteigen des Schloßberges eine hagere Gestalt auf, die, mit einer Rosenblüte im Knopfloch, ohne Scheu mitten auf der Landstraße der untergehenden Sonne mit laut erhobener Stimme selbstgesprächsweis einen Abschiedsgruß nachrief. Schnurrbart und Knebelbart gaben der auffallenden Erscheinung fast etwas Südländisches. Der Mann trug einen befransten Umhang umgeschlagen, wie es damals Brauch war. Erstaunt blieb ich stehen und betrachtete mir den eigenartigen Selbstredner. Mein Begleiter raunte mir zu: Melchior Grohe! Sein Bild prägte sich mir unauslöschlich ein. Bald hörte ich allerlei von ihm munkeln: er schinde gern sein Nachtesfen bei Hochschülern heraus; seine Familie zu Mannheim zahle ihm eine tägliche Rente von drei Mark mit der Bedingung, daß er seine Vaterstadt niemals betrete, denn seine Verwandten befürchteten Schande von ihm, und ähnliches mehr. Wollte einer meiner Freunde, der Grohe persönlich kannte, mir im Scherz etwas schreckliches androhen, dann rief er: „Warte, ich schicke dir Grohe auf die Bude!“ Indes, es sollte nicht dazu kommen, und etliche Jahre war das Schreckbild völlig aus meinen Augen verschwunden.

Da, im Frühling 1883, als ich auf dem Bahnhofe zu Salerno des abendlichen Schnellzugs nach Neapel wartete, machte sich ein mir sofort auffallend bekannt vorkommendes, männliches Wesen, aus dem Knäuel harrender Dienstmänner und Maultiertreiber heraustretend, an mich heran und fragte spöttelnd: „Sind wohl ein Deutscher?“ Auf mein erstauntes Bejahen höhnte er: „Hab's Ihnen gleich an der philiströsen Kleidertracht angesehen. Sehen Sie, wären Sie Italiener, Franzose, Eng-

länder, dann müßten Sie sich so, so oder so fragen.“ Und dabei ahnte er jede Völkerschaft in ihrer kennzeichnenden Eigenart nach. Durch einige neugierig-zudringliche Kreuz und Querfragen über Mundart, Heimatlandschaft, Vaterstadt und Sippe hatte er in kurzem glücklich herausgebracht, wer ich sei. Bei seinen unglaublich ausgedehnten Bekanntschaften und unablässigen Wanderungen war es kein Wunder, daß ich ihm dem Namen nach vertraut war. „Hurra,“ rief er, „ich bin der Melchior Grohe, und wenn zwei Dichter zusammenkommen, müssen sie's mit gemeinsamen Abendessen feiern!“ Das Zusammentreffen war mir höchst unwillkommen, nicht nur, weil mir schwante, wer die Zeche zu blechen haben werde, sondern weil ich sah, daß er sich gewaltsam in meinen Reiseplan eindrängen wollte. Er begann nun, einen mir höchst peinlichen Auftritt auf dem Bahnsteig aufzuführen: er rief die sämtlichen gaffenden und Maulaffen feil haltenden Eselsbuben und anderes Gelichter herbei und ließ sie raten, was wir für Leute seien! Einige rieten höchst schmeichelhafterweise gar auf Hutmacher (!) und ähnlich biederer Gewerbe. „Fehlgeraten!“ herrschte Grohe, der die italienischen Mundarten mit außerordentlicher Gewandtheit meisterte, den immer mehr anschwellenden Haufen an: „No, siamo due poete!“ Darauf wütendes Beifallsgebrüll der Masse. Ich hatte nur immer zu beschwichtigen, daß er endlich ablassen möge. Er drängte nun mich förmlich, mit ihm abends in ein Pulcinelltheater zu gehen und die Nacht in Salerno zu bleiben. Dabei erzählte er, dies sei der siebzehnte (!) Winter, den er im Süden verbringe. Noch ahnte ich nicht, daß seine Winteraufenthalte nur durch das marktweis in Deutschland zusammengebettelte Geld ermöglicht wurden. Schien seine Kleidung auch einigermaßen abgerissen, merkte man ihrem Träger doch kaum an, daß er nicht verschmähte, zuweilen auf Kirchenstufen zu nächtigen. Ich erklärte ihm entschieden, von meinem Reiseplan nicht abgehen zu wollen, mit dem geheimen Wunsch, den mir nicht ganz heimlichen Menschen bald abzuschütteln. „Der richtige Philister,“ schmalzte er verächtlich, „natürlich, an seinem Plüsch darf nicht gerüttelt werden!“ Da leuchteten befreiend die Glühagen der heranbrausenden Lokomotive durch die Abenddämmerung, und der saufende Eilzug entführte mich dem aufdringlichen Gesellen. „In Karlsruhe besuche ich Sie!“ war sein letztes Wort, das im Geräusch des Zuges halb verhallte. Nun, dachte ich bei mir, Karlsruhe und Salerno sind weit auseinander; mit dieser letzten Androhung wird's hoffentlich nicht so schnell gehen.

Auf der Heimreise war ich bei Hermann Lingg in München und sprach zufällig von dieser Begegnung. „Was,“ rief der Völkerwanderungsdichter,

„dem Kerl sind Sie dort begegnet? Er war hier, drang in mich, ich solle zu seinen Ehren ein Sonett dichten. Ich ließ mich aus Gutmütigkeit dazu herbei. Und nun verbreitet er das Sonett in meiner Heimat Lindau, gibt sich als meinen Busenfreund aus und schröpft die ganze Bodenseestadt auf seine gewohnte Weise. Der freche Geselle setzte sich bei seinem Besuche dort an meinen Flügel und spielte frei derart drauf los, daß er ihn fast zu Fetzen zerhämmer hätte, wäre ich nicht, Einhalt gebietend, dazwischengetreten. Sollt' er sich nochmals einfallen lassen, mich heimzusuchen, schmeiß' ich ihn zur Türe hinaus!“ Ubrigens hatte Grohe bei den unzähligen Besuchen seiner unablässigen Wanderungen auch die mir befreundeten Professoren Rufsmann und Bartsch, die beide den Pegasus ab und zu bestiegen, mit Umarmungen und Dichterbrüderküssen zu ihrer nicht geringen Überraschung beehrt!

Schon vier Monate nach jener Begegnung in Salerno blicke ich zu Karlsruhe beim Mittagessen auf und gewahre eine mir wohlvertraute Gestalt wie ein Kriechtier die Straße her auf mein Haus zuschleichen. Ich ließ den lästigen Besuch, der so bald schon sein Versprechen in die Tat umsetzen wollte, abweisen. Er wolle gegen Abend wiederkommen, hieß es. Zufällig war mein Freund, der Richter und Dichter Wilhelm Kunze aus Braunschweig, mein Wohn-gast; er erwärmte sich durch meine Schilderungen für Grohes Persönlichkeit. Gegen Abend sprach Grohe wirklich wieder vor, natürlich die ewige Rose, nach Jean Pauls Vorbild, im Knopfloche. Er schimpfte weidlich auf die Karlsruher Polizei, die ihm soeben mit Strafe gedroht habe, weil er sich diese Blume da in den Anlagen des Friedrichsplatzes gepflückt. Unsern Einwand, dies sei ein öffentlicher Platz und da könne sich doch nicht jeder Rosen nach Lust brechen, ließ er nicht gelten, und meinte, gewöhnlichen Sterblichen möge man es verbieten, aber einem Dichter müsse man die kleine Freiheit gestatten! Dann brachte er in Gegenwart meines Freundes, den ich ihm geflissentlich als „Amtsrichter“ vorgestellt hatte, mit solcher unglaublichen Keckheit die geheimsten und innersten Geschichten aus seinem vielbewegten Leben ans Tageslicht, daß Kunze nachher behauptete, er habe mit ähnlichen Erscheinungen amtsrichterlich schon öfters zu tun gehabt, aber eine derart ersitznige Schamlosigkeit sei ihm noch niemals vorgekommen!

Von jener Zeit an — Sommer 1883 — kam Grohe regelmäßig in Abständen von zwei Jahren auf seine Weidetrift und erleichterte mich allemal um einige Mark. Weist brachte er ein dünnes Heftlein Gedichte mit, für das er gewissermaßen als Ehrensold den Taler einsteckte. Es gab Zeiten, wo mich Grohe ohne seine Absicht förmlich verfolgte. Am Heidelberger

Bahnhof spielte ich um ein Gebüsch herum gewissermaßen Fangen mit ihm, damit er mich nur ja nicht entdecken solle. In Wiesbaden steige ich die Treppe meines Gasthofes herab — zu meinem Entsetzen sehe ich Grohe, vertieft ins Gespräch mit meiner Hauswirtin unten am Eingang stehen und fliehe, mich versteckend, wieder die Stufen hinauf. Ich befrage bestürzt die gute Frau, ob dieser Herr auch hier wohne. „Nein,“ erwiderte sie, „es war ihm kein Zimmer gut genug (!); so schamlos hat noch kein Mann mit mir geredet.“ Ich beglückwünschte sie, daß er nicht ihr Gast geworden, da sie sonst leichtlich mit der Schugmannschaft zu tun bekommen hätte.

Einmal meinte Grohe, als ich ihm seinen Dichterlohn mit kurzer Entschuldigung auf offener, vielbegangener Straße spendete: „Bitte, ich nehm's auch sub divo.“ Stets hatte er einen beneidenswert guten Einfall auf Lager. Ein andermal äußerte er in einer etwas schwermütigen Umwandlung: „'s gefällt mir nimmer in euerm Deutschland; schon an der Grenze sehen einen die Schugleute so sonderbar an.“ Der Mann hatte recht; er war, wie es hieß, stets der Polizei vorher gemeldet; sie hatte ihre guten Gründe dazu.

In den 1890er Jahren pochte Grohe wieder einmal an meine Pforte. Noch war ich im Zweifel, ob ich ihm Platz zum Sitzen anbieten sollte, als er bereits hurtig in der Sofaecke saß, auf das Polster klopfte und selber in meiner eigenen Stube mich zum Platznehmen neben sich einlud. „Ich soll Sie grüßen vom Grabe Homers; ich komme soeben aus Kleinasien, bin nur kurz hier auf der Durchreise nach Spanien!“ Diesmal aber war mir's ein bißchen zu bunt und ich gab ihm keine Reisepende; ich dachte: wer das Geld offenbar in solchem Überflusse hat, daß er europäische Weltreisen unternehmen kann, vermag auch ohne meine Wegzehrung wohl auszukommen. Das schien er heimlich trumm genommen zu haben. Es kam mir zu Ohren, daß er sich in den größten Schimpfreden, mich nachäffend, über mich erging. Bei einem Begegnen auf der Straße kannte ich ihn nicht mehr; vergeblich rief er wieder und wieder meinen Namen hinter mir her — ich hörte ihn nicht mehr, ich ließ ihn laufen. Ich habe ihn mehrfach ermuntert, wahrheitsgetreue, rückhaltlose Erinnerungen an seine Abenteuer niederzuschreiben; dazu hatte er aber wohl zu wenig Geduld und Ausdauer, zu wenig Sitzfleisch und Gabe zur Selbstschau. Es wäre ein unvergleichliches, ein wildes Buch geworden, etwa wie die Schicksale des Magisters Lauchard oder gar ein männliches Gegenstück zu Casanovas vielberufenen „Memoiren“.

Im Sommer 1906 ist Grohe der beste Tag geschehen — da hat der Tod ihm die Wanderschuhe von den müden Sohlen gestreift ...

Mit fünfzig Jahren ist der Berg erstiegen

Ein bekanntes Gedicht von Rückert setzt die Ersteigung des Lebensberges gar schon in das vierzigste Jahr; wie mir scheinen will, allzufrühe. Das Wort des Volksmundes „Fünfzig Jahre, Stillestand“ dünkt mir richtiger. Erst wenn die Höhe voll erklimmen ist, wendet man sich zum Rückblick auf die durchmessene Strecke, auf die dahinterliegende, sich unabsehbar dehnende Ebene. Erst mit etwa fünfzig Jahren fühlt man ein leises, fast noch unmerkliches Nachlassen der Wanderkraft, der Muskelspannung. Ein heilwissenschaftliches Buch behauptet sogar: vom fünfzigsten Jahr an sterbe man unablässig!

An der Schwelle des Schwabenalters erst brach ich den eingefleischten Junggesellentrog, for ein Weib, das mir durch tatkräftigen Sinn und künstlerisches Verständnis zur Leuchte meines Weges geworden ist, ein Weib, von dem der alte Weiberfeind Hansjakob behauptete: „Ihr' Frau hat mir gut g'falle; sie isch gar net affektiert, wie die meischte Weiber von heutzutag'." Da erst, zu so vorgerückter Zeit, genoss ich Freuden und auch Leiden der Vaterschaft.

In meinen vierziger Jahren schuf ich meine gereiftesten Dichtungen. An meinem fünfzigsten Geburtstage kamen mir aus weiten Kreisen Deutschlands Bezeigungen einer mich innig erfreuenden und zu Danke stimmenden Wertschätzung und Anerkennung zu. Auch auf mich passen die schönen Verse Richard Wagners aus den „Meister-singern“:

„Kam Sommer, Herbst und Winterszeit,
 Viel Not und Sorg' im Leben,
 Manch ehlich Gluck daneben;
 Kindtauf', Geschäfte, Zwist und Streit:
 Denen's dann noch will gelingen,
 Ein schönes Lied zu singen,
 Seht, Meister nennt man die.“ —

Jeder kann mit Walther von der Vogelweide rufen: Ist mir ein Leben getroumit oder ist es wär? Denn traumhaft, flugschnell schwindet das Leben. Kaum hat man in jungen Jahren die Nase darüber ärgerlich gerümpft, immerfort als „junger Dichter“ in öffentlichen Blättern eine Figur machen zu müssen, so wird man im Handumdrehen schon als „Altmeister“ verjollt und hätte nichts dagegen, noch als „jung“ zu gelten!

Und welche Wandlungen hat die Welt rings um einen und man selber in ihr während bald sechs Jahrzehnten durchgemacht! In meiner Knabenzeit standen noch vor dem ehemaligen Durlacher Tore meiner Vaterstadt die berühmtesten „Hauderer“, auch verächtlichmachenderweise „Blamagen“ vom Volke benannt: kleine, armselige, hartstizige Einspänner mit einer gerippedürren Schindmähre bespannt. Gewöhnlich wartete man, bis sich eine Gesellschaft von vier einander wildfremden Leuten zusammengefunden hatte, damit das Fahrgeld sich für die Person auf wenige Kreuzer minderte. Und so kutschte man, jämmerlichen Kleppertrabes, durch den schnurgeraden Pappelbaumweg in die Landschaft hinein.

Scheffel behauptet in seinem „Lezten Postillion“: in fünfshundert Jahren wisse der Gelehrteste nicht, was ein „Hauderer“ gewesen sei; er hätte sich nicht träumen lassen, daß nach einem halben Jahrhundert diese Fuhrzeuge bereits einem vorweltrestlichen Altertum angehörten, von deren Vorhandengewesensein die moderne Jugend schon jetzt keine Ahnung mehr hat. Denn nunmehr ist das Zeitalter der Luftschiffe herausgezogen. In blanker Hoheit, wie riesige, silberne Wale, durchschwimmen sie das Äthermeer — wohl ohne der Menschheit ein größeres Glück beschert zu haben — und wer weiß, zu welch unerhörten Möglichkeiten sie diese noch geleiten werden?

In meiner Kinderzeit sahen wir abends um das Talglicht, das mit der Lichtschere oder volkstümlicher, der „Lichtpuze“ geschneuzt wurde, wobei große Vorsicht beim Lichtpuzen anempfohlen ward. Heute glüht das elektrische Licht und die ganze Welt schwimmt in einem blendenden Lichtmeer. Aber von Kurzsichtigkeit hat man einst weniger gehört. Meine Großmutter, die viele Jahre lang als Braut ihre Aussteuer sich selber spann und nähte, tat dies bei Unschlittkerzenschein und behielt trotzdem ihre scharfen Augen bis ins 83. Lebensjahr. Heute sind Brillen schon bei Schulkindern etwas ganz gewöhnliches!

Auch das deutsche Selbstbewußtsein hat sich glücklicherweise bedeutend in dieser Zeit gekräftigt, wenn auch hierin noch manches zu wünschen

übrig bleibt. Die Überschätzung des Franzosentums, wohl ein letzter Nachglanz des achtzehnten Jahrhunderts oder der in Süddeutschland besonders tief einschneidenden Rheinbundzeit, war allgemein. Was nicht aus Paris, womöglich von einer dortigen Weltausstellung, eingeführt war, hatte keine rechte Geltung.

In bürgerlichen Kreisen redeten die Frauen sich allgemein mit „Madame“ an. Die „Madame Schmidt“, die „Madame Bernikau“, sowie zahllose sonstige Madamen sind mir lebhaft in Erinnerung. Die Französelei nahm solchen Umfang an, daß ein Bekannter meines Vaters sich beschwerend darüber aufhielt, in Baden-Baden von den Kellnern unaufmerksam bedient worden zu sein, weil er nicht Französisch „parliert“ habe. So weit vergaß sich die deutsche Würdelosigkeit. Kein Wunder, daß die volksstolzen Franzosen die Deutschen verachteten.

Und welche Fortschritte haben die Städte seit meiner Jugend in gesundheitlicher Hinsicht gemacht! Damals standen in jedem Hofe, wenn möglich nächst der Dunggrube, die Pumpbrunnen mit ihren wunderlichen, unschönen Schwengeln. Nicht selten drang die Jauche der Gruben in die Brunnen und ward zur Seuchenbringerin. Sicherlich war dies eine Hauptursache der größeren Sterblichkeit bei unsern Vorfahren. Heute führen musterhafte Wasserleitungen allenthalben den Städten frisches, kristallenes Raß zu. Fast überall kann man, selbst an Orten wie Neapel, wo sonst ein Schluck Wassers todbringend sein konnte, beruhigt und herzlich seinen Durst zu löschen wagen. Bis in die höchsten Stockwerke rieselt die köstliche Flüssigkeit und erspart Hausfrauen und Hausangestellten den einst so beschwerlichen Weg zum Brunnentroge. Freilich ist mit der Abnahme der Mühe die Fülle, die Begehrlichkeit der Ansprüche gestiegen. Die unter der Last der Kupferkübel, die sie auf wollestem Stirnbause trugen, bis in die obersten Häuserstöcke wie unter einem Joche keuchenden Köchinnen waren um ein gut Teil bescheidener, anspruchloser und demütiger; sie wußten es halt nicht anders und hatten ihren Trost in dem allgemeinen, von ihren Dienstgenossinnen mit demselben Gleichmut ertragenen Uebelstande.

Mit dem Wasser wär' es soweit in Ordnung; aber mit der Luft! Unser deutsches Volk ist sicherlich noch immer das luftfeindlichste der Kulturwelt; es verwechselt Luft mit Zugluft. Hier müßten Ärzte wie Priester, die Sorger des Leibes und der Seele, fördernd eingreifen.

Von der Luftfeindlichkeit der Deutschen bekommt man in sonntäglichen Wirtshäusern und vor allem in Eisenbahnwagen die haarsträubend deuts

lichsten Begriffe. Je tabakgeschwängelter, je stintig:erhitzter der Luftkreis, desto trauer fühlt sich unser Volk darin. Wer das kleinste Streifchen frischer Luft nur durch handbreit geöffnertes Fenster einlassen will, wird als Todfeind der menschlichen Gesellschaft giftig angesehen. Die stämmigsten Kerle, die draußen auf dem Felde kein Sturmwind umrisse, geraten in nervenbebendes Erregtsein und wimmern: „Es zugt, es zugt“ (Sprich: zucht!) — wie man in Norddeutschland vielfach für „es zieht“ sagt —, wenn man sie vor dem Erstickungstode zu bewahren sucht. Hier sind noch deutsche Gesundheitsgebiete zu erobern, denn wo Luft und Sonne nicht hins gelangen, nisten Seuchen sich ein.

Ewig schade, daß das Christentum nur für die Seelen und so gar nicht für den Körper besorgt war. Vielleicht hat der erhabene Stifter des christlichen Glaubens als Morgenländer es für selbstverständlich gehalten, daß man dem Leibe reinliche Pflege angedeihen lasse; hat er doch allenthalben nach staubigem Marsche beim Eintritt ins Haus seine Füße gewaschen und nach den bestecklosen Mahlzeiten sorgfältig die Hände gereinigt. Aber ein kurzes Wort über Körperpflege aus solchem Munde hätte die ganze Welt seit bald zwei Jahrtausenden mit Bädern und Brunnen gefüllt. Schade! Wie wohltuend berührt es in morgenländischen Gegenden, daß die Gläubigen nach des Propheten Vorschrift nur gereinigten Leibes das Haus ihres Gottes betreten dürfen. Sehr viel könnten wir da noch lernen und annehmen!

Wie alles, so hat sich auch die Art der Verehrung der Menschen für einander beträchtlich verändert. Solche Auswüchse, wie sie ehemals üblich waren, wirken jetzt lächerlich. Kaum liest oder hört man jemals mehr, daß einer berühmten Sängerin die Pferde ausgespannt worden seien, daß sich überschwengliche Jünglinge oder übergeschnappte Jungfräulein zu Säulen und Padeselinnen einer „Diva“ oder eines Divus erniedrigt haben. Die Zeiten sind ernster, in manchem vielleicht echter, wirklichkeitsbewusster geworden.

Meine Großmutter erzählte mir zuweilen, sie habe lange Zeit als junges Mädchen Splitter vom Blutgerüste Sands, des Mörders Kogebues, und ein Taschentuch andächtig aufbewahrt, das in das herabträufelnde Blut jenes irregeleiteten Schwärmers für falschverstandene deutsche Freiheit getaucht gewesen sei. Man denke sich eine deutsche Jungfrau von heute mit derlei schauerhaften, wahngeheiligten Gedenkstücken!

Als dereinst auf der Karlsruher Hofbühne der Tenorist Sontheim auftrat, schnitten sich die schwärmerisch verzückten Mädchen seinen Namen

aus dem Theaterzettel und verzehrten das Papierfegchen auf dem Butterbrote; ja, sie überließen seinen Schneider, für teures Geld die Fildreste seiner neuesten Weste zu erstehen, um wenigstens diesen Bestandteil des vergötterten Gesangskünstlers ihr eigen zu nennen und die Zeugstückchen in Bildkapseln um den Hals tragen zu können. Das ist kein Spaß, keine Sage. Eine nahe Verwandte meiner Mutter gestand mir später all diese Jugendschwärmerien lachend ein; auch daß sie sich einmal einige Zeit nicht an der Stirne gewaschen habe, um den Weibfuß nicht abzuschauern, den ihr, als einer Ehrenjungfrau, lißt bei einer feierlichen Begrüßung gespendet hatte. Wie nüchtern sind wir dagegen geworden! . . .

Noch besteht in Deutschland die nahezu ausschließliche Schätzung des amtlich Geeichten, behördlich Gestempelten. Ein „freier Schriftsteller“ zählt nicht als „voll“; er ist bloß Halbmann, eine Art Kentaur. Der „poeta“ hat wohl in Italien, der „poète“ in Frankreich als Beruf Gültigkeit, aber der „Dichter“ zieht nicht in dem vielgepriesenen „Lande der Denker und Dichter“. Dies ist ein wahrer Hohn. Bei einer Hochzeit erfuhr eine Dame, ich sei „Dichter“; da fragte sie bezeichnender, deutschfolgerichtigerweise: „Ja, was ist er denn sonst noch? Davon lebt man doch nicht.“ Erst Paul Heyse hatte den Mut, im Münchener Adreßbuche sich ohne Scheu selbst „Dichter“ zu heißen.

Maler und Bildhauer dürfen sich seelenberuhigt nach ihrer geistigen Beschäftigung nennen, nur die Dichter nicht. Die Berufsgenossen Raffaels wurden durch die nachdrängende Flut der Lächer und Ausreicher allerdings in die Zwangslage versetzt, sich den etwas ungebildet klingenden Titel „Kunstmaler“ beilegen zu müssen. Die Bildhauer sollten sich zum Unterschiede von den Verfertigern der Grabsteine, die gleichfalls den Bildhauertitel an sich gerissen haben, wiewohl sie eigentlich nur Steinhauer — nicht Steinklopfer — sind, „Kunstabildhauer“ betiteln.

Vor dem herrlichen Rangnamen „Kunstdichter“ sind die deutschen Verfkünstler aller Wahrscheinlichkeit nach für immer gefeit. Als der humanistischen Nachklänge entsprossene „homo litteratus“ dem Volksbewußtsein noch näher stand, galt der „Litterat“ als Ehrennamen. Jetzt ist diese Bezeichnung stark in Geringschätzung geraten: man stellt sich unwillkürlich ein verwahrlostes Steifbettlerwesen mit schmiereriger Halsbinde, fettigem Rocktragen und unsaubern Nägeln darunter vor. Schon vor Jahrzehnten machte der selige Viktor Scheffel dem Herausgeber des Karlsruher Adreßbuches, der unglücklicherweise den Eckhardtdichter als „Litterat“ im Mitbürgerverzeichnis aufgeführt hatte, einen ziemlich grob-

schlächtigen Auftritt in dessen Buchhandlung . . . Da sich heute so ziemlich jeder, der in der Volksschule schreiben gelernt hat, „Schriftsteller“ zu nennen beliebt, so ist vielleicht die Zeit nicht fern, da auch diese Bezeichnung gleich dem „Literaten“ in die Kumpelkammer geworfen wird. Nur das edlere, schwer erfegbare deutsche Wort verbürgt ihm längere Lebensdauer.

Malen, Bildhauer, Musiker streben nicht mit Unrecht — wenigstens solange in Deutschland das Titelwesen blüht — nach der Auszeichnung des Professorentitels. Dann sind sie doch behördlich geeicht und gestempelt; dann sind sie erst in den Augen der Masse „was rechtes“. Das Professorentum hat ungeheure Geltung in deutschen Landen; ein Professorenwort grenzt an die Unfehlbarkeit. Manchen Künstler bei uns hätte keine Kage beachtet, hätte sich nicht ein „Professor“ für ihn ins Zeug geworfen. Darum muß man, wenn man das Unglück hat, künstlerisch irgendwie begabt zu sein, brünstig beten, daß man einen „Professor“ finde, der einen „entdeckt“! Ich persönlich hegte solche Abneigung gegen die Professorenwürde, daß ich sie einmal dankend ablehnte, um nicht stündlich an die Schulpeiniger meiner Jugend erinnert zu werden; es wäre mir bei jeder Anrede sonst ein Stich durchs Herz gegangen.

Vorhin behauptete ich, auch die Leiden der Vaterschaft gekostet zu haben. Die Schulzeit meiner einzigen Tochter, die leider ebensowenig ein Durchschnittsschulkopf wie ihr bedauernswürdiger Vater war, fiel betrüblicherweise in die Zeit, da die Mädchengymnasien aufkamen. Ich dachte mir: einem Mädchen seien alle die Trübsale erspart, die zahlreichen deutschen Knaben die schönsten Tage des Daseins zu vergällen pflegen. Aber da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Mädchenschulen begannen ein törichtes Wettrennen, um einander zu überflügeln: jede war vom Ehrgeiz besessen, möglichst „wissenschaftlich“ hochgeschraubten Menschenstoff in den alleinseligmachenden Himmel des Mädchengymnasiums liefern zu können. Darunter mußten die einzelnen Geschöpfe schwer leiden.

Kein vernünftig Denkender wird einem hochbegabten Mädchen wehren wollen, die selbe Bildungshöhe — falls das Wollpfropfen mit Wissenschaft die wahre Bildung bedeuten sollte — zu erklimmen wie irgend ein männliches Wesen. Nur darf man nicht glauben, es mangle wohl einem männlichen oder weiblichen Geschöpf am Verstande, wenn es zur gelehrten Arbeit nicht taugt. Leider ist aber die Vielwisserei zur Göttin der Deutschen auf den Schild erhoben worden.

Alle Schulkämpfe meiner Frühzeit erlebte ich an meinem Kind in neuer Auflage, bloß ins Mädchenhafte übertragen, und ich begriff, daß die Torheit in Deutschland schwerlich jemals aufhören werde. Schul-erneuerungen sind hier so schwer durchführbar, weil das Wort des „Professors“ unfehlbare Geltung besitzt und der naturvernünftigen Stimme der Eltern nicht genug Gehör geschenkt wird.

Noch einmal in meinen vorgerückten Jahren zog der alte, längst abgetan geglaubte Schulhaß herauf. Meine beiden Brüder und ich hatten durch Schulmißerfolge meinem Vater so vielen Kummer bereitet, daß er mir am Abend seines Lebens allen Ernstes versichert hat: er würde sich, hätte er seine Vergangenheit nochmals zu durchmessen, nicht wieder verheiraten, nur um mit Schulen nichts mehr zu schaffen zu haben! Ja, der eigene Vater hat mich, so seltsam dies klingt, aus diesem Grunde zuweilen vor dem Heiraten gewarnt!

Ich habe ziemlich ungern Latein, aber mit Bonne Griechisch getrieben, bin heute durch langes Entwöhntsein beider Sprachen nur noch sehr mangelhaft mächtig, lese jedoch fast täglich etwas „Antikes“ in einer guten Übertragung. Ich finde, der Geist sei die Hauptsache und der werde in einer trefflichen Übersetzung ebensogut vermittelt wie in der Ursprache. Oft schon mußte ich an Schiller, an Goethe gemahnen, gewiß die Hauptträger klassischer Überlieferung, die bekanntlich die alten Sprachen nur unvollkommen beherrschten, ja das wesentliche davon bloß aus mangelhaften und gar noch aus französischen Übertragungen sich zu Gemüte zu führen vermochten.

Als ich mit meinen ersten Dichtungen in der Öffentlichkeit auftrat — im November 1879 — galt die Schönheitspflege eines Platen noch als das höchste. Emanuel Geibel saß zu Lübeck auf seinem lyrischen Throne; seine Formenscönheit und Reimreinheit wurden als sprichwörtliche, kaum erreichbare Vorbilder gepriesen. Später, durch den Naturalismus, wurde die Welt umgestülpt. Die Form ward gewaltsam vernachlässigt und schlampig. Platen wurde belächelt, Emanuel Geibel von Kunststrichenden Kotsperlingen mit Mist beworfen. Die Verfasser moderner Werke setzten vielfach ungenießbare, unverständliche Schwülstigkeiten in die Welt, die eher der Feder eines Lohenstein entquollen schienen. Das Übermenschen-tum kam; es sei jederzeit willkommen, wenn seine Vertreter nur übermenschliches leisten wollten.

Früher wurde man um eines unreinen Reimes willen von den Kunst-richtern gescholten; später hieß mich einer mit tadelnd spöttischem Beize-

schmack einen „Bildungsrichter mit tofsicherer Formvollendung“. Die Geschmacksrichter richten, indem sie vom hohen Rofse herab andere begutachten wollen, durch ihre Ausführungen sich selber am allerdurchsichtigsten; man lernt weit mehr ihren eigenen Bildungsstand durchschauen, als daß man für sich selber große Lehren daraus saugen könnte.

Alle Welt will „gebildet“ sein; für ungebildet zu gelten, gilt als der größte Schimpf; da will kein Straßenkehrer zurückbleiben; und doch haftet dem Worte „Bildung“ ein gewisses Spießbürgergeschmacklein an.

Ich darf mir ohne Selbstüberhebung das Zeugnis erteilen, daß ich stets an mir zu „bilden“ bestrebt war. Eine Höhe wahrhafter Bildung erstrebt man nur durch unermüdliches Schaffen an sich selber, durch Einatmen einer gesunden, reinen Bildungsluft. Dies mag in annähernd vollkommenem Maße vielleicht nur dem möglich sein, der ganz Herr seiner Zeit ist, den keine beruflichen Pflichten und tagtäglichen, stündlichen Abhaltungen unablässig aufschlucken.

Als das größte Glück meines Lebens habe ich es mit stetem, stillem Danke zu würdigen gewußt, daß ich durch äußere, günstige Umstände, bei bescheidener Lebensführung und ohne große Sprünge zu machen, in der Lage war, mir die Unabhängigkeit zu wahren, niemals vor gestrengen Vorgesetzten mich beugen oder demütigen Untergebenen selbst ein gestrenger Oberer sein zu müssen. Der Unabhängigkeitsdrang ist allezeit die größte Leidenschaft in mir gewesen, ist sogar mit den Jahren stets gewachsen, und mein Grundsatz blieb allezeit: lieber nur Wasser trinken und ein Stück Schwarzbrot essen, aber völlig Herr über seine eigenen Entschlüsse sein!

Ich kannte jedoch einen Rechtsgelehrten, der neben seiner Berufsarbeit noch die Zeit fand oder sie sich nahm, alle Morgen etliche Verse, etwa einen Bierseiler, sich auswendig einzuprägen, weil er, sicherlich mit Recht, behauptete: nichts stärke so das Gedächtnis. Er kannte fast alle Gedichte Goethes, namentlich die in freien Versmaßen, sowie den halben Dante auswendig und versicherte: man verstehe überhaupt nur, was man dergestalt in seinem Besitze habe. Man sieht: auch ein Berufsmensch kann, wenn ihn Geist, Willen und Triebkraft beseelen, an sich modeln und schaffen und es zu menschlicher Vollendung bringen. Der Erfolg gab dem seltenen Mann recht; er brachte sein Leben in staunenswerter Gedächtnisfrische bis über neunzig Jahre.

Einem anderen Rechtsbestiffenen, der stark in Politik machte, empfahl ich auf seine Klagen über zunehmende Gedächtnisschwäche die Anweisung, die ich von jenem, soeben erwähnten, beneidenswerten Vorbilde gelernt hatte; dieser aber, bei dem ich schon ankam, meinte spöttisch überlegenen Lächelns: „Ja, dazu habe ich keine Zeit!“ Für jede politische Wichtigkeit, die nicht über den Tag hinaus Gültigkeitswert besaß, hatte er natürlich immer Zeit in Fülle.

Viel zuviel Zeit wird an das Zeitungslesen verschwendet. Mit welcher Lastladung beschwert die Welt sich tagtäglich den Magen! Liest man andern Tages die zahllosen Wichtigstellungen und Segenbehauptungen und zählt schließlich die Summe des Gelesenen zusammen, kann man sich beschämt eingestehen, daß man die Hälfte seines Lesedaseins in die Luft gepufft hat. Die armen Schriftleiter sind zu beklagen; sie geben sich anerkennenswerte, unmenschliche Mühe, jeden Tag ihren Blättern das furchtbare Füllsel zu beschaffen, damit die unerfättlichen Masfbürger zum Frühstück und Nachtmahl das Futter in die gewohnten Rausen geschüttet bekommen.

Der Hauptfehler der Zeitungen ist: daß sie auch Gerüchte drucken. Man denke sich: „Gerüchte!“ Man sollte stets mit Drucken und Lesen acht Tage lang warten, bis alles sich geklärt hat. Jeder schwärzt irgend einen aus der Luft gegriffenen Unsinn nach; je törichter, unglaublicher und mißduftender ein solches Gespenst ist, um so begieriger wird es weitergetratscht, um so lieber geglaubt.

Eine Quelle des Ergößens war mir zuweilen, daß die Zeitungen jeweils täglich im selben Umfang erscheinen; es muß eigentlich alle Tage genau die nämliche Masse der Ereignisse vorkommen, sonst müßten doch natürlich auch einmal etliche ganze oder halbe Seiten leer bleiben. Mir genügte das einmalige Erscheinen einer Zeitung im Tag, oder noch besser ein zweimaliges in der Woche. Die geschichtlich bewegtesten Zeiten der Vergangenheit schrumpfen in Geschichtswerken auf wenige Seiten oder gar Zeilen zusammen — eine Lehre für den, der zu schauen imstande ist, wie gar weltwichtig die uns so tiefbewegenden, nervenüberreizt machenden Ereignisse in Wirklichkeit sind! —

Eine Welt, in der im Grunde nur das, was nützt, Geltung und Hochachtung genießt, kann sich nicht mehr ernsthaft in die Schönheitwelt von Dichtungen versenken. Darum vertiefen sich die modernen Menschen lieber in die Schriften über Dichter und Schriftsteller, als daß sie sich mit den langweilig gewordenen Versen selber befaßten. Nur wenige

wissen noch den erworbenen Besitz zu genießen und den Weg zur Schönheit zu finden. Für die meisten sind höchstens noch Romane mit möglichst vertrackten „Problemen“ reizvoll und fesselnd.

Der „Modernität“ fehlen Erhabenheit und Schönheit. Ihr gilt die Wirklichkeit als oberstes Gesetz. Sie hat von ihrem Standpunkt aus völlig recht; sie hat alles Hellenentum abgestreift; sie will nicht einfach, nicht schlicht sein. „Kompliziertheit“ und „Differenziertheit“ sind die Losungsworte, die sie auf ihre Fahne geschrieben hat. Aber das Komplizierte ist im Grunde doch unwahr, unecht, undichterisch. Man sehe wahrhaft große Menschen an: einen Goethe, einen Luther, einen Bismarck! Sie sind klare, einfache, darum große Naturen.

Die Niesen, die Götter sind gegangen. Oft glaubt man es wie das Krachen eines vom Erdbeben erschütterten Hauses zu hören. Dem „Dilettantismus“ ist auf allen Gebieten Tür und Tor geöffnet. Jeder Anfänger, der zum ersten Male den Mund aufstut, wird bereits als „Meister“ ausgerufen; für klavierspielende Kinder werden in den Blättern Ausdrücke verschwendet, wie man sie vorzeiten etwa für einen Liszt, eine Jenny Lind übrig hatte. Und so ist es auf allen Gebieten. Einzelne werfen sich zu Geschmackspäpsten auf, sie wissen ja: die Welt ist dumm genug, alles für bare Münze zu nehmen.

Jugend und Alter! welche Gegenachsen! Wie in körperlichen, wandelt sich auch in geistigen Beziehungen unendlich viel. Man wird ein anderes Wesen. Als Jüngling erschien mir Rückerts lehrhaft angehauchte Dichtung unsagbar langweilig — heute sind mir die weisheitvollen Dichtungen jenes großen Sprachmeisters feinschmeckerische Genüsse, wahre Seelenlabfale. Aber auch umgekehrt. In halbreifer Jugend wäre ich stundenweit barfuß durch Dornen und Disteln gelaufen, um etwa Wagners Nibelungenring zu hören — heute brächten mich keine zehn Säule zu dieser, wenigstens mir die Ohren zerquälenden, fünfstündigen Musikdrangsal.

Jeder genieße das Leben auf seine Weise! wenn er es nur genießt und es ihm Glück bereitet! An manchem geht man in der Jugend achtlos vorüber, woran man im Alter sinnend und bewundernd stehen bleibt. Das ist gerade das schöne Vorrecht des Alters, eine vertieftere Aufnahme-fähigkeit zu bekommen, wenn man auch alles mit größerer Vorsicht, schlürfenderer Bedächtigkeit, behutsamerer Angßlichkeit zu genießen wagt als in jungen Jahren — daher dünkt mir das Alter schöner als die Jugend und ich stimme nicht mit meinem alten Freunde Hansjakob

überein, der entschwendener Jugend bewegliche Klagen nachseufzt und dem Greisenalter ein unmännliches Gejammer entgegenwimmert. Brechen nach unabänderlichem Schlusse der Natur die letzten Tage mit Krankheit und Zerfall herein, so kann man freilich nur flehen, daß es das Schicksal wohlmeinend schnell zum Ende führe und einem die sanfte Binde fliehenden Bewußtseins huldvoll um die Schläfe schlinge! . . .

In schroffem Gegensatz zu den meisten meiner deutschen Zeitgenossen hat stets ein leidenschaftlicher Schönheitdurst mich beseelt, unbeeinflusst von zeitlichen Moden und Strömungen, die niemals Einfluß auf mich ausübten. Schöne Gestalten, edle Gesichter hatten von vornherein meine Neigung für sich, konnten mich ungerecht gegen die Erscheinungen des Gegenteils machen: als Knäblein im zarten Alter von sechs Jahren nahm meine Mutter mich in das Museum zu Basel mit. Indes sie mit ihrer Begleiterin sich in ein Bild vertiefte, hatte ich mich loszureißen gewußt, und als die Damen sich umwendeten — welch ein Schauspiel bot sich ihnen dar! In einem der Säle steht die lebensgroße Marmorgestalt der Psyche von Schloth, wie sie mit einem Lämpchen über das Lager des Eros leuchtet. Ich hatte schnell einen Stuhl an die Gestalt gerückt, war hinaufgeklettert, hatte die Beine der Psyche mit meinen Armchen umschlungen und bedeckte mit Küßchen ihre Kniee! Mit einigem Entsetzen gewahrte meine Mutter die verfrühte Frauenverehrung ihres vielversprechenden Söhnleins. Viele Jahre hindurch ward ich damit geneckt; noch im Alter besuche ich gelegentlich gerne das Baseler Museum und statt meiner ersten Liebe — die längst ein schirmendes Gitter gegen ähnliche Liebestollheiten erhalten hat — einen Anstandsbesuch ab. . . .

Meine Kunstbegeisterung trieb schon in Zeiten der Vorschule des Lyzeums seltsame Blüten. Obgleich ohne jede Begabung zum Zeichnen oder Malen, verfiel ich auf den Gedanken, eine Ausstellung von Bildern zu veranstalten. Ich ging meine etwa zehnjährigen Mitschüler an, mir zu diesem Zwecke farbige oder einfache Zeichnungen zu verfertigen und bekam eine stattliche Sammlung zusammen, die ich in einem Zimmer meines Elternhauses etwas marktschreierisch ausstellte. Von dem Vorhandensein von Kunstsälen oder Kunstvereinen hatte ich noch keine Ahnung, sondern der Gedanke dazu war völlig selbständig in mir erwachsen. . . . Zwei Bildchen meiner kindlichen Sammlung ragten aus der Menge hervor und erregten Aufmerksamkeit und Bewunderung der Betrachter: eine durch weißmantelige Kabylen ins Werk gesetzte, afrikanische Löwenjagd, sowie ein besuchkartengroßes Jagdstück in einem

fernbildlich staunenswert gutgezeichneten deutschen Walde! Man weiß, sagte dem kleinen Schöpfer der beiden Kunstwerkchen eine große Zukunft als Maler. Die Weissagung ist eingetroffen: denn Wilhelm Volz (1855—1901), der knabenhafte Urheber jener Bildchen, ist später ein Meister seiner Kunst geworden. Zahlreiche Kunstsammlungen besitzen Werke von ihm, und seine letzte, große Tat: die Märchenfresken in der Neuen Börse zu München verdienen durch ihre ursprüngliche Erfindungskraft und prächtige Durchführung die ihnen zuteil gewordene, kunstgeschichtliche Bewunderung. Volz war auch ein für Tonkunst hochbegabter Mensch; seine Liederdichtungen sind von dem selben ursprünglichen Geiste wie seine Bilder durchseelt. In seiner Jugend lag er jahrelang elend an Fußverkürzung darnieder: eine von seinem Vater, einem Arzt, erfundene, sinnreiche Vorrichtung streckte sein verkürztes Bein; er schien ein wahrer, auf das Folterstreckbett gespannter Leidensheld. Mit seinem großen Verstand überwand er siegreich die schweren Jahre der Geduldprüfung. Der ausgezeichnete Mensch und Künstler sank leider schon um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts allzufrühe zu München ins Grab.

Nach heutigen Begriffen ist meine Kunstbegeisterung etwas veraltet. Ich liebe noch die schönen Umriss, die edle Farbengebung eines Feuerbach, die Glut eines Böcklin, die knorrige Kraft eines Lenbach. Daß das Häßliche bei uns in germanischen Landen den Preis davongetragen hat, ist nicht verwunderlich. Auf Reisen im Norden ist es auffallend, wie wenigen Menschen mit schönen Gesichtszügen man begegnet und es ist nicht unbedeutend, daß man Maler, die die garstigsten, knolligsten Kartoffelköpfe der Leinwand aufzupinseln beflissen sind, als die „deutschesten“ feiert.

Mehr als Malerei lag mir von jeher die Bildnerkunst am Herzen. Darum war mir auf meinen vielen Wanderungen im Süden die ständige Beobachtung des Volkslebens auf den Straßen dort der höchste Genuß. Dort haben die Menschen natürlich angeborenen Anstand, Großzügigkeit, Anmut bildhafter Bewegung, edel schwebenden Gang. Man spürt die mehrtausendjährige Kultur als unbewusste Wohltat heraus. Diese wonnige Eigenschaft ist durch nichts zu ersetzen und will durch unendliche Zeiten alsgemach erworben werden.

Ich bin durchaus Kulturmensch, und zwar ein ausgesprochen geschichtlich geeicht. Nicht die schönste Landschaft vermag mich auf die Dauer zu fesseln, wofern nicht geschichtliche Bezüge hineinspielen. Nichts

tat ich lieber, als in zerfallenen Tempeln an südlichen Meeren einsam herumzusteigen oder auf Bruchstücken mittelalterlichen Mauerwerkes betrachtend den Blick über mondbeschienene Giebelmächer alddeutscher Städte schweifen zu lassen. Aber einsam muß ich sein; in Gesellschaft sehe und erlebe ich nichts. Ein unscheinbarer Wasserspiegel wie etwa der See von Murten war mir um seiner heldischen Erinnerung halber immer lieber als eine geschichtslose Gletschergruppe, und ergöste sie sich selbst im Scheine der Mitternachtsonne, wie die Hänge des Sulitelma, hinreißender Schönheit voll, ins Meer von Norwegen. Die „historische Landschaft“ in ihrem großartigen Ernste ging und geht mir über alles.

Auf meinen Städtewanderungen boten mir die wechselvollen Auslagen der Kaufläden besonders viel Anregung. Ich bin ein wahrer Ladensfensterschwärmer und hasse nichts mehr auf Reisen als den Sonntag mit geschlossenen Schaufenstern und der dumpfen Farblosigkeit. Viele Städte habe ich abgegrast, indem ich die Straßen auf der einen Seite hinauf, auf der andern herab schlenderte, um kein einziges Ladensfenster mit seinen unzähligen Erzeugnissen menschlichen Gewerbfleißes, menschlicher Erfindungskraft zu übersehen.

Manvoll habe ich landschaftsweise mein deutsches Vaterland, Osterreich, Ungarn, Italien und Frankreich abgeweidet und kam auf solche Weise zu den entlegensten, den Wandersleuten der großen Heerstraße verborgensten Nestern.

Als Hauptzeugnis dafür, wie sehr viel mehr ich Kultur als Naturmensch bin, galt mir in stiller Seele stets, daß mir künstliche Brunnen, Springbrunnen, lieber als natürliche Wasserfälle waren. Mich ergriffen die prachtvolle Aequa Paola, die gestaltenreiche Fontana Trevi zu Rom weit mehr als der berühmte, felsenüberrieselnde Wasserfall von Terni. Ich bin im Laufe meiner Entwicklung eben ganz und gar Kunstmensch geworden, wesentlich durch etwa zwölfmalige Aufenthalte im Süden. Viele Wanderungen im Norden haben bei mir Alterndem den Erfolg gezeitigt, daß der Süden in meinem Herzen den Norden völlig aus dem Felde geschlagen hat. Tagelang allerdings konnte ich am Ufer eines reißenden Bergstromes, etwa der Aare bei Guttannen in der Schweiz, sitzen und nichts tun, als dem Strudelspiel der Wellen zuschauen oder mich in den nie genug geschauten Anblick einer sommerlich blühenden, blumenvollen Wiese versenken.

Wenn ich auch nicht mehr das alte, päpstliche, unverfälschte Rom aus eigenem Augenscheine kannte, so durchstreifte ich diese Stadt doch noch

zu Zeiten, da die Villa Ludovisi noch an der Stelle stand, wo Goethe sie geschaut, da die Villa Albani — das herrlichste Kleinod Roms, die nie und nirgends wieder in gleicher Herrlichkeit vorkommende Vereinigung von Kunst und Natur — noch jedem Besucher ihre Pforte öffnete. . . . Seit ein gefürsteter Geldprosz durch seine Millionen diese größte Schauenswürdigkeit andern Sterblichen vorzuenthalten sich herausnimmt, bin ich dem „Anarchismus“ nicht mehr völlig abhold. Hier, nicht bei den Königen, sollten die Umstürzler einsetzen, denn die Könige sind edler und gönnen ihren Völkern mehr Licht und Schönheit. Seit die Villa Albani dem Fremdling die Tore schloß, hatte Rom seinen Reiz für mich verloren.

In schwärmender Jugendzeit schwelgte ich im Gedanken an fürstliche Musenhöfe der Renaissance, der Medici, der Este, der Montefeltro, und wünschte mir ein ähnliches Wiederaufleben an den kleinen Fürstenhöfen in Deutschland. Nur die Betätigung von Kunstliebe gab ja modernen Kleinfürsten noch Daseinsberechtigung. Da es aber keine Herrscher großen Stiles mehr gab, so war es vielleicht besser, sie ließen ihre Finger davon. Der einzige wäre vielleicht Karl Alexander von Sachsen-Weimar gewesen, hätten ihn nicht zu enge, kleinliche Verhältnisse daheim umschnürt. Moderne Künstler und Dichter in Frack und „Claque“ spielten an Höfen sowieso eine etwas geringe Rolle, und wenn sie sich weigerten, in dem nun leider einmal üblichen Gesellschaftanzug auf dem glatten Estrich eines Hofes zu erscheinen, so war dies erst recht kein Zeichen von Größe, sondern stellte sich eher als Ausfluß schlaftröcklicher, unweltmännischer Spieß- und Kleinbürgerlichkeit dar.

Es ist wahr: niemand lehnt sich ungestraft oder doch unbelächelt gegen Sitten und Moden auf, und wären diese noch so dumm und garstig. Von Rechts wegen sollten die Gassenjungen jedem Träger eines Schlothutes, jeder Dame mit paradiesvogelfederngeschmücktem Prunkhut unter Spottliedern durch die Straße folgen! Aber auch unser trostlos, schwarz in schwarz gekleidetes und behutetes Leichengefolge gemahnt mich stets an die schrecklichen, mit kohlschwarzen Tüchern behangenen, bloß die Augen freilassenden Leichenpferde. Unsere Kleidung ist sowieso trauerfarben und trübselig genug. In südlichen Ländern eilt man unbeschadet seiner oder des Abgestorbenen Seele, wie man steht und geht, ohne Trauerverbrämung zu den Leichenzügen.

Ich fühle mich im Grunde nicht als „moderner Mensch“. Ich liebe keine Fernsprecher im Hause, des lästigen Geklingels halber; ich mag

nicht im Kraftwagen fahren, weil er mich zu schnell ans Ziel bringt; ich fahre noch mit Leidenschaft in Bummelzügen und bin stets bekümmert, wenn die Fahrt sich zu Ende neigt; ich gestehe, daß ich am liebsten in alten Postkutschen auf weltfernen Landwegen durch ein graues Stadttor in die Gassen eines anheimelnden, seitab gelegenen Städtleins einfahre. Großen Städten gehe ich nach Möglichkeit aus dem Wege.

Ohne viel Überwindung habe ich es schon fertig gebracht, nach Potsdam an den Sarg Friedrichs des Großen und auf das einsame Schlachtfeld von Fehrbellin zu fahren, ohne das benachbarte Berlin wiederzusehen. Auf Reisen in das französische Hinterland berührte ich nur notgedrungen Paris, von einem Bahnhofe zum andern die Weltstadt im Einspänner durchquerend, um nur rasch wieder den Ausgang zu erreichen. Auf italischen Fahrten suchte ich es einzurichten, wenigstens einige Stunden in Rom zu rasen, um jeweils zwei Lieblingsplätze zu begrüßen: die *Acqua acetosa* und den Monte Testaccio nebst dem benachbarten Friedhof an der *Cestiuspyramide*, wo so viele Freunde von mir ruhen.

Wären alle Leute wie ich, könnte man sämtliche Gasthöfe der Großstädte schließen. Keine Neugier lockt mich, kein Verlangen, das Riesenwachstum jener Millionenherde zu bewundern. Meinen Haß gegen die heulenhaften Anschwellungen mit ihrem Gerassel, Geratter und Wichtiggetue vermag ich nicht zu überwinden.

Die *Acqua acetosa* mit ihrer tiefen, herzergreifenden Campagna-Stimmung hat es mir zu den Zeiten meiner längeren römischen Aufenthalte schon angetan. Doch ich verschwieg dies meinen Bekannten, damit sie ja nicht glauben sollten, ich suche jene Stelle darum so gern auf, weil einst Goethe mit Vorliebe seine Schritte dorthin lenkte. Ich habe mich niemals auf meinen Wanderungen sonderlich gefreut, den Spuren großer Vorwanderer zu begegnen und bin lieber meine eigenen Wege gegangen.

In jungen Jahren ließ ich mir scherzeshalber einmal Schnurr- und Knebelbart wachsen. Ich betrat in dieser Zier einen Buchladen. Der besfreundete Buchhändler rief mir entgegen: „Ganz Scheffel!“ Ich drehte mich auf dem Absatz herum, flog in das nächste Bartschergeschäft und ließ mich ungesäumt des Bartschmuckes berauben, damit ich um Gottes willen nicht den Verdacht erweckte, den Trompeterdichter in seiner Barttracht nachahmen zu wollen. Daß Leute von einigem Geschmacke den schänderhaft aufgestäubten Schnurrbart Wilhelms II. nachäffen mochten, ist wohl nur aus überbordgeworfenem Byzantinertume zu verstehen.

Je älter man wird, um so mehr liebt man Friede und Ruhe, um so mehr wächst — wenigstens bei mir — die Scheu vor der persönlichen Öffentlichkeit. Wie gern trug ich als junger Mann einem größeren Kreise meine Dichtungen vor — heute käme mir solche Schaustellung wie das Besteigen des hohen Seiles durch einen Zirkusgaukler vor. Aber gleich stark in Jugend und Alter ist mir die leidenschaftliche, echt germanische Lust am Wandern geblieben, wenn allerdings auch das Dabeimbleiben immer schöner wird! Ich wünsche sogar, daß selbst meine Asche noch übers Feld wandern oder in einem Flusse schwimmen, nicht aber in düsterer Urne für die Ewigkeit schlummern möge!

Die einfache Wahrheit des Wortes einer Frau aus dem Volke, das ich einmal im Vorübergehen aufschnappte, dünkt mir für alle Lebenslagen köstlich und beherzigenswert: wer noch zwei Beine zum Gehen hat, soll über nichts klagen! Darin scheint mir mehr wahre Lebensweisheit zu stecken als in ganzen Bänden weltweise klügelnder Bauchredner und Menschheitquackfalber.

Klügeln, Grübeln und sich den Kopf unnötig zerbrechen, sind die fruchtlosesten Beschäftigungen. Arbeiten und tätig sein — oder genießerisch sich ausstrecken, ist alles! Gottlob, daß die Zeiten aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts dahin sind, wo man der Philosophie solchen Wert beimaß, daß man sogar Privatstunden darin nahm! — Die schönste, wahrste, tiefste Weltweisheit liegt im köstlichen Wort des Arabers: Suche den Schatten und tue nichts! . . .

Da ich keinen „bürgerlichen Beruf“ bekleidete, wollte man mich unzählige Male — sogar als Verrechner eines weiblichen Wohltätigkeitsvereines — benutzen oder ausnützen; ich lehnte jedoch ab, da ich gerade Füllsel genug hatte, mein eigenes Leben auszufüllen und stets beklagte, daß der Tag nicht hundert Stunden habe. Das Menschenleben mit all seinen farbigen, schimmernden Erscheinungen schien mir tagtäglich unsagbar fesselnd und ich hatte die glückliche Gabe, es jeden Augenblick mit dem Auge des Bildners zu betrachten, so daß mir auch der unscheinbarste, kleinste Gang durch Straßen und Gassen eine Fülle reichen, unerschöpflichen, künstlerischen Genusses bot und bietet. —

Da die Menschheit alles in ein Fach stecken und in Schubladen abgrenzen muß, fand ich sie geteilt in die zwei Lager der „Lebensverneiner“ und der „Lebensbejaher“. Das Dasein in ewigen, weltenschmerzlichen Schwarzseherklagen zu verwimmern, ist töricht; aber ewig zu lachen und nur zu lachen, ist ebenso töricht. Der wahre Lebensergreifer wird die richtige

Mischung von Ernst und Scherz zu finden wissen, sonst wäre bald alles graue Langeweile. Wäre Goethes Wort wirklich wörtlich zu nehmen, daß er in seinem langen Leben keine vier Wochen glücklich gewesen sei, so wäre er keineswegs der „schlechthin vollkommene“ Lebenskünstler, als den ihn blinde Götzenanbeter verehren.

Völker dämmern herauf und sinken wieder in Dunkel hinab. Ich habe mehrfach in Freundes- und Verwandtenkreisen Familien gründen und nach schweren Leidensjahren wieder aussterben sehen und mich gefragt: Wozu, wozu der Umstand?...

* * *

Glücklich, wer den Glauben an eine „Offenbarung“ hegt; wer darauf lebt und stirbt, ist ahnungsvoll wie das Kind am Weihnachtsabend, das noch ans Christkind glaubt. Glücklich, wer sich täglich das Wort des Apostels Paulus vor die Seele hält — wohl das tiefstinnigste, das jemals aus Menschenmunde quoll —: „Was du säest, das lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor gestorben ist.“

So wollen denn auch wir Sterblichen hoffen, daß sich hinter jener grauen, undurchdringlichen, rätselaufgebenden Wand etwas geheimnisvoll Erhabenes berge, und daß wir nicht bloß einem bewußtlosen Dunkel verfallen, wie es vor unserer Geburt uns schirmend umgab. Auch wir wollen — und mehr können wir nicht mit unserer menschlichen Unzulänglichkeit — wie die geharnischten Wächter von der Zinne spähen, die der Morgenröte sehnstuchvoll entgegenharren!

* * *

Und wieder ist es ein Wintertag, ein erster Dezember, wie damals, als ich vor dreizehn Jahren die Niederschrift dieser Erinnerungsblätter begann. An Johann Peter Hebels ehrwürdigem Schreibtische, der seit 1898 auch der meinige ist, vollendete ich nach Lust und Stimmung die Arbeit. Und wieder braust der Schneesturm um mein Fenster und noch immer schauen meine stillen Freunde: die Bücher, von ihren hohen, mit Reiterhelmen gekrönten Gestellen mir zu.

Beglückt und dankbar ließ ich noch einmal den Strom meines Lebens am sinnenden Auge vorübergleiten und schaute Münster, Burgen und wogende Getreidefelder darinnen gespiegelt. Ohne herzzerzehrenden Ehrgeiz nach einem unerreichbar hohen Sternenziel, ließ ich mir an wenigem

genügen und bin darum, vielleicht nur darum, ein zufriedener, glücklicher Mensch geworden.

Die Worte des altpersischen Dichters und Zeltwikers Dmar Chapâm — in meines seligen Freundes Bodensiedt Übertragung — will ich mit goldenen Buchstaben in das Herz eingegraben sein lassen:

„Wer in dieser Welt nur ein halbes Brot hat,
Und ein ruhiges Nest bis zu seinem Tod hat,
Wer keinem zu gehorchen, noch zu befehlen braucht,
Der sei froh, da er weder Sorge noch Not hat.